Bilder aus Süd-Tirol

und von den

Ufern des Gardasees.

Von

Heinrich Noë,

Verfasser des „baierischen“ und „österreichischen Seebuches“
und „Brennerbuches“.

München 1871.
Verlag der J. Lindauer'schen Buchhandlung
(Schöpping.)

Herrn

Johannes Nordmann

gewidmet

vom

Verfasser.

Vorwort.

Ich versuche es hier zum ersten Male, umfangreichere Bilder und Darstellungen aus der Natur sowie aus dem Leben desjenigen Landes im Süden des Hauptwalles der Alpen zu geben, welches man das italienische Tirol, Wälschtirol, nennt. Die Italiener haben demselben in neuerer Zeit auch die Bezeichnung „Trentino“ oder Trienter Gebiet gegeben, ein Wort, welches zu politischen Zwecken erfunden worden ist und weder vor einer geschichtlichen, noch weniger aber geographischen Prüfung Stich hält.

Es werden in meiner Darstellung merkwürdige Landschaften aus den Flußgebieten der Etsch, des Chiese, der Brenta, der Piave, vor allem aber des Gardasee's gezeigt, dessen Ufer durch ihren Reiz immerhin die anziehendsten Reiseziele bleiben. Kleine Scenen aus dem Dorfleben, aus dem Treiben der Fischer und Hirten habe ich darein gemengt, weil solche Bilder erwünschte Ruhepunkte im Wandel der vorüberziehenden Natureindrücke sein werden. Auch läßt sich in solcher Fassung manche merkwürdige Einzelheit in den Gewohnheiten und der Sinnesart der Menschen beibringen, welche bei allgemein schildernder Behandlung des Stoffes als zu kleinlich in der Mappe des Autors verbleiben müßte.

Das italienische Tirol ist wohl klein aber nicht minder mannichfaltig als die anderen Thalgebiete der Südalpen. In der Entfernung weniger Meilen findet man Wüsteneien von ewigem Eis und warme Gestade, von welchen das Grün nie schwindet. In dieser Hinsicht möchte man wohl in den Alpen kaum ein Beispiel von solcher Wirksamkeit finden, wie die Einöden des Val Genova, welche von den Ufern des Gardasee's aus in einem Tage erreicht werden können — ein Uebergang aus südlicher Herrlichkeit zu der Natur des Polarkreises.

Wie meine anderen Bücher über die Alpen ist auch dieses weder ein Wegweiser noch ein Reisehandbuch. Ich stellte mir ein anderes Ziel vor Augen, welches mehr mit den Aufgaben ästhetischer Naturbetrachtung zusammenhängt. Ich bringe weder eine Karte, noch Kataloge der Naturalien, noch einen Leitfaden der Landeskunde, sondern Studien, wie sie der Maler anfertigt, der ein Oertchen gefunden hat, an welchem sein Auge durch irgend welche Lockungen zu Schauen und Schaffen angeregt wird.

Auch wird man, wie in jenen anderen meiner Bücher durch die Landschaft zu verschiedenen Jahreszeiten geführt. Es ist jedem Reisenden bekannt, wie nothwendig ein solches Verfahren ist, um im Unstäten der Beleuchtungen, der Eindrücke, der Farben, das Wesentlichere zu erkennen.

Möge das Buch mit eben so viel Lust gelesen werden, als seine Urbilder dem Verfasser Freude und seinem Eifer Lohn gewährt haben.

Landro (Pusterthal) 1870.

Der Verfasser.

Inhalt.

	Seite
Der Jahrmarkt zu Salurn	1
Meta teutonica (Deutsch-Metz)	17
Im Cembra Thale	30
Von Predazzo nach Gröden	45
Auf dem Corfara-Joch	58
Streifzüge an der unteren Etsch	69
Castell Penede	84
Bei Nago	109
Auf dem Gardasee	126
Von Calliano nach Pergine	146
Riva	157
Maler-Studien am Gardasee	178
Eine Geschichte vom Gardasee	195
Herbstansichten im Val di Ledro und Val Conzei	226
Ein Gang zu Unserer Lieben Frau zur Buche (bei Nago)	239
Im Etschthal	251
Das Südtiroler Paradies	278
An der oberen Sarca	289
An der Gränze	299
Am Seeufer	317
Allerheiligen im Süden	345
Winterstudien am Gardasee	359
Frühlingstage im Ampezzaner Gebirge	375

Der Jahrmarkt zu Salurn.

Das Dorf Salurn, oder wie es im wälschen Munde genannt wird, Salorno, liegt gar nicht weit von der alten Sprachgränze entfernt, die sich seit vielen Jahrhunderten am Rosbach zwischen Wälsch- und Deutsch-Metz hinzieht.

Heut zu Tage ist Salurn in Wirklichkeit das letzte Dorf vollständig deutscher Zunge, welches in ununterbrochenem Zusammenhang mit den übrigen deutschen Landen steht. Denn an die schon weit ins Wälschland vorgeschobenen Posten unseres Volkes, wie die sieben Veroneser Gemeinden, wie Lavron, Luserna, oder Palu wollen wir dabei nicht denken.

Schon aus diesem Grunde verlohnt es sich der Mühe, ein wenig hinzusehen und uns zu unterrichten, wie es um diese südlichste deutsche Ansiedelung herum mit dem Land und seinen Bewohnern beschaffen ist.

Ich wählte zu einem meiner Ausflüge den dritten Sontag im Juni, denn an diesem Tage ist allemal Jahrmarkt zu Salurn

und man sieht wohl zehnmal so viel Leute, als zu anderen Zeiten.

Bis Neumarkt oder Egna, wie die Wälschen sagen, ließ ich mich von der Eisenbahn fahren. Sodann ging ich zu Fuß an den Etschsümpfen hinab, um besser als es der Dampfwagen gestattet, den Boden zu betrachten, von welchem sich unsere Bauern, trotz aller Betriebsamkeit und alles Eifers ihrer südlichen Nachbarn noch immer nicht haben verdrängen lassen.

Es ist jedenfalls eine absonderliche Landschaft dort unten an der Etsch.

In das flache, heiße Sumpfland mit seiner brütenden Stickluft schaut das zerklüftete Mendelgebirge von Tramin herab und selbst das verschneite Kreuzjoch, das Granitgebirg ober Meran und die weißen Sarnthalerspitzen sind noch immer über die weinreiche Eppaner Hochfläche hin sichtbar. Hier unten aber steht Wein und Schilfrohr neben einander in der trägen Luftschicht und es rührt sich so wenig hier unten, wie dort oben im glänzenden Winter. Nur das Surren der giftigen Sumpffliegen und das eintönige Geräusch der Etsch unterbrechen die qualmige Ruhe des Sommertages.

Man kann auf einem selbstgewählten Steig durch die Sümpfe den weiten Windungen der Landstraße entgehen, welche, schlammige Gründe meidend, sich an die sichere und höher gelegene Bergleite hält.

So ging ich denn durch das Moor stromabwärts.

Man sieht dort überall vollendete, halbfertige, oder auch verunglückte Anstalten, die faulen Wasser vom Grunde wegzuführen und die Brutstätte böser Fieber zu vernichten.

Da sind Kanäle, in welchen braunes Wasser stockt, durch das Moor gezogen, dort wird ein Damm durch die Wurzeln

knorriger Weidenbäume fest zusammengehalten. Hier, im Schatten der mächtigen Erlen scheint fester Grund zu sein, aber auch aus ihm tönt betäubendes Froschgeschrei hervor, das schwanken Boden anzeigt, nicht minder, wie aus der himmelblauen Fläche von Vergißmeinnicht, die dort den offenen Tümpel verdecken. Es ist alles moderig und schwank in der Niederung, starr und fest sind nur die hohen Berge.

Es ist nicht die Sache jedes Wanderers, in solcher Sonnenglut, von Mückenschaaren umschwärmt, den gefürchteten Sumpf zu durchschreiten. Auch gehört einige Bekanntschaft mit der Färbung und dem Pflanzenwuchse der Moorgründe dazu, um die festeren Stellen zu finden, welchen der Fuß trauen darf. Selbst in den Zwischenräumen dichter Bäume schwirrt das Riedgras und die eine oder andere gewaltige Trauerweide senkt die feinen Zweigspitzen in wimmelndes Wasser und beschattet nur gelbe Nymphäen, deren bauchige Blätter breit und platt, wie ein sich sonnender Lurch über das unheimliche Gewässer hin ausgestreckt liegen.

Endlich bei dem kleinen Weiler St. Florian erreichte ich wieder staubigen Grund und feste Straße. Die Kinder, welche im dürftigen Buschwerk des entholzten Kalkberges von dumpfer Hitze bedrückt die Ziegen hüten, verstehen schon keine deutsche Frage mehr. Man hat sie aus Wälschland kommen lassen, weil um solchen Bettellohn, den man ihnen gibt, deutsche Aeltern kaum ihre Kinder auf die Weide schicken. Es sind arme unlustige Geschöpfe mit eingefallenen Wangen und schmutziger Hautfarbe. Nicht einmal den deutschen Namen des Ortes wissen sie, dem ihre Thiere angehören. Sie heißen ihn Laghetto, während unsere angesessenen Bauern ihn noch immer Laag benennen. Es ist dieß einer der

wenigen Ortsnamen, welche sich sowohl aus dem deutschen als aus dem romanischen Idiom erklären lassen. Von dem althochdeutschen Worte „lacha“ bis zu unserer „Lacke“ herab haben die gleichlautenden Wörter immer einen Weiher oder ein stehendes Gewässer bezeichnet und auch das wälsche Wort sagt nichts Anderes.

In der That ist, wie wir gesehen haben, an abscheulichen Tümpeln hier nirgends ein Mangel.

Das Mauerwerk von Laag mit seinen Bogenfenstern und Thorwegen sieht freilich schon ganz wälsch aus. Aber die Leute reden noch alle unsere Muttersprache und auch das bescheidene Wirthshaus mit seinem Erker ist gut etschländisch und deutsch.

Die Sumpflandschaft setzt sich auch noch zwischen Laag und Salurn fort. Aber es gesellt sich ihr ein neuer Zug bei, indem nunmehr die hohen Schneeberge des Val di Non in den Gesichtskreis treten. Da möchte man nun freilich einem Landschaftsmaler, welcher die Natur versteht, den Rath geben, aus diesen seltsamen Dingen eine Studie zusammen zu setzen: die gleißenden Wassergräben, durch welche die Amphibien leichte Furchen ziehen, die schläfrigen Trauerweiden neben ihnen, das weite Schilfgewoge und das funkelnde Eis hoch am stahlblauen Himmel.

Das Dorf Salurn selbst hat eine jener Lagen, welche man vor dreißig und vierzig Jahren „romantisch“ nannte. Hiezu fehlt gar nichts. Hart über dem Orte ragt eine ansehnliche Felswand hervor, von welcher ein wehender Wasserfall herabrauscht. Diese Felswand hat den brauchbaren Namen „Geiersberg“ und um dem Stil jener Periode vollständig gerecht zu werden, hat sich auf ihr sogar die leibhaftige Ruine

eines Ritterschlosses angesiedelt, welche nach dem Ausspruch des berühmtesten deutschen Alpenforschers „unheimlich herabblickt.“

Ich will nicht länger bei der Ausmalung dieser Herrlichkeiten verweilen, welche in einem jener vaterländischen Romane am Platze wäre, wie sie heut zu Tage zum Ergötzen des Wochenheft-Publikums nach mittelmäßigen Mustern über alle Begriffe elend zusammengeschrieben werden, sondern wende mich sofort zu Salurn und seinem Jahrmarkte.

Wenn man sich dem Dorfe nähert, bemerkt man sofort, daß die braunen Sumpfwasser bis an seine Gasse reichen und in der That liegt noch im Schatten der Straßenallee bei seinem ersten Hause ein moderiger Kahn, halb von gefärbtem Wasser angefüllt, im unvertilgbaren Sumpfe.

Um mich vorerst zu vergewissern, wie es eigentlich mit dem Deutschthum Salurns bestellt sei, ging ich mitten durch das Gewühl des Jahrmarktes hindurch nach dem Kirchhofe. Denn auf dem Kirchhof werden diejenigen begraben, die im Orte gelebt haben und über das Volk, zu welchem sie gehören, gibt nicht nur der Name, sondern vornehmlich auch die Sprache der Inschriften auf den Denkmälern den vorzüglichsten Aufschluß.

Und siehe da! die Gräber von Salurn reden alle deutsch. Wälsches ist auf dem Friedhofe gar nichts zu sehen als ein mächtiger Zurglbaum*), von dessen blauen Beeren Vogelschaaren lärmend naschen. Sonst sieht Alles so deutsch oder tirolisch aus, wie überall im Berglande. Ueber den Gräbern der guten deutschen Männer und Frauen blühen die rothen Kaiserkronen, um manches Kreuz klirrt der hölzerne Rosenkranz und beim eisernen Gitter der Friedhofkirche liegt auch

*) Celtis australis.

ein geistliches Kartenspiel, in welchem die sündhaften Könige, Buben und Aßе gewöhnlicher Blätter durch Sinnbilder der Buße, durch die Artikel des christlichen Glaubens und deutliche Ermahnung zur Abtödtung ersetzt sind. Vor der Mauer grünen einige große Stechapfelstauden.

Der Platz vor dem Kirchhofe ist mit Gras bewachsen, es steht ein weißes zertrümmertes Haus darauf. Deutsche mit gelben Gesichtern belustigten sich hier mit dem wälschen Kugelspiel — einem plumpen unsauberen Spiel, wie es alle derartigen wälschen Uebungen sind. Die Kugel, welche nicht auf einer gedielten Bahn, sondern geraden Weges durch den Staub oder den Koth gerollt wird, beschmutzt die Hände. Manchmal wird sie freilich zur Reinigung auf einen Augenblick in ein dabei stehendes Schäffel mit Wasser getaucht, aber bald ist dessen Inhalt zur Jauche geworden und die Kugel kommt zwar naß, aber noch immer unflätig wieder heraus.

Nun aber drängte es mich, nach den kleinen Mühsalen des Sumpfweges mich ein wenig zu erfrischen. Dazu ist der „Adler" in Salurn der rechte Ort. Ich gelangte mit einiger Mühe durch die Menge des Jahrmarktes, durch die Marktschreier, durch die Verkäufer von Süßigkeiten, die den Mücken wehrten, durch die lärmenden Sensenhändler, durch das gaffende und feilschende Volk nach diesem stattlichen Hause.

Das Haus ist groß und geräumig, weil einst (bevor die Eisenbahn dort längs der Etsch erbaut wurde) die große Poststraße nach Italien an ihm vorüberzog und ihm außerdem als letzter deutschen Station noch eine Wichtigkeit besonderer Art zukam.

Es ist noch so ein ächt südtirolisches, etschländisches,

behagliches Haus mit braunem Getäfel, angenehmen Erkern und luftiger Flur.

Heute war in dem mit Bildern schön geschmückten Nebenzimmer, dessen Fenster auf den Marktplatz hinausgehen, eine auserwählte Gesellschaft versammelt, die dem Geschrei des Trödels draußen hatte entfliehen wollen. Sie bestand aus vier Personen: einem Kaufmanne aus Trient, dessen jugendlicher Gattin, einem deutschen Gutsbesitzer der Umgegend und einem wälschen Franciscaner aus dem Kloster von Mezzo Lombardo Ich als Ankömmling setzte mich, um die laute Unterhaltung dieser Gäste nicht zu stören, an einen kleinen Nebentisch und trank in Ruhe den Wein, unbekümmert um die Leidenschaften, welche augenscheinlich die Gemüther der anwesenden Sprecher aufregten. Doch will ich es versuchen, den Inhalt dessen, was sie sagten, vor einen weiteren Kreis zu bringen. Es ist wohl möglich, daß aus den Sätzen, welche die Anwesenden verfochten, sich dem Leser ein Bild abhebe von dem was in unseren südlichen Gränzlanden die Geister bewegt.

Der Franciscaner, ein Mann von etwa dreißig Jahren, mit gebräuntem Gesicht, schwarzen, blitzenden Augen und einem Munde, dem der Spott wohl anstand, war sichtlich der am meisten ruhige, der am wenigsten bewegte aus der ganzen Gesellschaft.

Die nächste Pause, welche im Gespräch eintrat, benützte er, um mit vorgestreckter Rechte, deren Zeigefinger und Daumen hart aneinander gepreßt blieben, nachdrücklich zu sagen:

„Wir haben eine Regierung, die wir verehren müssen, weil sie zu anderen Zeiten viel für die Religion und den

christlichen Glauben gethan hat. Aber sind wir darum weniger Italiener? Hat man nicht erst im vorigen Jahre zu Cles*) eine Tafel aus der Zeit des Tiberius entdeckt, aus welcher unwidersprechlich hervorgeht, daß wir von jeher in lateinischem, das heißt, in der Redeweise unserer Tage gesprochen, in italienischem Lande wohnten? Wie viele Dichter, Künstler und Philosophen haben die Städte des Trentino der italienischen Erde, wie viele Lichter haben sie der Kirche Italiens geschenkt! Betrachtet eine Landkarte, o Signori, und ihr werdet sehen, wie unser Trentino ein mitten in das italienische Land hineingetriebenes Dreieck unter der Herrschaft des Fremden ist. Links und rechts ist freie Erde und die einheimische Zunge — nur hier können wir uns nicht losmachen von der unnatürlichen Verbindung. Das heilige Evangelium sagt: Was Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht scheiden! Wohlan wir beanspruchen unser Land bis zu jener Gränze, die der Ewige selbst mit seinem Finger auf dem Scheitel der Alpen gezogen hat. Von dort an, wo die Wasser zu unseren Strömen, zu unseren Ebenen, zu unseren Meeren hinabrinnen, wollen wir, daß das Land italienisch sei!"

Der Gutsbesitzer: „Sonderbar, daß derjenige, der im Namen der Gerechtigkeit, ja sogar der göttlichen Gerechtigkeit spricht, in einem Athem sein Recht über Gebühr ausdehnen und das Anderer mit Füßen treten will. Wißt Ihr nicht, ehrwürdiger Herr, daß die Vorstellung von den Gränzen auf dem Scheitel der Alpen nichts weiter ist, als die Grille einiger unwissenden Zeitungsschreiber? Viele

*) Ein Marktflecken im Val di Non.

Dutzend Thäler auf dem mittäglichen Abhang des Gebirges sind und waren seit einem Jahrtausend von Leuten unseres Volkes bewohnt, die Ihr ohne Weiteres des Besten, was sie besitzen, berauben und euerem Königreich zwangsweise einpferchen wollt, das selbst vor Noth unsicher bald nach diesem, bald nach jenem Verbündeten tappt, der ihm unter die Arme greifen soll. Für jede solche Tafel, die Ihr mir aus euren Bergen ausgrabt, zeige ich Euch zehn viel deutlichere Spuren der Gothen und anderer nordischen Völker sogar mitten in euerer Halbinsel. Was folgt daraus? Nichts Anderes als ein Beitrag zur endlosen Geschichte der Kämpfe und Eroberungen in unserem Erdtheile. Die römischen Legionen haben einen Theil jener immer noch unbekannten und räthselhaften Völker unterjocht, die einst in diesen Thälern hausten. Nicht minder haben unsere Ahnen in Italien und anderen Ländern des Südens Reiche gegründet, deren Dauer ebenso nach Jahrhunderten zählt, als das Dasein der römischen Feldlager und Zwingburgen im rhätischen Gebirge. Und was nun gar euer Trient anbelangt, so werdet Ihr wohl wissen, daß seine Bischöfe unserm römischen König Conrad dem Salier ihre weltliche Herrschaft verdanken. Auch kann es Euch nicht verborgen geblieben sein, daß euer Land späterhin immerwährend in die Geschicke und Kämpfe Germaniens verflochten war, ja, daß euch sogar Rudolph von Oesterreich von der Herrschaft der Grafen von Tirol befreite und euch nur auferlegte, deren Oberhoheit anzuerkennen. Die Erzählungen von eurem Römerthum sind Fabeln, die nicht einmal vor einem oberflächlichen Blick in die Geschichte der Vergangenheit bestehen können, geschweige denn vor einer ernsteren Betrachtung, als

sie in eueren Caféhäusern und von euerer unwissenden Jugend beliebt wird. Und selbst, wenn dem wirklich so wäre, wenn Ihr die Enkel jener römischen, aus allen Völkern der Welt zusammengesetzten Soldateska seid — was würde das für unsere Tage zu bedeuten haben? Von welchem Volke habt Ihr Größeres zu erwarten? Von euren Wälschen, die in Betriebsamkeit, in Gewerbsthätigkeit, im Ackerbau, in den Einrichtungen von Handel und Wandel, in Volksaufklärung und Unterricht von dem großen Volke des Nordens Alles zu lernen, ihm aber nicht das Mindeste zu geben haben, deren Staat selbst endlich nur durch Mitwirkung deutscher Waffen vollendet werden konnte, oder von unseren Deutschen, auf deren Märkten die Erzeugnisse eures Bodens gekauft werden und unter deren Herrschaft ein neues Leben in euere Glieder gekommen ist, die von eueren ewigen Kämpfen unter euch selbst, von euern Schlägereien mit Venedig und anderen Städten des lieben Brudervolks blutleer geworden waren? Macht Euch die Antwort nur selbst, vergeßt aber dabei die Wünsche einer Menge, die von wenigen Ehrgeizigen geleitet wird und haltet Euch an das, was eurem Volke noth thut."

Die Dame: „Lieber Herr, wenn man Euch hört, sollte man auf den Glauben kommen, das kaiserliche Haus von Oesterreich, für dessen Soldaten wir in unserem Lande Bollwerke mit unserem Gelde haben bauen müssen, sei einzig und allein beflissen, die schönen Dinge, von welchen Ihr spracht, unter uns zu befördern und auszubreiten. Meinetwegen — sicherlich aber thut es dabei sein Möglichstes, um seine Bestrebungen so zu verstecken, daß kein Mensch irgend etwas davon gewahr wird. Man hat uns weder Solche

geschickt, die unserem Volke den Handel und den Ackerbau gelehrt, ja nicht einmal Solche, die ihm den Boden seiner Heimat urbar gemacht hätten. Schaut hinaus und betrachtet Euch die Moräste dieses großen Flußes! Was gegen solche Plage geschehen ist, hat das von Steuern bedrückte Volk selbst gethan. Zeigt uns eine deutsche Akademie, zeigt uns einen Anziehungspunkt eures geistigen Lebens, mit dem ihr über Gebühr prahlt, in diesen südlichen Marken! Womit habt ihr uns immer und allezeit halten wollen? Durch eure böhmischen Büttel, durch euer unterwürfiges Beamtenvolk, durch eure Festungen, durch eure fremden Soldaten, durch den Unverstand, durch die Faust! Was haben wir in euren parlamentarischen Versammlungen zu suchen? Ihr führt unsere Abgeordneten nach Innsbruck in eine Versammlung, in welcher sie der Ueberzahl der unwissenden und bigotten Bauern eurer nordischen Thäler gegenüber stets in kläglicher Minderheit bleiben werden. Ihr redet vom Einflusse des deutschen Geistes und wollt uns den veralteten Grillen der Dorfcapläne und euerer Schreiber dienstbar machen, von denen ich meinerseits zweifle, ob sie ihren eingetrichterten Gedanken in deutscher Sprache selbst fehlerfreien Ausdruck zu geben vermögen. War es im Namen der Gedanken dieses Jahrhunderts, war es im Namen der Freiheit und des Lichtes, daß ihr unsere edelste Jugend in eurem Kufstein habt vermodern und in unseren Citadellen niederschießen lassen? Ihr habt vorhin selbst davon gesprochen, daß fremde Eroberung am Wesen und am Rechte eines Volkes nichts zu ändern vermag. Nun wohlan! Geht in unser edles Trient, betrachtet seine Kirchen, seine Paläste, beschaut euch die Leute bei ihrer Arbeit, hört sie in ihren Häusern,

auf ihren Straßen reden und dann erklärt mir den Zusammenhang, in welchem sie sich mit den ungarischen Soldaten befinden, welche euren deutschen Geist darstellen und in ihren Kasernen selbst keinen anderen Wunsch haben, als ihre Zwangsjacke ausziehen und in ihre Heimat zurückkehren zu können. Wir sind Italiener, wir gehören nicht nur der Sprache nach unserer Mutter an, für welche wir ohnehin zu viel gelitten haben, um sie vergessen zu können. Solltet ihr aber dennoch in euerem hochmüthigen Bestreben beharren, uns mit Gewalt zu dem machen zu wollen, was wir niemals sein werden, wonach wir nicht das mindeste Verlangen tragen, zu gesitteten und erleuchteten Deutschen — nun, so bitte ich euch im Interesse unserer nördlichen Nachbarn: fangt bei diesen an, damit wir die Folgen euerer Beglückung in größerer Nähe sehen. Euere deutsche Herrlichkeit ist noch immer zu entlegen für uns, und daß wir uns vorläufig Ideale nach dem Zuschnitt der Bauern in eurem Tirol bilden sollen, das muthet Ihr uns gewiß selbst nicht zu, lieber Herr!"

Der Kaufmann: „Ich will, o Signori, ohne jegliche Leidenschaft einige Bemerkungen beifügen. Mein Standpunkt ist ein gar trockener und Ihr werdet vielleicht die Achseln zucken über die dürren Begriffe, die ich in euer ebenso gelehrtes als bewegtes Gespräch mitbringe. Dem deutschen Herrn muß ich vollständig Recht geben, wenn er behauptet, daß unser junges Königreich sowohl als unser Volk im Allgemeinen von den Deutschen nur zu lernen hat. Mir als Kaufmann liegen vor Allem die Gebräuche im Handel, die Verhältnisse des Verkehrs, die Post und dgl. Dinge am Herzen, die viel prosaischer sind als die römischen Tafeln und die edlen Jünglinge, die für ihr Vaterland

sterben. Ich bin in meiner Jugend selbst in England sowohl als in Deutschland gewesen und weiß wohl, wie weit auch die letztere Nation uns in denjenigen Dingen überholt hat, welche zur Entwicklung der geschäftlichen Interessen unentbehrlich sind, und wäre sicherlich der allerletzte in unserem Lande der in dieser Angelegenheit der Wahrheit ins Gesicht schlagen wollte. Aber, o Signori, wenn das Gesagte eine unbestrittene Wahrheit ist, so steht es nicht minder fest, daß jenes deutsche Volk diesen Vorzug zum nicht geringen Theile einem Umstande verdankt, welcher das Gegentheil von dem bekräftigt, was unser werther deutscher Tischgenosse beweisen wollte. Ich glaube nämlich, daß jenes deutsche Volk durchaus nicht die Höhe errungen hätte, wenn es von solchen Regierungen gelenkt worden wäre, wie sie der österreichische Kaiserstaat mit Gewalt auf der Halbinsel stützte, ja, wie er sie zum Theile selbst über uns in gemeinschädlicher Weise ausübte. Die Italiener sind zurückgeblieben, weil sie sich nicht selbst gehörten, weil es den Regierungen nur darum zu thun war, zu herrschen, keineswegs aber die Gewalt, welche sie in den Händen hatten, zur Heranbildung des Volkes zu verwenden. Im Gegentheil war ihnen jeder Fortschritt desselben ein Gegenstand des Argwohns und der Furcht. In denjenigen deutschen Ländern, in welchen durch engherzige Regierungen und kleinliche Verhältnisse ein ähnlicher, wenn auch bei weitem nicht so schlimmer Zustand geschaffen worden ist, zeigte sich die Verkrüppelung der öffentlichen Interessen nicht minder, als in dem von den Fremden unterdrückten Italien. In diesem Punkte also müssen wir bei dem Glauben stehen bleiben, daß es für ein Volk besser sei, wenn es ihm gegönnt ist, alle die selbstständigen An-

lagen, mit welchen ein jedes in seiner Weise ausgerüstet ist, völlig unbehindert zu entwickeln. Aus dem Concert aller dieser eigenthümlichen, durch fremde Störungen nicht aufgehaltenen Processe heraus entwickelt sich sodann das große Bild der allgemeinen menschlichen Civilisation. Um aber näher bei unserem Thema zu bleiben, so sage ich, daß unser Geschäftsverkehr, die Märkte unserer Arbeit, das Ziel unserer Thätigkeiten wie die Flüsse unseres Landes südwärts ziehen, während uns die nordische Welt durch hohe Gebirge vermauert ist. Unsere Anziehungspunkte liegen in den großen Städten der Halbinsel, an den Häfen des Mittelmeeres, in den Emporien der Levante. Wenn ich meinen Sohn nach Deutschland schicken soll, muß er vorerst eine ungemessene Zeit mit der Aneignung fremder Sprache und fremden Wesens zubringen, die er dort unten weit nützlicher auf die Sache selbst verwendet. Warum sollen wir künstlichen Schwierigkeiten jenseits der Gebirge nachrennen, während uns im weiten Becken des Mittelmeeres von den türkischen bis zu den spanischen Küsten, an welchen wir überall in Handel und Wandel die tonangebende Nation sind, ein Arbeitsfeld geöffnet ist, wie keinem andern Volke des Erdtheiles? Betrachtet euch nur dieses Thal: Gegen Norden ist es von mächtigen Gebirgsketten abgeschlossen, gegen Süden aber läuft es frei und eben in das heitere Italien aus. Hier hat uns die Natur selbst die Wege unserer Arbeit vorgezeichnet. Ueberhaupt glaube ich, kann das Recht, mit unserem Volke in einem Staate nach eigener Selbstbestimmung leben zu wollen, gar nicht bestritten werden. Es ist nur eine Frage der Macht, ob uns die Deutschen halten können oder nicht."

Der Gutsbesitzer: „Ihr habt vollkommen Recht,

mein Herr, es handelt sich bei euch vorzüglich um die Meinung, die Ihr von der Macht des deutschen Namens und von den Vortheilen habt, euern Gefühlen zum Trotz einem deutschen Staate einverleibt zu bleiben. Die Frage ist durch Beispiele entschieden. Wo habt Ihr jemals gehört, daß sich Länder, die noch weit unbestrittener italienisch sind, als das eurige, gegen eine Fremdherrschaft erhoben haben, die ihnen imponirte, beispielsweise Corsica gegen den Namen und die Macht Frankreichs? Warum wollen die Tessiner von Eurem Königreich nichts wissen? Einfach deßwegen, weil dort die Größe, die Absatzquellen und die Stärke, hier die Freiheit des Landes, dem sie durch die Gewalt der Umstände zugetheilt, es sind, welche in ihnen jeden Wunsch nach Veränderung ihrer Lage zurückhalten. Warum wollt ihr euch von Oesterreich trennen? Weil ihr Jahrzehente lang albern regiert worden und von der Schwäche des Staates überzeugt seid, von dem man einen Fetzen nach dem andern abgerissen hat. Ihr wollt ein neues Venetien werden. Ihr seid übermüthig und anmaßend gegen eine Regierung, die Euch mehr Geringschätzung als Haß einflößt. Gegenüber einem Staate wie Frankreich würdet ihr es unterlassen, gegen den Stachel zu lecken. Aber seid zufrieden — euer Wunsch wird in anderer Weise in Erfüllung gehen. Oesterreich hebt euch einstweilen für unseren deutschen Staat auf, und der wird in nachdrücklicherer Weise dafür sorgen, daß seine Südgränzen nicht zerbröckeln. Seid ihr einmal in diesen einverleibt, so wird sich seine deutsche Anziehungskraft auf euch in anderer Weise geltend machen, als die Oesterreichs, welches nicht einmal einen Mittelpunkt besitzt und widerstrebende Völker nicht einem eigenthümlichen Wesen assimiliren kann,

das bei ihm selbst nicht vorhanden ist. Ihr habt von der Welt gesprochen, die nach Norden verschlossen, nach Süden offen ist. Das gilt heute nicht mehr. Die Locomotive führt euch eben so rasch und sicher über den Brenner, als hinab nach Verona und Venedig. Wir aber werden uns wegen euch paar Wälschen da nicht wieder einen neuen Riß in unsere Berge hinein machen lassen, oder euch am Ende gar noch Bauern unseres Stammes in die Hände liefern. Erst wenn ihr mit dem wirklichen deutschen Staate bekannt geworden seid, werdet ihr die Lust verlieren, um jeden Preis bei euerem Widerstande zu beharren und euch willig in eine Ordnung der Dinge fügen, bei der ihr besser gedeihen werdet, als bei euerem Königreich dort, aus welchem Unordnung, Unruhe, schlechte Wirthschaft und Schlendrian von unten bis oben noch in vielen Menschenaltern nicht verschwinden werden."

Der Franciscaner und die Dame kamen auf ihre früheren Behauptungen und Ausrufe zurück. Der Kaufmann schwieg.

Ich glaube, mancher Leser wird sich im Stillen zu obigem Gespräche die nämlichen Bemerkungen gemacht haben wie ich an meinem Nebentische. Es beweist die Unverträglichkeit mancher Meinungen und die Nothwendigkeit der Gewalt. Auch die Natur löst gar oft den Knoten durch Katastrophen.

Allmählich aber zerrann mir die Theilnahme an dem Getriebe.

Ich wandte meine Augen wieder der farbigen Welt zu, erfreute mich des Sonnenglanzes auf den dunkeln Bäumen draußen und ergötzte mich nicht minder, als die verwunderten Bauern an den Bewegungen einer roth gekleideten Zigeunerin, die nunmehr draußen beim Schalle eines Tamburins zu tanzen begann

Meta Teutonica.

(Deutsch-Metz.)

Dreizehnhundert Jahre sind verflossen, seit das Reich der Franken und der Longobarden durch den Rosbach, welcher aus dem Nonsberge hervortritt, begränzt wurde. Drüben, jenseits des Baches hausten die longobardischen Grafen des Lägerthales, diesseits nach den Ostgothen die Frankenkönige.

Heute herrscht der Kaiser noch weit südwärts über den Rosbach hinaus und auch das longobardische Lägerthal ist ihm unterworfen. Aber die Fluth des Rosbaches blieb eine scheidende Gränze, wenn auch nicht mehr der Gebiete zweier Herren, doch zwischen den beiden Völkern, welche sich im Lauf der Jahrhunderte in den Besitz der südlichen Abhänge des Gebirges getheilt haben.

Man bekommt oft zu hören, die Wälschen seien in den letzten Säculis mehrere Meilen weit nördlich des Rosbaches vorgedrungen. Es ist wahr, daß sich viele Pächter, Tag-löhner und anderes armseliges Volk von drüben her auf

deutschem Boden angesiedelt haben und mancher einst prunkvolle Ansitz dermalen mit dem Unrath wälscher Wucherer und Landverderber besudelt wird.* Dennoch aber ist die Gränze seit diesen dreizehn Jahrhunderten unwandelbar dieselbe geblieben und die beiden Dörfer, das deutsche und das lombardische Metz, unterscheiden sich noch heute dem Auge, welches des eigentlichen Wesens beider Völker wohl kundig ist, wie sie sich vor Jahrhunderten in mehr auffallender Weise auch einer oberflächlichen Betrachtung unterschieden haben.

Die alte Burg Deutsch-Metz ist noch immer die wahre Meta teutonica, der Gränzstein unseres Volkes. In allen Ländern und auf allen Gebieten, welche von ihr gegen Aufgang und gegen Untergang liegen, ist deutsches Wesen weit mehr gegen den Norden zurück gedrängt.

Die obere Gegend des Comersee's, Veltlin und Val Camonica, die Einöden der oberen Sarca, die wilden Thäler zwischen Fleims und Val Sugana, Val d'Agordo und die anderen Thäler des Venediger Gebirges, die Ufer des Isonzo und so weiter hinaus Alles, was von West nach Ost auf gleicher Mittagshöhe liegt, ist unserem Volke entfremdet worden. Hier aber an den Pfeilern, welche den Eingang zum Nonsberg bilden, an der reißenden Fluth des Gletscherstroms, an der Biegung, welche das warme Thal hinüber zum uralten Kloster des heiligen Michael macht, ist eine unsichtbare Schranke aufgerichtet, welche weder von dem immerwährenden Wechsel der Herren auf beiden Gebieten, noch von dem Hin- und Hertragen künstlicher Marksteine, noch von den Ansprüchen und dem Drängen unserer südlichen Nachbarn vertilgt werden kann.

Es gibt nur wenige Völkerscheiden in Europa, welchen eine so zähe trennende Kraft inne wohnt, und ich für meinen Theil wüßte in den Südalpen keine andere zu nennen, als diejenige, welche nahe der Wasserscheide der Fella und der Gail seit uralten Zeiten Deutsche und Wälsche, Kärnthen und Venedig, trennt.

Schon in alten Büchern findet man berichtet, daß die verwunderlichen Trümmer, welche oberhalb des Castelles Deutsch=Metz in einer hohen Grotte der steilen Kalkwand stehen, die Ueberreste der ältesten Veste, Kronmetz genannt seien, welche vor vielen Jahrhunderten die Wiege des Geschlechtes der Herren an der Meta Teutonica waren. Spätere Berichte sagen, daß die Männer dieses Geschlechtes — es mögen jetzt etwas mehr als vierhundert Jahre darüber verflossen sein — ausstarben.

Der Wanderer, welcher in der Tiefe an dem buschigen Berg vorüber geht, wird es leichthin begreifen, daß es denen von Metz dort oben in ihrer Grotte nicht so behaglich wurde, als einer Mauerschwalbe in ihrer Nische. Denn diese kann, wofern es sie nach der Welt und freier Bewegung gelüstet, mit den dunklen Fittigen sich in den Raum hinaustragen: denen von Metz aber blieb, wenn sie einmal müde wurden in dem engen Felsloche herum zu kriechen, nichts Anderes übrig, als die steile Halde herab zu steigen. In dieser Hinsicht hatten sie es noch schlimmer als die Mannen, die vor Zeiten im „Kofel" lagen, der hohen Grottenveste auf Venediger Boden, hoch über dem Brentafluß jenseits Primolano. Freilich sahen sie aus ihrem Neste gar weit hinab in die Gefilde jenseits des Noce, welcher zu ihren Zeiten nicht so geradlinig und eingeschränkt zur Etsch hinablief, als heute,

sondern in weiten Auen und in vielen Schilfarmen seine Wasser von dem jähen Laufe erst ausrasten ließ, bevor sie mit dem größeren Strome weiter flossen. Aber gewiß sind sie der Fernsicht, in welcher ihnen zuletzt noch das runde Castell Beseno auftauchte, das Castell, neben welchem man in das waldreiche Folgaria hinaufsteigt, manchmal müde geworden und wollten sie ihre Rosse im Thalgrunde tummeln, wenn dieser gleich in ihren Tagen noch ein weiter Sumpf war, welchem der sich breitverästelnde Nosbach das Wasser gab.

Es befremdet daher Niemanden, wenn er vernimmt, daß die Herren von Metz zwar ihre Stammburg hoch in Ehren hielten, dennoch aber lieber am Fuße des steilen Gehänges weilten, eben dort, wo jetzt in geringer Erhöhung über dem fruchtreichen Thale die Burg Deutsch=Metz steht.

Es kann nicht bezweifelt werden, daß die niedriger gelegene Ansiedelung von den Herren zu Kronmetz anfänglich nur wie ein Anhängsel, vielleicht wie ein Landhaus oder ein Ort der Bequemlichkeit und Kurzweil betrachtet wurde. Allmälig aber mochten sie die Ansiedelung wegen ihrer Vorzüge immer lieber gewinnen und so geschah es, daß sie zuletzt ihre wehrhafte Burg immer seltener bewohnten und sich weit länger in dem Hause am Fuße des Berges aufhielten. Freilich wurde der Sitte und der Noth der Zeit entsprechend auch dieses in ein festes Bollwerk umgewandelt, aber es glich, mit dem Mauerwerk in dem Felsenloche dort oben zusammengehalten, dennoch immer mehr einem vergnüglichen Landhause.

Als endlich der Letzte des Mannsstammes das Zeitliche segnete und sich ein Fräulein des erlauchten Geschlechtes mit einem Grafen aus der Familie derer von Firmian verband,

wurde die alte Veste oben im Felsen ganz aufgegeben und man beschloß einen frommen Waldbruder in die alten Mauern zu setzen und die Einsiedelei demjenigen Heiligen zu weihen, welcher die meisten mühseligen Wanderungen im Alpengebirge gemacht und die größte Mühe in Bekehrung seiner trotzigen Völker auf sich geladen hat, dem heiligen Gotthard. Eine undeutliche Malerei auf einer der zertrümmerten Wände dort oben zeugt noch von jenen Tagen und von der Umwandlung des Bollwerkes in eine Stätte der Andacht.

Der Wanderer, welcher heute von dem Dorfe Deutsch-Metz aus zu jenen Mauern hinaufsteigen will, welche zu gleicher Zeit Ruinen einer Ritterburg und eines Gotteshauses darstellen, muß auf der hohen Straße hingehen, welche vom Dorfe zum berühmten Engpasse der Rocchetta führt.

Auf diesem Wege fällt ihm vor Allem die hohe Spitze des Monte Bondone in die Augen, des grünen Berges über dem grünen Gefilde. Drüben am anderen Ufer des Nosbaches liegt der Häuserklumpen des großen, engen und schmutzigen Mezzo-Lombardo durch eine lange Bank bläulichen Rauches angedeutet, welcher tief an der Berghalde schwebt. Reben und Maulbeerbäume mit breiten Streifen gelben Maises abwechselnd bedecken die Fläche, welche die Betriebsamkeit des Menschen aus einer Ansammlung fieberhauchender Gewässer in diesen großen Garten verwandelt hat.

Daß in dem Schlosse am Berghang nicht wälsche Possidenti oder Coloni hausen, davon zeugt der dichte Hag von Robinien und anderen Bäumen, welche ihn beschatten. Die Grafen von Firmian lassen den Jungwald keimen und sprossen, daß in dem entholzten Thale es eine Freude ist

die Einfriedung ihres Grundes zu betrachten. Der nächste Weg zur alten Einsiedelei geht seltsamer Weise über die Treppen durch die Gemächer des Schlosses Deutsch-Metz, weil dieses selbst hart an eine steile Kalkwand angebaut ist. Man kann wohl auch auf Steigen, welche schon vor dem Schlosse sich in den Wald hineinziehen, hinauf gelangen, aber merkwürdiger bleibt der Weg durch das Castell selbst, welchen der freundliche Herr den Fremdling, der sich die altberühmte Veste betrachten will, gerne betreten läßt.

Ueber der Hauptpforte befindet sich in braunen Stein gemeißelt das Wappen des alten Geschlechtes. Aus dem finstern Burghofe steigt man hinauf in den großen Saal, der mit den Bildern der Ahnen bedeckt ist. Dieser Saal hat eine Höhe von zwei Stockwerken und an den Wänden ziehen sich übereinander hölzerne Gallerien hin. An Umfang dürfte wohl nicht ein gleicher gefunden werden in den Burgen des Etschlandes.

Von ihm aus geht man durch kleine Gemächer, Küche und Stübchen hinaus in den Wald, der die ganze steile Bergfläche zwischen der alten und der neuen Burg, zwischen den Trümmern der einstigen Einsiedelei und dem heutigen Herrenhause bedeckt. Dort hat sich der Herr in den Baumgängen der Buchen und Zwergeichen anmuthige Wölbungen anbringen lassen, deren dichtes Laub vor jeglichem Sonnenstrahle schützte. Unten im Boden aber läuft, von Schatten und Erdreich gekühlt, köstliches Wasser von den triefenden Bergwänden nach dem Ansitze hinab.

In diesen Wölbungen mögen sich die Einwohner des Schlosses leicht gegen die Glut schützen, die auf den Berg fällt, welcher dem Mittag zugekehrt ist.

Der junge Laubwald ist ein Zufluchtsort der Vögel, welche in der Hut des Deutschen vor wälschen Schlingen sicher sind. Im Herbste bedecken seinen Boden wohlschmeckende Pilze und der schwarze Grund birgt die knollige Trüffel.

Auf steilem Pfade, der sich in Windungen ungepflegt und als ob er eine völlige Wildniß durchkreuzte, zu dem alten Gemäuer hinaufzieht, erreicht der Wanderer endlich zufrieden die erste Grotte, deren Dach schwärzlich über die Trümmer herüber hängt.

Niemand vermag heutzutage mehr zu unterscheiden, ob die überhängenden Felsdecken, ob die Einschnitte in die Wand, ob sogar ein Theil der Höhlungen von Menschenhand hervorgebracht worden, oder ob das Alles ein Werk mächtigerer Kräfte sei. Waren Menschen thätig, so haben die Jahrhunderte die Spuren ihrer Arbeit verwischt. Ein merkwürdiger Zufall freilich muß es genannt werden, daß sich gerade hier am Eingange zu dem großen und wichtigen Nonsberggebiete und noch dazu am unzugänglichsten und am leichtesten zu vertheidigenden Fleck dieses Einganges eine Grotte gefunden haben soll, welche ein Castell bergen konnte. Immerhin wird man glauben dürfen, daß die ersten Ansiedler den Raum, welcher ihrem kühnen Bau durch die Höhlung des Felsens vielleicht schon geboten war, mit aller Anstrengung erweitert haben.

Jetzt gehört freilich schon ein Auge, welches an die Anlagen alter Burgen, an die Einrichtung ihrer Thürme und Bollwerke gewohnt ist, dazu, um aus den vorhandenen Trümmern sich ein Bild von dem Zustand der Veste oder der Einsiedelei, wie sie vor Jahrhunderten in der Felsspalte standen, zusammenzustellen. Wo war der Waffensaal der

Herren von Metz, wo feierten sie ihre Gelage? Von wo schaute der Wächter ins tiefe Thal hinab nach den Schaaren der Longobarden, nach dem Fähnlein des Trienter Bischofs, nach den Reisigen der Grafen von Tirol? Wo glänzte im Heiligthum der rothe Funken des Lämpchens, wo fiel durch das gemalte Fenster das süße Dämmerlicht auf die Bilder heiliger Frauen und Einsiedler.

Der Rand der Mauern, welche über dem Abgrund hängen, ist mit dem Unrath der Vögel beschmutzt, welche gerade über ihm an den hohen steilen Felswänden hausen. Zwischen ihnen und dem Gestein, von welchem es fortwährend feucht hernieder rieselt, grünt ein wilder Garten in der Grotte, Feigenbäume, Rosenhecken, Buchengestrüpp haben sich auf dem Boden des alten Saales angesiedelt. Und als ob der Strom der Zeit, welcher das alte Machwerk der Menschen zerstört und diesen hängenden Garten geschaffen hat, jener Strom, welcher auch den Garten, ja den mächtigen Felsen über ihm selbst vernichten wird, sich an solcher Stelle auch den Sinnen vernehmlich machen wolle, rauscht es immerfort mächtig da oben von der Wölbung herab. Es ist der Wiederhall der Wellen des tiefen Rosbaches, welcher sich in der hohen Kluft sammelt.

Von den feuchten Wänden des Felsens trieft es oft herab wie schwerer Regen und die Tropfen fallen laut auf die breiten Blätter der Feigenbäume, welche in alten Thürnischen stehen und den Zugang von einem zertrümmerten Saale zum anderen wehren. Einige wenige bunte Figuren, welche sich ohne Zweifel auf die spätere Einsiedelei des heiligen Gotthard beziehen, sind noch auf einer abgewitterten Wand sichtbar. An einer Stelle der alten Veste liegen

mächtige Blöcke übereinander gethürmt. Es ist schwer zu sagen, ob diese aus der zerstörten Mauer herabrollten oder von dem vorspringenden Felsdach niedergestürzt sind. Um sie her erheben sich zerfallene Brustwehren, an vielen Stellen sind auch die Spuren von Rauch am Mauerwerk wahrnehmbar, die indessen viel wahrscheinlicher von den friedlichen Mahlzeiten der Grafen von Firmian herrühren, welche sich manchmal der schönen Aussichten wegen dort oben den Tisch decken ließen, als von den Flammen blutiger Fehde.

So sieht es dermalen in dem Mauerwerk aus, welches als die Meta deutschen Wesens seit mehr als einem Jahrtausend gilt. Freilich hat weder die Veste, noch das Geschlecht, noch die ganze Ansiedlung ihren Namen von diesem lateinischen Worte, durch welches erst spät von gelehrter Unwissenheit die Bedeutung der Stätte zu erklären versucht wurde. Wenn diese Veste und das Dorf unter ihr auch eine Meta, eine Gränze, ein äußerstes Ziel von jeher bildete und noch bilden, so sind sie doch durchaus nicht nach dieser lateinischen Metapher getauft worden und diejenigen, welche das behaupten, haben gerade so viel Recht, als die heutigen Italiener, welche den Namen von mezzo, das heißt halb, herleiten und meinen, die Gegend heiße Mezzolombardo und Mezzotedesco, weil sie halb deutsch und halb italienisch sei. Auf dem Postamte schreibt man sogar der Kürze wegen „½ lombardo“ und „½ tedesco“. Das Wort ist aber gar nichts als ein durch ganz Oberdeutschland in zahlreichen Ortsbezeichnungen noch gut erhaltener althochdeutscher Personenname, der Mazzo, Mezzo, gelautet hat.

Dieses ist der Taufname von Deutsch- und Wälschmetz. Im Uebrigen sieht man auf diesem nördlichen Ufer

des Rosbaches noch manches weiße und stattliche Haus, welches einst deutschen Herren gehörte, nunmehr aber durch mancherlei Umstände in die Hände von Wälschen übergegangen ist. Das Bemerkenswertheste dieser Gebäude ist das dermalige Wirthshaus zur Krone, welches vor nicht vielen Jahren von einem wälschen Metzger erworben wurde. Damals war es ein herrschaftlicher Ansitz, heute ist es ein Wirthshaus. Doch wird man noch das Meiste unverändert finden, womit der deutsche Sinn für häusliche Behäbigkeit und eine menschenwürdige Wohnung den Ansitz ausschmückte.

Da ist nichts zu sehen von kahlen und schmutzigen Wänden, von kothbedeckten Böden, von der blöden Farblosigkeit und der Verwahrlosung, welche das wälsche Haus in diesen Thälern kennzeichnen. Viele Zimmer in ihm sind herrlich mit edlem Holze getäfelt und die Oefen sind mächtige Mauerwerke, mit Säulen und Figuren anmuthig verziert. In großen, kühlen, sauberen Hallen stehen Bänke aus Zirbenholz mit ungeheuerlichen Rücklehnen an der weißen Mauer, welche für die Gelage unserer Ahnen in Walhal geschnitzt worden zu sein scheinen. Manche Stubendecke ist inmitten ihrer Holzkleidung von einem bunten Gemälde geschmückt und neben dem großen Speisesaale fehlt auch die gewölbte Kapelle nicht, welche der freigebige Herr der Andacht seines Gesindes erbaute.

Riesenschränke, in welchen wohl ein Dutzend Menschen sich verbergen könnten, nehmen manche Wand ein und die Thüren der Zimmer sind von solcher Festigkeit, als hüteten sie eine Schatzkammer. Da ist nichts von jenem wälschen, luftigen Schmutz- und Lotterzeug, durch welches der Zug-

wind pfeift, und in welchen gelangweilte, hungrige Gesichter herumgähnen.

Wer sich den Unterschied italienischen, hier wälsch-tirolischen, Lebens dagegen vor die Augen rücken will, der gehe nur hinüber über den Nosbach nach Mezzo-Lombardo, wo große Inschriften schmutzige und öde Caféhäuser ankünden und die Wohnhäuser sich zu den Herrensitzen drüben verhalten wie wälscher Schlendrian zu deutscher Gesittung.

Von der kleinen Kirche über dem Friedhofe zu Deutsch-Metz hat man eine herrliche Umschau auf das weite Thalbecken, auf die Veste über Salurn, auf das alte Schloß Königsberg, in die Schluchten des Val di Non und auf den Zusammenfluß des Nosbaches und der Etsch, wo einst 577 der Frankenherzog Kramnichis den Heerführer der Longobarden, Ragilo, erschlug.

Nirgend ist ein sichtbarer Gränzwall aufgerichtet, kein Engpaß kein Bollwerk der Natur durchzieht das weite Gefilde und dennoch halten sich auf ihm die beiden Völker seit so vielen Jahrhunderten dem Wesen nach wie Wasser und Oel getrennt auseinander.

Ich bin zum letzten Male an einem trüben Herbsttage auf jenem Hügel gestanden.

Er ist mit spärlichem Sumachkraut und dürftigem Eichengestrüpp bedeckt. Der Herbstwind zischelte rauh durch die Blätter und aus den Weidenpflanzungen schaute mancher Baum schon weingelb und welk herüber. Von den Gebirgen, welche die trübe Luft schwarzblau angehaucht hatte, blinkte neuer Schnee herab.

Das Kirchlein selbst ist halb zerstört, wie so viele andere Kirchen des Etschlandes. Seine Drahtgitter sind

zurückgebogen und unter ihnen dringt der Blick hinein in das Innere, in welchem dermalen Ziegel aufbewahrt werden. Nur das Altarbild ist an seiner Stelle geblieben inmitten der ganzen Verödung.

So wie diesem Kirchlein ergeht es dem Innern der Wohnhäuser, wenn wälsche Pächter statt deutsche Bauern in ihnen zu hausen anfangen. Da gibt es kein Bedürfniß, welches über das des Gelderwerbes hinausgeht, der dem eigenen Körper und dem Behagen eines vernünftigen Hausstandes abgequält wird. Polenta, Schmutz und die Herbeischaffung des Zinses für den Herrn, das sind ausschließlich die Dinge, in welchen der Sinn der Menschen hängen bleibt.

Die Penaten häuslicher Sitte flüchten aus dem Mauerwerk, in welchem der armselige Taglöhner auf unfläthigem Lager nur mehr den Schlaf der Nacht sucht. Da flackert nicht mehr die gesellige Lampe der langen Abende, da ertheilt kein Buch Alten und Jungen Unterweisung. Der häusliche Kreis versammelt sich nur um den Polentakessel oder im Stall, um sich am Hauch der Rinder zu erwärmen. Das Sonntagsvergnügen besteht darin, in irgend einer Höhle beim Moraspiel zu brüllen, in deren schmutziges und unwirthliches Dunkel niemals ein ächter seßhafter deutscher Bauer den Fuß setzen würde.

So sieht es dort drüben in den Dörfern jenseits des Nosbaches aus und dieß ist die Kultur, welche von den Stimmführern dieses kraft- und saftlosen Volkes bis an den Brenner getragen werden soll. Natürlich findet auch solches Streben bei Millionen von deutschen Philistern Theilnahme. Gilt es doch abermals einen Fetzen von jenem Lande der

Treue an fremde Schwindler hinwegzuwerfen, von jenem Lande, welches trotz seiner viel verschrieenen Mängel durch solchen Gegensatz das herrlichste Zeugniß ausstellt für die Tüchtigkeit unseres Blutes und den Werth der gesellschaftlichen Heiligthümer, durch deren Besitz das deutsche Volk vor jedem anderen hervorragt.

Im Cembra-Thale.

Lavis. — Nordostwärts dem Fluße Avisio entgegen. — Ueber Cembra nach Grumes. — Abschluß des Thales bei Stramentizzo. — Bis zur Gränze von Fleims.

Das Cembra-Thal nennt man jene Schlucht am untersten Laufe des Avisio, welche im Porphyrgebirge unterhalb Cavalese anhebt und mit dem Flusse beim Dorfe Lavis ins Etschland ausmündet.

Es ist das einzige große Thal des südlichen Tirol, dessen Berge ausnahmslos aus jenem blutrothen Gestein bestehen Dieses zieht sich wohl noch weiter nördlich über Bozen, selbst bis ins Sarnthal, ja bis vor die Thore von Meran hinauf, aber nirgends wird es so ununterbrochen und unvermischt gesehen, als in dieser engen Mulde, welche man wohl eine fortlaufende Klamm von etwa vier Meilen Länge nennen mag.

Mit dem Cembra-Thale ist es gegangen wie mit so vielen anderen Thälern an den Gränzgebieten deutscher und wälscher Zunge. Vor wenigen Jahrhunderten noch war es von dem nämlichen Stamme unseres Volkes bewohnt, welcher

noch heute auf den benachbarten Höhen von Fleims im oberen Nonsberg und auf den Kalkhügeln um den Asticofluß herum angesessen ist. Man nannte es damals das Zimmerthal, woraus manche Gelehrte sich ein Zirbenthal zurecht gemacht und aus dem Namen so auf den ältesten Baumwuchs geschlossen haben. Andere deuten Cembra nach dem Volksnamen der Cimbern. Jetzt ist die Sprache unserer Väter aus der Niederung verschwunden und nur mehr ein einziges Dorf auf dem höchsten Gebirge, Altrey genannt, wird von deutschredenden Leuten bewohnt, weithin mit seinem Kirchthurme sichtbar, ein auffallender Markstein unseres Volkes. Im Thale aber sind die Menschen, das Aussehen ihrer Wohnungen, ihr Gebahren und ihre Sitten, Alles vollständig verwälscht.

Man steigt, wie schon erwähnt worden ist, aus dem Etschthale von Lavis aus in die Schlucht des alten Zimmerthales oder Cimbernthales hinauf. Dieses Lavis sollte eigentlich L'Avis geschrieben werden, denn sein Name will nichts anderes anzeigen als den Fluß selbst, der hier inmitten einer ungeheuren Geröllfläche sichtbar wird.

Mit welchem Wasservermögen dieser Bergstrom, dessen äußerste Seitenbäche in die Eisfelder der Vedretta Marmolata, in das Hochgebirg zwischen Fassa und Araba; in die schneebedeckten Grödener Felsen hinaufreichen, von Zeit zu Zeit das grünende Etschland überschüttet, davon zeugen die Schuttberge und die Trümmer, mit welchen er in den September- und Oktobertagen des Jahres 1868 die Eisenbahn zwischen Verona und Bozen bei besagtem Dorfe Lavis zugedeckt und die Wucht, mit welcher er seine Brücke zertrümmert hat.

Freilich ist dieser Bergstrom nicht der einzige schlimme

Geselle, welcher links oder rechts von der Etsch aus den Schluchten der unwirthlichen Thäler hervorbricht. Da ist noch der Noce, der die Wasser des Val di Non mit sich wälzt, die Fersina bei Trient, der wilde Bach aus Folgaria, der die Weingärten von Calliano verschüttet hat. Die Dörfer des Etschlandes haben sich seit Jahrhunderten etwas erhöht über dem großen Flußthale nach kluger Einsicht der Alten an den Berglehnen angesiedelt, um den immerwährenden Ueberschwemmungen des Flusses zu entgehen, deren Zeichen mitten im bebauten Gebäude, in Schlammfeldern, Sumpfwassern und im Rohrdickicht sichtbar sind. Die Erbauer der Eisenbahn aber dachten nicht daran, diesem Beispiele zu folgen, sondern legten ihre Schienen mitten in das Ueberschwemmungsgebiet des Flusses, so daß diese fortwährend von jenen Südwinden und Regengüssen bedroht sind, welche mit dem Eiswasser der Gletscher oder mit den Schlammabrutschungen der Berghänge die Seitenbäche anschwellen, von welchen die Etsch in wenigen Stunden zu einem Wildwasser von unbändigen Wellen und gurgelnden Trichtern emporgehoben wird.

Wir verlassen Lavis, das aus diesem Grunde ebenso wie viele andere Dörfer der untern Etsch von Salurn bis Mori fast eine halbe Stunde von der Eisenbahn entfernt liegt, an einem heiteren Sommermorgen.

Trotz der brütenden Hitze erfreuen wir uns der eigenthümlichen und bedeutungsvollen Schönheit dieses südlichen Landes, die uns seit Jahren trotz aller Beschwerden dieser Jahreszeit lieb geworden ist. Wohl ist im Norden die Luft mehr frisch und bewegt, wohl sind die Wiesen grüner und trägt der Wind würzigen Waldhauch mit sich — aber diese eherne

Ruhe, mit welcher die graublauen Berge in den stahlfarbenen Himmel ragen, diese Lautlosigkeit in den endlosen Wein- und Fruchtgärten, aus welchen nur das leise Plätschern der Bäche vernommen wird, welche sie bewässern müssen, weil der Himmel zu karg mit seinem Regen ist — der Glanz der Blätter, der durchsichtige Duft über Nah und Fern, die winzigen, goldflüßigen Wölkchen, welche hie und da ein paar Augenblicke lang um einen der höchsten Giebel rauchen — die selige, lichtglänzende Stille der in sich selbst versunkenen, träumenden Natur: das Alles wird nur empfunden, wenn man sich dem Süden unseres Erdtheiles nähert.

Also von der „Corona" aus, einem stillen Hause des durch die Eisenbahn verödeten Lavis durchziehen wir vorerst die schweigenden Gassen, sodann die steile Straße hinan. Auf den Karten sieht sie aus wie eine Fahrstraße — in Wirklichkeit ist sie das aber nur bis zum Hauptorte des Cembrathales, sodann beginnt ein Saumweg, der an manchen Stellen vielleicht auch zaghafte Fußgänger schrecken mag. Mit Nahrungsmitteln soll der Wanderer nicht minder versehen sein, denn außer schalem Wein und steinhartem Brod wird das weite Thal entlang wohl keine andere Erfrischung gefunden als das laue Brunnenwasser von den lichten Berghalden, an denen der Weg hinführt.

Die aufsteigende Straße wird wohl von den Meisten seufzend zurückgelegt werden, bis sie die Sohle des Hauptthales erreicht haben. Der Avisio summt weit entfernt in die Tiefe, denn eben um die Schlucht zu gehen, durch welche er ins Etschland einbricht, müssen wir diesen glühenden Weg zwischen staubigen Mauern in ermüdenden Zickzaks emporklimmen. Draußen über das allmälich in blauen Duft

hinabsinkende Hauptthal ragt der Monte Bondone, ein spitzes Dreieck, vor allen anderen Kalkbergen des jenseitigen Etschufers auffallend hervor. Diese Spitze begleitet uns auch noch lange, nachdem wir die bebaute Sohle des Thales, das heißt die Hänge hoch über dem Avisio erreicht haben.

Da ist es nun vor Allem das menschliche Gebahren, welches uns dort oben fesselt, wenn wir auf dem Puncte angelangt sind, von welchem an der Weg wieder eben an den Bergen fortläuft. Tief unten rauscht der Avisio. Seine Uferhänge sind mit niedrigem Wald, mit Buschwerk bekleidet, welcher Ueberzug der Berghänge von weitem betrachtet wie ein wolliges Gewand, eine grüne Plüschedecke aussieht. Ueberall aber ist der rothbraune Porphyrfels durch das Vließ hindurch erkennbar.

Hier oben sitzen die Arbeiter noch auf den Maulbeerbäumen und raufen das Laub für die Seidenwürmer herab, während im tiefsten Etschland die gelben Gespinnste schon längst in die Filande getragen worden sind. Andere schlagen Kirschen mit Stangen herab — in der Niederung sind sie längst eingeärntet. Hie und da hört man bei einem der trümmerähnlichen Häuser vorüberwandelnd mit rasenden Geberden eine jener Streitigkeiten durchfechten, wie sie wegen des Maulbeerlaubes im Frühsommer aller Orten in wälschen Ansiedelungen gehört werden. Wie die hemdärmeligen Männer mit der offenen braunen Brust sich da erhitzen! Da sind Jene vor dem Dorfe schon besser daran und thun klüger. Sie liegen im Schatten ungeheurer (edelen) Kastanienbäume, die ihre Aeste weithin über das rothe Geröll und das spärliche Gras ausbreiten. Ein anderer schnarcht hinter dem Gestrüpp

der Hecke auf welcher blaue Kattunfetzen zum Trocknen über die dornigen Zweige hingelegt sind.

Das erste Nest, welches wir auf unserem Weg erreichen, heißt Mozzana, dann kommt Verla in ansehnlichen Maispflanzungen. Vor ihm erhebt sich ein rothes Holzkreuz auf rother Steinunterlage — es ist abermals derselbe Porphyr, der gerade gegenüber, jenseits des Avisio, sich in einem ungeheueren Bruchstrom gegen das Flußbett hinab verbreitet — der hier von Menschen verarbeitete harte Stein ist überall an der Stelle selbst unter der Rasendecke hervorgeholt worden.

Das Cembrathal ist eines jener Thäler, welche man in der Wissenschaft Erosionsthäler heißt. Der Spalt, aus dem es besteht, ist durch ein großes Gewässer ausgewaschen worden, von welchem der jetzige Avisio nur mehr ein kleines Aederchen, ein geringes Ueberbleibsel ist. Man begreift leicht, daß Thäler, die in solcher Weise entstanden sind, nicht eine geradlinig fortlaufende Kluft darstellen können, sondern daß ihre Richtung, je nach den Hindernißen, welche die drängende Fluth vorfand, an vielen Stellen eine ausgebogene, eine gekrümmte sein muß. Vornehmlich ist es einleuchtend, wie die Wasser sich zeitweilig stauten und in die Breite um sich fraßen, so daß runde Tümpel gebildet wurden, ehe sie wieder weiter vorwärts der Niederung entgegen durchdrangen.

Diese ehemaligen Tümpel der Erosionsthäler aber sind heute die Verzweiflung des Reisenden. Er muß sich fortwährend in Zirkeln seinem Ziele nähern. Das Dorf, welches etwa einen Büchsenschuß ihm gerade gegenüber jenseits des durch die Erosion gebildeten Abgrundes liegt, muß er auf einem bogenförmigen Umwege von einer Stunde erreichen, der ihn der Bergwand entlang an der Gränze des ehemaligen Tümpels

herumführt. So muß er fortwährend wandern, ohne in der Hauptsache seinem Ziele entsprechend näher zu rücken.

Bis Verla und etwas darüber hinaus singen noch die Cicaden im Sonnenbrand. Dort aber, wo schon Tannen sich zwischen die Kastanien einmengen, schweigen sie.

Das Dorf Verla, dessen Umgebung mit dem allgemeinen Aussehen der Natur im Etschlande noch ziemlich übereinstimmt, schaut auch ganz so verkommen darein, wie die gewöhnlichen wälschen Nester.

Das Wirthshaus ist ein rauchiger Schmutzpalast. In ihm haust eine gutmüthige Frau, die, obwohl vom deutschen Sterzing gebürtig, ihre Muttersprache durch den langen Aufenthalt hier oben in Cembra fast ganz vergessen hat. Ueber Eßen und Trinken weiß sie wohl noch die nothwendigsten Ausdrücke, aber ihr Wortschatz reichte, als ich bei ihr war, nicht mehr so weit, um einen cane da ferma als Jagdhund deutsch bezeichnen zu können. Auch ihr Mann ist ein freundlicher Alter und ihre Tochter, ein großes Frauenzimmer mit rothen Korallen um den gelblichen Hals deutet durch ihren Wuchs wohl an, daß ihre Knochen aus deutschem Blut aufgebaut sind.

Wir speisten mit einander Polenta und grünen Salat — im Sommer die immerwährende unveränderliche Nahrung der braven Leute von Verla.

Den kennzeichnenden Baumwuchs des Thales bis dahin, wo seine Erhebung über das Meer schon in die montane Region übergeht, stellt die edle Kastanie dar, die sich mächtig, wie die Eichen unserer Wälder, allenthalben neben der Straße und zwischen den rothen Blöcken des ausgewaschenen Gebirges angesiedelt hat. Zwischen den schattenspendenden

Stämmen gedeiht auch an lichteren Stellen die Rebe und auf den höheren Hängen haben sich ihnen Fichten beigesellt. Schöne Farbenwirkungen bringt ihr Schatten auf den braungelben Getreidefeldern hervor, aus deren dürren Halmen sie aufragen, noch anmuthiger aber dünkt uns der Schutz, den die Wölbungen über die Straße hinweg gegen die Sonne bieten. Der leichte Nordost, der durch das Thal zieht, kehrt die unteren, weißlichen Blattflächen hervor, so daß die dunkeln Haine in der Entfernung einem bewegten tiefen Bergsee gleichen.

Immerhin aber kann man sagen, daß in diesem ganzen Lande, selbst das Geröll von Eppan und die Ufer des Caldonazzosees nicht ausgenommen, die edeln Bäume nirgends in so massigen Wölbungen und in so herrlicher Menge beisammen stehen, als da oben am Avisio und um seinen Hauptort, den Flecken Cembra, herum.

Dieser Hauptort aber verdient noch wegen anderer Schönheiten seiner Lage gerühmt zu werden, als wegen der dichten Schatten der Kastanienwälder. Er ist hoch über dem Fluß auf eine tief eingefurchte Hochebene hingebaut, auf welcher gelbes Getreide und dunkle Forste wie Wellenkämme auf einander folgen, und über welche die großen Schneeflächen der Berge hereinblinken, die das Fleimserthal von Val Sugana und unser Cembrathal von den Wäldern um Primiero trennen.

Auch nimmt uns der anmuthig gelegene Flecken gastlicher auf, als alle andern Ansiedelungen des einsamen Thales. Man spendet uns dort Bier, welches aus dem unter dem einladenden Namen „Alle Fontane Fredde“ be-

kannten Hause herrührt, an welchem der Wanderer vorüber kommt, wenn er von Auer ins Fleimserthal hinaufsteigt.

Doch für uns ist die Tagereise noch lange nicht vollendet und wir müssen für die Nacht an ungastlicheren Stätten anklopfen.

Da kommt zuerst Faver, ein armseliges Dorf, aus welchem das Pfarrhaus die „Canonica", als ein Luxusbau hervorragt. Von da an kann man nicht einmal mehr mit einem kleinen Karren fahren. Noch immer sieht man, rückwärts gewendet, das blaue Etschland und mag sich bei der frischen Kühlung, die hier von den Schneerinnen des Monte Palu herabweht, mit behaglichem Gefühle an die bleierne Hitze erinnern, die dort unten über allem Lebendigen brütet.

Die Vermischung von nordländischer und südlicher Natur wird da oben immer auffallender und möchte wohl an wenigen Stellen des Landes in so eigenthümlicher Weise gefunden werden. Am Rande von Fichtenwäldern werden noch Maulbeerblätter gepflückt; Weinreben, Lärchenbäume, Farrenkräuter und Kastanien gedeihen neben einander. In tannigen Tobeln entspringen kalte Quellen und über kahle Staffeln des Porphyrgesteins hängt vom Rande herab im Schatten der Fruchtbäume die wilde weiße Rose. Die Sägmühle, eine in den tiefen entholzten Thälern Wälschlands unbekannte Anstalt, lärmt durch die stille Waldbucht und wir glaubten sicherlich, wenn mit einem Male unvermuthet hiehergestellt, uns in einem wilden Seitenthale der nördlichen Alpen zu befinden, wenn uns nicht immer noch der blaue Monte Bondone die nächste Nähe Trients anzeigte.

Das Dörfchen Valdo hängt an einem Felsen, der unter ihm zu Steinbrüchen ausgehöhlt wird. Es ist eine

Wohnstätte kläglicher Armuth. Man begreift wohl auch, daß es ein hartes Leben sein muß an diesen Hängen, auf welchen nicht zehn Klafter weit ebener Grund liegt, dessen Wiesen von den Abrutschungen der Berge, dessen Wälder von den Wildbächen immerwährend bedroht sind.

Der Saumweg wird an der brüchigen steilen Berghalde entlang oft nur von Fichtenzweigen getragen, über deren lockere Erddecke der Fuß eilig mit hohlem Geräusche dahingeht. Hie und da kommt man an dem fast ausgetrockneten Rinnsal eines jähen Baches vorüber, in welchem hochaufgeschichtete Lärchenstämme der nächsten Regenzeit harren. Eine Unzahl geknickter und abwärts geneigter Bäume ist Zeuge von den Schnee- oder Schlammassen, welche das Thauwetter des Frühhjahrs über sie in den Tobel hinabgewälzt hat. Links und rechts starren die Geröllflächen gleich Gletscherzungen durch die Wälder nach dem Avisio hinab. Den auf und absteigenden Saumweg begleiten die Holzröhren einer Wasserleitung, aus deren zahlreichen Lücken kleine Springbrunnen emporspritzen, an denen der Wanderer auf dem heißen Wege seinen Durst letzen mag.

So kommen wir denn endlich nach Grumes. (Der Ton liegt auf der zweiten Silbe.)

Man darf keineswegs erwarten, daß in den Ansiedlungen dieser Thäler es gar leicht sei, einen Ort für das ruhebedürftige Haupt zu finden. Nach langem Hin- und Herlaufen eroberten wir uns endlich die Wohnstätte eines gewissen Faustini, welcher sein Haus ein Wirthshaus nennt. Wenn das heillose Geschrei der Mora-Spieler eine offene Flur und eine moderige Stube, ein Haus zu einem solchen macht, so ist gegen diese Bezeichnung nichts einzuwenden. Wir bekamen sogar

noch weitere Gesellschaft, ein hochbejahrtes, barfußiges Ehepaar, welches mit einem Zufallsspiel, einer Art Roulette, von einem wälschen Jahrmarkt zum andern zieht. Nachdem wir eine Weile auf Weiß und Roth mit den würdigen Leuten gespielt hatten, zogen diese ihre Lumpen aus, machten sich daraus ein Bett und legten sich in der Flur schlafen, indem sie dem gesammten Haushalte höflichst gute Nacht wünschten.

Ein junger Hund und eine Katze, ihre Begleiter, welche beide aus einem osteologischen Kabinet gestohlen schienen, betheiligten sich hierauf an unserer Mahlzeit. Man trug uns Eier auf, welche in undurchsichtigem Oele schwammen. Und der Geruch dieser Ueppigkeiten lockte noch eine Anzahl anderer wandelnden Gerippe von Katzen aus dem Hause herbei, die sich weheklagend um den Tisch sammelten. Als nun zuletzt noch große Haufen von Wachholderreisig in der „Stube" angezündet wurden, weil dieser Geruch den drüben befindlichen Seidenwürmern angenehm sei, beschlossen wir trotz unserer Ermüdung noch einen Gang durch die Gassen von Grumes zu versuchen.

Es war sehr schön draußen. In den letzten Abendstrahlen schaute der Bondon noch wie durch ein Milchglas herüber, die fernen Spitzen von Fassa glühten hochroth, die heimkehrenden Kühe klingelten durch die schmutzigen Mauern, auch widerspenstige Ziegen von Weibern an den Hörnern geführt. Eine kalte Luft zog über Wiesen und Wälder hin und als endlich die weite Landschaft grau geworden war, blieb uns nichts anderes übrig, als zu dem Herrn Faustini und seinem Wachholderrauch zurückzukehren. Im Uebrigen müssen wir dem Hause die Gerechtigkeit wiederfahren laßen,

daß es uns für seine Bewirthung und seinen Strohsack weniger Entgeld abnahm, als es mitunter sonst in noch dürftigeren Häusern der Fall ist, wenn ein versprengter Wanderer vermuthlich zum ersten und letzten Mal in ihnen zuspricht.

Am nächsten Morgen zogen wir weiter, das Cembrathal nordwärts.

Die eigentlichen Schwierigkeiten und die größten „Erosionsmulden" des ganzen Weges finden sich auf der Strecke zwischen Grumes und Graun. Auf der Landkarte ist das ein kleiner gerader Strich, in Wirklichkeit aber ein Auf- und Abklettern an Wänden, ein Ausgreifen in Bogen und Ellipsen nach allerlei Seitenthälern und Waldtobeln hinein, deren Bachgebiete ausgegangen werden müssen, um in einer gewissen Höhe über dem Avisio bleiben zu können und nicht nachträglich aus der Thalsohle zu einem Steigen von etwa tausend Fuß nach dem hochgelegenen Graun hinauf genöthigt zu werden. Man kann ohne jede Uebertreibung behaupten, daß die Wegstrecke von diesem Dorfe zu jenem wohl sechsmal länger ist, als deren Entfernung in der Luftlinie.

Dazu windet sie sich durch Sand, Steine und Rissen. Wo nur eine einzige Wasserader rieselt, liegen Stämme, welche bei angeschwollener Fluth nach dem Avisio hinab geflößt werden sollen. Dem Waldreichthum des Cembra-Thales wird sorgfältig durch stets neue Anlagen nachgeholfen. Die Tobel, auf deren brüchigem Gestein der Pfad geht, sind tief unten vom Wasser hie und da so überspült, daß sie weit in die enge Schlucht überhängen. Es klappert dort unten herauf, als wäre eine Stampfmühle in den Höhlungen. Zuletzt geht es noch an Mühlen in

„kühlen Gründen" durch Nadelwald und harzduftige Engen nach Graun hinüber.

Nunmehr wird Cembra immer enger und wilder. Der Weg zieht sich gar so hoch hinauf, daß schon überall, wie nahe an einem Jochübergang das Knochengerüste des Felsens aus der Gras- und Walddecke hervorbricht, daß auch die kalten Lüfte von der Cima di Lagorei und anderen Gebirgen des Ostens erfrischend über die Höhe ziehen und kaum mehr das Summen des weißen Avisio in der Tiefe vernommen wird.

In solcher Höhe überkommt den Wanderer all die Lust, die er empfindet, wenn er bei klarem Wetter auf einem Jochrande den Gebirgskamm entlang gehen kann. Die hochgelegenen Dörfer des seltsamen „Thales" liegen unter ihm, auf vorspringenden Büheln gegen die Schlucht hinausgerückt. Dann aber steigt der Pfad wieder tief abwärts und erreicht abermals kleine Flächen, auf welchen rothe Kreuze mitten in der blaßgrünen Halmpracht der Junisaat stehen und eine lauere Luft die rothen Blumen mit den grünlichen Wellen wallen läßt.

Einen betrübenden Gegensatz zu solcher Herrlichkeit stellt das jämmerliche Mauerwerk der Dörfer dar. Das Dorf Capriano, welches da vor uns liegt, ist in fünfzehn Jahren neunmal abgebrannt. Noch jetzt liegt es halb in Trümmern da. Die Scenerie der Dorfgasse erinnert nur an Elend: Leute, die ihre zerlumpten Gewänder flicken und den Vorübergehenden anbetteln, Kinder mit schweren Lasten, Hungerige, tief eingeschnittene Gesichtszüge von Alt und Jung.

Im höchsten Theile des Cembrathales klimmt der Steig von den absonderlichen Höhen, auf denen er sich bisher hat

halten müssen, um eines der Bergnester mit dem anderen zu verbinden, allmälich zum Fluß herab, so daß wir nach etwa achtstündiger Wanderung im „Thale des Avisio" zum ersten Male an dessen Strand gelangen. Da geht es aber vorher im Absteigen noch an allerlei Schaustücken vorüber. Ueber ausgewaschenen Klüften hängen Terassen mit kümmerlich, ja unter Gefahren angepflanztem Getreide. In mancher moosigen Bachschlucht wird der steile Weg nur von feuchten Balken getragen, aus gehöhlten Rinnen trieft das Wasser der Quellen, wie auf mancher lustigen Alm im Norden. Hie und da lodert auch die rothe Glut eines Kalkofens durch den Lärchenwald, in welchem für das zerfallene Capriano gearbeitet wird.

Man muß von Süden her kommen und lange Zeit ununterbrochen im Süden gelebt haben, um zu begreifen, mit welcher Freude ein nordisches Auge den dichten Wald begrüßt, durch den nunmehr der Strom schäumt — den wirklichen, lebendigen, thauhauchenden Wald mit seiner Blumendecke im Moos, seinen Farrenkräutern, seinen dämmernden Lichtern, seinen dunkeln Fernen, mit welchem Behagen die Brust den Odem eintrinkt, der von ihm ausgeht, nachdem sie der Treibhausdüfte des fernen Südens überdrüssig geworden ist. Es gibt keine erquicklichere Erscheinung für alle Sinne, als solchen Hochwald, insbesondere wenn, wie hier, noch ein mächtiger Bergstrom seinen Schaum gegen die braunen Wurzeln schleudert.

Unsere Wanderung nähert sich nunmehr ihrem Ende — denn die Anzeichen der nordischen Natur mehren sich mit jedem Schritte. Stramentizzo liegt schon auf gleichem Plane mit dem Flusse, der hier durch saftgrüne Wiesen wallt. Der

Fliederstrauch, der in Italien schon seine schwarzen Beeren gezeitigt hat, verbreitet da um die Mauern den süßen Duft seiner breiten, gelblichen Blüthendolden. Mit dem Felsenquerriegel, der Fleims von Cembra trennt, wird eine Gränze überschritten, vor der wir hier innehalten.

So legen wir denn dießmal im Dorfe Molina, vor welchem eine große Tafel uns für tägliche 5 Pater Noster und fünf Ave einen zehntausendjährigen Ablaß verheißt, unseren Wanderstab wieder, senden noch einen Blick ins Val Cadino hinüber, aus dem ein wilder Strom hervorbricht, und entwerfen, von der Schneepracht der hieher hereinblinkenden Fassaner Dolomite angezogen, den Plan zu einer anderen Reise, von welcher nachstehend erzählt wird.

Von Predazzo nach Gröden.

Fortsetzung der vorhergehenden Reise — Durch das Fleimser- und Fassathal. — Von Cavalese über Predazzo, Moena und Campidello an das Sellajoch. — Ueber dasselbe nach Plan in Gröden.

In dem engen Thalkessel von Predazzo, welchen man mit Recht eine Granitinsel inmitten des umgebenden Syenit- und Porphyr-Gebirges genannt hat, schauen aus dem letzteren ansehnliche Zackengebirge herein: die Sadole und Valmaiorspitzen.

In dieser Gegend erinnert menschliche Betriebsamkeit überall daran, daß wir uns auf einer jener Stätten befinden, welche durch die absonderliche Verschiebung und Aufwühlung der hier geborstenen, zerrissenen, emporgehobenen, zurückgesunkenen Erdkrusten den Erforschern der Geschicke unserer Kugel vorzügliche Unterweisung gegeben haben. Mineraliensammlungen sieht man nicht nur in Wirthshäusern, sondern auch die Bauern verstehen es, ihre Steine, deren Namen sämmtlich auf „it" endigen, dem vorüberpilgernden Fremdling aufzudrängen. Augit, Uralit, Fassait, so tönt es aller Orten und neben diesen Findlingen wird

auch noch anderes Gestein feilgeboten, welches die Menschenhand zu anmuthigen Spielereien umgestaltet hat. Da sieht man Teller mit bunten Früchten, die alle aus glänzend zugeschliffenen und abgerundeten Marmorstücken, Krystallen und anderer farbigen Beute aus dem Gerölle der Berge, der Bachbette und aus dem Innern dunkler Schachte zusammengesetzt sind. Das „Schiff" bewahrt Erinnerungen von Leopold von Buch und Alexander v. Humboldt, welch letzterer nachweislich am 30. September 1822 hier übernachtet hat. Er hatte die für jene Zeit beschwerliche Reise hauptsächlich zu dem Zwecke angetreten, um sich zu vergewissern, was es mit der Entdeckung des Conte Pencati, von welchem kurz vorher in der Nähe, bei Canzoccoli, Granit über Kalk gelagert gefunden worden war, für eine Bewandtniß habe. Freilich hat man sich, wie das Datum des Bildes beweist, erst nach etwa vierzig Jahren der Ehre erinnert, welche damals durch den „Königlich preußischen Geheimrath" dem Hause widerfahren ist.

Es ist nicht unsere Sache, den Leser in die Wirrsale der Theorien und in die widerstrebenden Meinungen einzuführen, zu welchen die Lagerung der Erdschichten bei Predazzo die nächste Veranlassung gegeben hat.

Ich halte es für anmuthiger, mit ihm dem glasklaren Avisio entgegen in jene unvergleichliche Gebirgswelt hinaufzusteigen, welche sich durch die Größe und Abenteuerlichkeit ihrer Bergformen nicht minder vor allen deutschen Alpengebieten auszeichnet, als durch die Geheimnisse ihres Aufbaues und die Fülle der Märchen, welche ewig wie die Wolken um ihre Zacken ziehen.

Das enge Thal zwischen Predazzo und Moena trennt

Fleims von Fassa. Es hat völlig nordische Natur und es wird gewiß Jedem das Herz aufgehen, wenn er aus den schwülen Niederungen Italiens heraufkommt und es in der Frühe eines glänzenden Sommermorgens durchwandert.

Weit ragen die Nadelhölzer über den lauten Bergstrom, hinter den heimischen Holzzäunen duftet es von thauigen Wiesen her, aus den Lärchenschatten dort hervor dringt der brenzelige Hauch der Kohlenmeiler und der Avisio schäumt oft eingezwängt durch das mannigfache Gestein hin, welches er aus den Schatzkammern seines vielgestaltigen Gebirges herabgerollt hat.

In der Nähe des kleinen Dorfes Forno scheint die Enge des Thales die wahre Gränze von Fleins und Fassa anzudeuten. Bald kommt auch der Bach vom Lattemarjoch herab und mit diesem haben wir zuversichtlich die Marken jener beiden Thäler, das heißt des mittleren und des oberen Laufes des Avisio überschritten.

Ich glaube, es wird nicht leicht einen Menschen geben, welcher, so viel Gebirge er immerhin durchwandert haben mag, nicht beim ersten Anblick der Rothen Wand, des Langkofel und anderer Zacken, welche Fassa vom Gebiete des Schlern trennen, überrascht, ja bestürzt über solche traumhafte Gestaltung der Körperwelt stehen bliebe und nicht jenen Schauer verspürte, der auf wenige Augenblicke sich des Menschen bemächtigt, wenn unerwartet große Dinge in seine Wahrnehmung treten.

Bei Moena und Pecce sind solche Landschaften, welche zugleich im Allgemeinen für das Aussehen von Fassa bezeichnend genannt werden können.

Ueber die weißen Blüthendolden der Hecken fällt unser Auge zunächst auf den Avisio, über den hellen Fluß hin auf die Tannen, über die Tannen auf das Gezack der rothbraunen Dolomite. Die Zinnen dieses unbeschreibbar zersägten Gebirges sind bis zum Buschwerk des Nadelholzes an ihren unteren Hängen herab vom Geröll und furchtbaren Runsenströmen bedeckt. In der Mitte der Wände erscheint auf Absätzen und Vorsprüngen dunkles Grün und oben unterbricht Schnee die seltsame Farbe der Berge.

Vor Allem aber ist es die wunderbare, aus Gröden aufragende Pyramide des „Sass lung“ (Langkofel), von welcher sich die Blicke nicht mehr abwenden.

Dieser Berg hat seines Gleichen nicht. Wenn eine jener ungeheuerlichen Flammen, welche zur Zeit der ersten Krustenbildung häufig aus der geberstenen Decke emporgelodert haben mögen, zu Stein geworden wäre, so würde sie vielleicht dem „langen Felsen“ ähnlich sein. Auf seinen obersten Zackenzungen hat sich Schnee angesiedelt. Wir werden späterhin dem langen Felsen näher kommen und ersehen, wie alt er geworden ist. Aber unsere ganze Thalfahrt hindurch kehrt das Auge immer wieder zu ihm zurück und sucht an der bedrohten Wand, neben welcher sich ihm keine Gegenstände der Vergleichung bieten, die zehntausend Fuß abzumessen, bis zu welchen ihr verwitterter Scheitel sich empor hebt.

Um Vigo herum bekommt der Thalgrund immer mehr ein Ansehen, daß der Wanderer sich vielleicht in die grüne Mulde des Ziller- oder Oetzthales versetzt meinen könnte, wären die unbeschreiblichen Zacken und Zinnenmauern nicht über der Thalsohle aufgebaut.

Schon beginnen wieder die Holztafeln, welche von den

Unglücksfällen der Bergbewohner berichten und nehmen die Stelle der steinernen Kreuze oder der kleinen gemauerten Kapellen ein, durch welche im Wälschland den Vorübergehenden von solchem Mißgeschick Kunde gegeben wird.

Wohl heißt es an den Inschriften der Dorfnamen z. B. Commune di Sorraga, Tirolo italiano, aber der nordische Charakter des Thalbodens ist nicht nur in seiner Pflanzendecke, sondern auch in den einzeln stehenden Höfen, in den Einrichtungen der Häuser, die gegen den langen Bergwinter wohl verwahrt sind, nicht wegzuläugnen.

Eine erfreuliche Wahrnehmung ist, daß man in den Fremdenbüchern der stattlichen Gasthäuser dieses Thales — deren Dasein nicht minder ein erfreulicher Gegensatz zu den wälschen Schmutz und Hungerhöhlen — nicht mehr jenem Reise-Krethi und Plethi begegnet, wie in den zugänglichen und wirthlichen Thälern des Nordens. Hieher werden weder Hochzeitsreisen noch Diner-Ausflüge gemacht. Die Herrlichkeit der Berge, welche das Thal auf drei Seiten gegen die gewöhnlichen Verkehrswege hin umwallen, wird von einer auserlesenen Schaar besucht, welche in Wirklichkeit die Beschauung der Natur nicht als eine von der Mode auferlegte Pflicht, sondern als eine Läuterung betrachtet. Jene Anderen dampfen draußen in der Schlucht des Eisack mit ihrer Eisenbahn durch die tiefsten Rinnen des Landes weiter und haben trotz ihrer rothen Bücher glücklicher Weise keine Ahnung, daß wenige Stunden entfernt, jenseits der Berge, sich eine Bühne aufthut, gegen welche die Ansicht der Flußthäler, in welchen sie sich fortbewegen müssen, nimmer in Betracht kommt. Und so wird es wohl auch bleiben in Fassa.

Von Rizzis Hause zu Vigo, einer altberühmten Herberge, sieht man thalauf und abwärts so weit, als es von seiner Sohle aus überhaupt möglich ist. Zeitweilig findet dort der Fremdling die Gesellschaft des Försters, der ein Baier ist, wie sein Amtsgenosse in Fleims, zu Wälschenofen und anderwärts. Wälsche werden keine Förster. Sie haben keine Liebe und kein Verständniß zum Wald und wenden sich, wenn sie überhaupt einmal die zu solchem Dienst nothwendige Vorbildung an allgemeinem Wissen in anderen Fächern sich angeeignet haben — das heißt, wenn sie gebildete Leute geworden sind, lieber zu einem Geschäft, das mehr einträgt, vornehmlich zum Schacher. Käme es auf sie an, so wären alle Förster überhaupt unnütz, denn es gäbe längst keinen Wald mehr. An tausend Beispielen läßt sich ersehen, daß dieses Volk geradezu einen Haß hegt gegen alles freiwillige, vom Menschen unabhängige Wachsthum und in mehr als einem Blatte, welches sich ein aufgeklärtes dünkt, las ich, daß der Mensch durch seine Arbeit die Erde von Disteln und Dornen gereinigt, die Luft zum Athmen geeignet und das Land anmuthig gemacht habe. Unter anmuthig wird hier dasjenige verstanden, welches Früchte trägt, die für Geld verhandelt werden können. Wahrlich sie haben es anmuthig gemacht so manches ihrer Thäler, dessen Hänge einst von Waldriesen bedeckt waren! Jetzt findet die Ziege kaum mehr einen Halm, der Regen schwemmt ihnen den verwitterten Berg in ihre Schmutzhöhlen hinab, Dürre versengt, Ueberschwemmung entführt ihnen die seichten Felder.

Von Vigo weiter hinein gegen Campidello zu sieht man auch überall auf dem Mittelgebirge neben dem weißen Geröll, das von den hohen Zacken durch den Wald herab-

züngelt, auch weiße Höfe stehen, wie draußen in den deutschen Bergen. Und unten fließt der Avisio durch eine Haide hin, aus welcher hie und da das nackte Kalkgeröll zwischen den kurzen Gräsern hervorschaut — ganz wie auf einer Flußau unserer Kalkalpen. Den Fluß selbst begränzen auch Erlen und bezeichnen ihn weithin durch die Linie ihres tieferen Grün, das noch in der Ferne von der lichteren Farbe der Haide sich abhebt.

Da kommen allerlei Dörfer — ganz den unseren in den Tauern ähnlich — aus Holz gebaut, schwer und wohnlich, von den Achen durchrauscht, die den Avisio zusammensetzen: Campestrino, Fontanaz, Mazzin. Am seltsamsten aber steht Campidello da, scheinbar am Fuße des „Saß Lung", in Wirklichkeit aber noch durch einen grünen Berg von seinem Felsgestell getrennt. Ehe man noch östlich in das kleine Stück der Thalfläche, das noch unter dem Sellajoch, dem Predoi, dem Saß Rodello und anderen Trümmergebirgen übrig bleibt, hineinsehen kann, hält man hinter Campidello die Welt von den Kalkmauern für abgeschlossen und mag wohl zweifeln, ob es zwischen ihren Zacken hindurch einen Ausweg gebe in die übrige Welt hinüber.

Aus dem kühlen Lärchenwald singt noch der Kukuk. Die strauchartige Hippophaë steht dichtgedrängt an schäumenden Mühlwassern, die aus den Klüften der Seiser Alp hervorkommen. Es ziehen Gewitter herum und ab und zu streifen silberfarbene Lichter über die braunen Dolomite. Auch eine barfüßige Bettlerin, welche ihr Kind in einem Tragkorbe auf dem Rücken schleppt, schaut manchmal zu dem übermüthigen Spiel des Himmels hinauf. Dem Saß Lung stecken Ueberreste ungeheurer Lawinen in den Furchen und

Rinnen, weiß scheint es herab zwischen die Zähne des Ungeheuers. Hier unten wird nichts wahrgenommen als die Mühlstürze, welche überall rauschen und klappern und die zerlumpten Kinder, welche mit ausgestreckten Händen betteln.

Ich überließ mich, auf der Brücke von Campidello stehend, einer absonderlichen Träumerei.

Wie viel Reichthum, dachte ich, wird alle Tage thörichter angewendet, als es etwa das Gold sein würde, mittelst welchem man sich einen bequemen Steig auch auf diese wunderbare Säule zu bahnen vermöchte! Sie verwittert allmälig im Laufe der Hunderttausende von Jahren, aber noch steht sie fest und die Schluchten, Höhlen, Spalten Rinnen, welche die Stürme, die Wasser, der Frost und die Lawinen in sie eingefurcht haben, sind für jetzt nur eben so viele Stütz- und Haltpunkte für das Wunderwerk, das ich an der senkrechten Wand durch kundige Leute anlegen ließe, um in wenigen Augenblicken mich durch die Kraft des Taues und der Rolle nach dem windfesten Thurme heben zu lassen, den sie mir oben auf dem zerrissenen Scheitel wischen die Zacken hinein gebaut hätten. Welche Sommerwohnung wäre die auf der uralten Säule, welche Bilder müßten das Heraufsteigen der Sonne über die Giebel der Alpenwelt, die Wetterwolken, die Mondnächte bieten und welcher verschwenderisch ausgestattete Landsitz könnte sich an Herrlichkeit mit diesem messen, für dessen Herstellung vielleicht weniger Goldstücke nothwendig wären, als manchen Sommermonat über von einem reichen Thoren für die Zerrüttung seiner Gesundheit ausgegeben werden! Aber ich schaue da hinauf, wie vorhin das barfüßige Bettelweib — in die fahlen Gewitterlichter und der Bergbach

rauscht unter meinen Füßen fort wie unter den seinigen und der braune Kegel steht unbezwungen und unbetreten von menschlichen Füßen in Mitten der wolkigen Schaar.

Zwei Monate später (Herbst 1869) betrat ihn dennoch der kühnste aller Bergerklimmer in den deutschen Alpen, Paul Grohmann. Ich bitte wohl keinen meiner Leser vergeblich, sich den Bericht des kühnen Mannes über seine That zu verschaffen. In unseren Bergen ist noch nie eine solche Fahrt unternommen worden.

In Bernardi's schön mit Holz getäfeltem Hause, in welchem sich der Wanderer von dem gleichmäßigen Dröhnen der Stampfmühle in den Schlaf einsingen lassen mag, findet man beim Durchlesen des Fremdenbuches manche schätzbare Nachweisung über die Schönheiten der umgebenden Bergwelt. Da wird vor Allem der schwarze Antermoja-See zwischen den bleichen Kalkwänden gepriesen und der Weg von Longarone nach Alleghe durch das Val Zoldo im Venediger Gebirge, von welchem bei einer anderen Gelegenheit erzählt werden wird; auch von der klugen Wirthin Signora Pezze zu Caprile und dem unerschrockenen Führer Pellegrini beim „Goldenen Löwen" dorlselbst machen unternehmende Wanderer viel Rühmens.

Es tritt aus diesen Blättern ein Geist voll Ernst und Hingebung entgegen, dem man in den Büchern gewöhnlicher Eß- und Spiel-Sommerfrischen fast niemals begegnet. Besonders unterscheiden sich die englischen Aufschreibungen sehr von jenen Witzen, mit welchen deutsche Hauptstädter sich in den Fremdenbüchern des Gebirges verewigen.

Die während des Tages von der Brücke aus unternommene Gedankenfahrt zu dem phantastischen Thurme auf

den Giebeln des Saß Lung wurde im Traume der Nacht fortgesetzt.

Ich sah nur jähe Dolomithöhen und blendende Sonnennebel im endlosen Reiche, welches vom Auge dort oben beherrscht wird.

Ich war froh als der Schimmer des Tages heraufkam und mich von den Luftpfaden jener verderblichen Wildnisse auf den bequemen Steig hinauslockte, der nahe an den hohen Felsen hin nach dem grünen Gröden hinüberführt.

Durch den fast winterlichen Nebel, welcher am frühen Morgen noch das kalte Hochthal bedeckte, leuchteten weingelb die bereits grell von der Sonne beschienenen Dolomite hindurch, als ob sie die Erzmauern einer Stadt der Apokalypse wären. Bald aber zertheilten sich die fliegenden Dünste und der weiße Thau blieb nur auf der Schattenseite der Berge liegen, während die dem Osten zugewendeten Hänge dünne Wölkchen in die Luft senden.

Jetzt gewahrt unser Auge den ersten Gletscher durch eine kleine Oeffnung des Val Fredda, des Thales, in welchem der Avisio aus Eisbächlein zusammenrinnt: es ist die viel berühmte Vedretta Marmorlata mit ihren blauen Klüften. Der Anblick dieses Eisberges verläßt uns auf dem ganzen Anstiege bis zur Höhe des Sellajoches nicht mehr.

Dort hinten, im Val Fredda herrscht noch der Winter nicht nur auf seinem eigentlichen Boden, dem Gletscher, sondern auch noch auf anderen Bergen, von welchen der Schnee bis nahe zur Thalsohle hin nicht gewichen ist.

So recht in diese Schrecken sieht man von Canazei, dem letzten Dorfe des Fassa-Thales, aus hinein.

Wir aber steigen durch Nadelwald das Sellajoch an. Auf den Dolomitmauern halten sich fest aneinander gedrängt weiße Wolken, neben uns aber rauschen die Bäche zu Thal, steht noch die mehlige Primel als einer der ersten Frühlingsboten auf den Sumpfwiesen und über uns ziehen manchmal räthselhafte braune Wolken durch den Himmel. Es sind aber keine Wolken, sondern aus der Mitte der zusammenhängenden, vom Winde gepeitschten Dunstschicht, welche den Langkofel unsichtbar macht, treten durch dünnere Stellen der flüchtigen Nebelwand hie und da die Farben des ungeheuren Steines, des „Sass lung“, hervor.

Die Höhe, in welcher die braunen Wolken hin am Himmel zu schweben schienen, gibt unserem Auge einen Maßstab für die grauenhafte Erhebung dieser Säule.

Auf diesen Alpenwiesen trifft man weder weidende Rinder noch Hirten an.

Die Leute von Fassa und Gröden führen ihr Vieh nicht auf die hohen Gründe hinauf, sondern lassen es im Stalle und ziehen vor, dort oben die Gräser abzumähen. Deßwegen führt uns der Weg, wenn der Nadelwald einmal unter uns liegt, an so vielen Heuhütten und offenen Schobern vorüber, welche erst im Juli belebt werden, wenn das lustige Leben der Mäher hier oben beginnt.

Rückwärts gewendet überschaut man stets den beschneiten Pelmo und die Eisflächen der Marmolata, vor uns aber steht der Saß Lung und die Mauer der Sella, beide zerbröckelt, theilweise eingefallen und von Rissen bedroht, wie die Wälle und Thürme einer Festung, in welche eben Bresche gelegt worden ist. Das herabgerollte Mauerwerk besteht freilich aus Blöcken, mit deren Gestein man wohl

eine ansehnliche Stadt aufbauen könnte und alle Geschütze der Erde zusammen vermöchten sicherlich in diese Knochen der Erde nicht solche Löcher zu schlagen, wie es die langsamen Zerstörungskräfte der Jahrtausende durch Luft und Wassertropfen gethan haben.

Auf der Höhe des Sellajoches ist die Aussicht am schönsten — ganz nahe vor uns der Saß Lung, mit seiner Säule und seinen Trümmern auf den grünen Matten des Joches aufliegend, rechts aber die weit mehr zertrümmerte und lang gedehnte Mauer der Sella, von welcher Lawinenüberreste und mächtige Geröllzungen,, beide gleich an Farbe, nach Gröden hinabragen

Es gibt aber wenige so prächtige Zirbenböden im Hochgebirge, als dieser von Blöcken, Geröll und Bächen, Weidegründen nnd Steinhaufen unterbrochene Hain im obersten Gröden.

Eine tiefe rothe Furche, welche sich durch der Kalkboden hinabzieht, stellt den Weg unter den edlen Bäumen dar. Doch wird sich der Blick nicht leicht von den Giebeln abwenden, die starr alle Nähe und Ferne überragen. Aus den mit Wolken überzogenen Wäldern an der Sella ruft wieder der Kukuk, hinter den Wäldern, aus den Steinschluchten aber dröhnt es manchmal hervor, wenn eine Schneelast über den mürben Fels hinabgebrochen und seine Bruchstücke mit sich zur Tiefe gerissen hat.

Von dem Toben der Wasser zu anderer Zeit geben die meisten trockenen Steinstraßen Zeugniß, welche als Fortsetzung der Geröllzungen auf den Höhen bis tief in das Thal hinabziehen.

Schon begegnen uns Grödener Weiber mit den

weiß und rothen Aermeln, und den klugen, braunen Gesichtern und bald taucht die zirbengetäfelte Herberge von Plan auf, in welcher wir zu anderer Zeit, in früheren Jahren, als es um die sonnigen Tage der Heumahd war, mit Erstaunen zum ersten Mal die räthselhafte Sprache der Grödener vernahmen und uns den Schmuck ihrer Weiber, die im Sonntagsstaat, in ihren hohen schwarzen Mützen dort Aepfel aßen, mit Behagen betrachteten.

Auf dem Corfara-Joch.

Die Gegend, in welche der Wanderer auf diesem Ausfluge geführt wird, gehört zu demjenigen Gebiet, welches die Geographie nach seinem Hauptflusse das der Gader nennen.

Das Flußgebiet der Gader oder das Thal Enneberg hat nur einen Zugang, auf welchem es von Rossen und Wagen erreicht werden kann, den Weg, der von den waldigen Ufern der Rienz seinem eigenen Fluß entlang bis in seine hintersten Gründe führt. Von allen übrigen Himmelsrichtungen her kann es nur auf Jöchern, welche aber fast alle gar leicht zu begehen sind, erreicht werden.

Die Steige, welche sowohl nach Ampezzo, als nach Buchenstein und Gröden hinüber führen, werden sämmtlich in wenigen Stunden ohne die geringste Beschwerde durchschritten.

Nach Ampezzo hinüber wandelt man bequem über die grasige Alpe Valparola, und auch der Weg, welcher in

das grüne Grödener Thal führt, gleicht eher einem abwechslungsreichen Spaziergang, als einem Jochsteige der Alpen.

Berühmt ist die merkwürdige Aussicht und die Umgebung der Alpe Valparola: die hohen Dolomitkessel, die geneigten Eisflächen der Marmolata von Wolken umschwebt, die fernen Felsenterrassen von Primiero, der hellgrüne See oben auf dem Joche mit seinen Inselchen, den mit rothem Moose besprenkelten Felsblöcken, den Legföhren, und dem Edelweiß an seinen Ufern.

Nicht minder merkwürdig aber ist auch die Landschaft von der Höhe des Corfara-Joches aus betrachtet, welches im Westen die Gränzmauer gegen Gröden bildet, wie die Valparola-Alpe im Osten gegen Ampezzo.

Zwischen beiden Paßhöhen liegt die Niederung von San Cassian, Stern, Corfara und Colfosco, Thäler voll einsamer Waldschatten, rauschender Wasser, rauchender Sennhütten und verstreuter, mächtiger Kalktrümmer. In der Schlucht, welche von der Valparola aus nach San Cassian hinab führt und auch noch weiterhin, bei Stern, wo sie in das Hauptthal des Flusses einmündet, sind die Hänge mit mächtigem Waldgrün oder mit schönen Wiesen bedeckt. Vielmehr felsig und rauh dagegen ist das Thal, in welchem man westlich von Corfara, am Ufer der Colfuschger-Ache gegen das Corfara-Joch hinaufsteigt.

Man sieht nicht so gar weit in die schimmernde und glänzende Bergwelt des Südens, die hohen Kalkhäupter des Piavegebietes hinein, wie dort auf der Valparola, wenn man hier die Corfara-Jochhöhe erreicht hat. Dennoch wird der Wanderer überrascht, ja erschreckt, von der Oede des Felsenwaldkreises, der ihn hier, über einander gestaffelt, wie die

Sitze einer Schaubühne des Alterthums umthürmt. Hie und da findet er auf der Hochfläche einen Ruheplatz, der von einem einsamen Felsblock beschattet wird, eine einsame Zirbe, eine graue Sennhütte und in weiter Ferne jenseits der grünen Tiefe des Grödener Thales die flimmernden Streifen der Oetzthaler Ferner, an welchen der Blick gerne haftet, weil Erinnerung wach wird an ihre blauen Eisseen, an ihre Wasserstürze, ihre tannigen, duftigen Felsgründe.

Gerade vor dem Wanderer aber erhebt sich der schreckliche Saß Lung, nächst dem Pisadul der höchsten Erhebung aller Grödener Gipfel. Es ist zweifelhaft, ob diese völlig unnahbaren Wände einen mehr schrecklichen Eindruck hervorbringen, wenn man sie von der Höhe des Sellajoches, über welches man nach Fassa hinübersteigt, betrachtet, oder von unserer um so viel weiter entfernten Höhe.

— Vif! (grödnerisch: trinke!) sagte mein Führer, ein stämmiger, brauner schwarzaugiger Grödener zu mir, indem er auf die Flasche hindeutete, welche ich in eine kleine Rinne eiskalten Wassers neben mir gelegt hatte. Es hilft Euch nichts, Ihr Herren, Ihr möcht den Saß Lung anschauen und betrachten von wo aus immer Ihr wollt, es kommt keiner nur halbwegs hinauf.

Geht denn nicht, antwortete ich ihm, das Gerücht, es sei vor nicht gar langer Zeit ein Jäger hinaufgestiegen und sei so weit gekommen, daß er nimmer gar zu entfernt vom Gipfel war?

Das müßte der Djaula (Teufel) selber gewesen sein, entgegnete der Führer. Der Grohmann ist oft herin gewesen und hat sich den Berg bald so, bald so betrachtet, er ist aber wieder abgezogen. Und wo der Herr nicht hinkommt,

da kommt überhaupt Keiner hin, und wer meint, man könne überhaupt auf den Saß Lung kommen, der ist ein Narr. (Reschona da matt, setzte er in seiner „patriotischen“ Sprache hinzu.)

— Nun, nun, antwortete ich, mit Geld läßt sich gar viel machen und wer weiß, ob man nicht durch Sprengungen, durch Einsetzen von Eisen, durch Stricke und andere Hilfsmittel dem ungeheueren Riesen näher zu rücken vermag.

— L'joè voeira (das ist wahr), brummte der Führer, indem ermit einem fast schadenfroh aussehenden Lächeln wieder nach dem ungeheuerlichen Berg hinüber schaute mit Geld laßt sich viel richten, aber auf den Saß Lung setzt Keiner seinen Fuß und wäre er reicher als alle Verleger*) von Gröden miteinander.

— Eh, ihr Grödener, sagte ich, um das Gespräch auf einen anderen Gegenstand zu bringen, ist es wahr, daß die drüben in Enneberg euer Krautwälsch besser reden sollen als ihr selber?

— Der geistliche Herr von San Cassian sagt es. Wenn man den hört, so soll man glauben, die patriotische Sprache verstünden nur die von San Cassian, von Stern und von der Abtei. Von den andern draußen im Enneberg, vor denen in Sanct Vigil und im Rauhthal wollen sie schon wieder weniger wissen. Es ist aber auch wahr, daß sie dort wieder eine ganz andere Sprache reden, als zu Sanct Cassian. Die Leute in Untermoy aber, in Sanct Martin, in Campill und Wengen die sprechen abermals eine andere Sprache, so daß im ganzen Enneberg, wenn ich alle die kleinen Thäler und auch das Colfuschg dazurechne, drei verschiedene Sprachen geredet werden. Und da wollen die etwas

*) Wie wir aus dem vorhergehenden Kapitel wissen, hat aber besagter Herr Grohmann die Prophezeihung des guten Grödeners doch zu Schanden gemacht.

sagen? In Gröden spricht einer wie der andere vom Planer Wirthshaus ab bis zur Waidbruck hinunter.

— Daß hier einer wie der andere redet, entgegnete ich, damit ist noch nicht gesagt, daß ihr auch die schönere Sprechweise habt.

— Ach was, erwiderte der Grödener, in unserer Sprache sind Bücher gedruckt worden, und der geistliche Herr von Sanct Cassian mag sagen was er will — so viel als unser Curat in Sanct Ullrich versteht er doch nicht, denn der hat die ganze patriotische Sprache in einem großen Lehrbuch herausgegeben und das, was die Badioten (Enneberger) werth sind, das taugen wir Ghredeni auch noch.

Das Gespräch stockte eine Weile, während welcher ich meine Blicke in den verschneiten Fernen umherstreifen ließ. Der hartnäckige Grödener aber kaute an irgendwelchem Vorwurfe, welchen er gegen die schlimmen Badioten vorzubringen gedachte. Denn nach einer Weile, während welcher er sich einen großen Apfel zerschnitten und abgeschält hatte, rückte er mit folgender Bemerkung heraus:

— Ihr habt heute Nacht beim Wirth zu Corfara gewiß in der schönen Stube geschlafen, weil gerade außer Euch kein anderer Gast da war. Wenn das so ist, wird jeder Fremde in die schöne Stube gelegt. Was habt Ihr dort auf den Schränken oder Kästen gesehen?

— Ich habe nicht so genau Acht gegeben, antwortete ich, doch — fuhr ich nach einigem Nachdenken fort — als ich Morgens aufwachte, blendete mich ein Sonnenstrahl, der gerade auf die Lilie hinfiel, die ein großer heiliger Joseph in der Hand hält. Darauf hin habe ich mich sonst noch umgesehen und eine Menge zinnerner Schüsseln bemerkt.

— Sonst nichts? fragte der Grödener weiter, indem er an seinem Apfel kaute und zugleich nach der Flasche langte.

— O ja, entgegnete ich, dem sich nunmehr die Erinnerung vervollständigte, allerlei, wie man es eben in Bauernhäusern antrifft, einen hölzernen Fuhrmann mit hohem Frachtwagen und sechs oder acht Pferden, und eine große Menge von Heiligen. Auch hat mir sonst das Zimmer wohl gefallen, weil es so schön oben und an den Wänden mit Zirben ausgetäfelt ist.

— Seht Ihr, rief der Führer fast frohlockend, das ist lauter Grödener Waare. Aber was soll das Alles Euch bedeuten, wenn Ihr Burgers Haus zu Sanct Ullrich nicht gesehen habt. Da findet Ihr vom Dach an bis in die Keller hinab alles voll von solchen Figuren, von unserem Heiland am Kreuz bis zu allerhand Thieren und von den schönsten angemalten Heiligen, die, fertig wie sie sind, auf den Altar der allergrößten Kirche gestellt werden können, bis zu den Puppen und Männlein, mit denen die kleinen Kinder spielen. Das haben Alles wir Grödener gemacht, und so was seht Ihr drüben bei den Badioten nicht, Ihr möcht von Colfuschg hinausgehen bis zur Ehrenburg.

— Ja, ja, beruhigte ich den eifrigen Grödener, das ist ja bekannt und euresgleichen in solcher Arbeit findet man in der ganzen Welt nimmer.

Der Bursche lachte und über sein ganzes Gesicht verbreitete sich ein Strahl der Freude über den Ruf, den sich seine Landsleute draußen jenseits der Grödener Klamm im Tiroler Land und noch weit über dieses hinaus in fernen Ländern errungen.

— Ja, die St. Cassianer, sagte er nach einer Weile, die können nichts Anderes, als Stein suchen — so alte Stein', in welche sich Schnecken*) abgedruckt haben. Das ist ihre größte Kunst, daß sie an einen fremden Menschen recht sündtheuer verkaufen, der danach fragt. Wenn es regnet und die Steine recht wachsen, dann sind sie alle draußen, die Steinklauber**).

Ich mußte über die sonderbare Vorstellung lachen.

— Wie ist's denn, fragte ich, um seinen Unmuth von den armen krautwälschen Steinsuchern abzulenken — wie ist's denn mit dem Geist Orco, der dort unten in Colfuschg herumgehen soll?

Der Orco (wahrscheinlich mit dem römischen Worte Orcus zusammenhängend) ist ein Teufelsspuk, welcher unter diesem Namen im ganzen italienischen Tirol bekannt ist. Es scheint mehr ein Gattungsbegriff zu sein, wie etwa unser Wort Gespenst oder Spuk, als der Name eines Geistes, wie Schaubach meint, der ihn mit dem deutschen Rübezahl zusammenstellt.

Sein Hauptwitz ist der, sich als Kugel zusammenzuballen und dem erschreckten Wanderer nachzurollen.

— Der Orco! rief mein Führer, ja das sieht auch so recht den Badioten gleich. Es gibt ja gar keinen Orco! Da muß ich Euch doch eine Geschichte erzählen von dreien Badioten, alle drei aus Wengen, die bei demselben Bauer —

---

*) Er meint die Enkriniten, Pentakriniten und Terebratulae im Mergellager von St. Cassian.

**) Weil durch die Nässe die Versteinerungen mehr sichtbar werden, glauben Viele sie wachsen durch den Regen wie Schwämme.

er hat sein Haus nicht weit vom Ueberbacher Wirth bei St. Martin — im Dienst waren, bei dem auch ich früher den Sommer über als Taglöhner gearbeitet habe. Da schickt uns einmal der Bauer Nachts hinaus in den Anger, wir sollen die Birnbäume hüten, weil von einer Menge Volks, das in der Zeit ein- und auszieht, immer so viele Birnen gestohlen worden sind, unreif noch dazu, daß für uns und und den Herbst gewiß gar nichts mehr übrig geblieben wäre, wenn wir es hätten so fortgehen lassen. Wir gehen alle miteinander hinaus und legen uns im Gras herum, einer von uns auch außerhalb des Obstangers an den Rand eines Weizenfeldes, auf dem die Frucht schon ganz reif da gestanden ist. Da sieht er eine Strecke weit hinein die Halme wie von einer Zange abgebissen, eine ganze Gasse in die anderen Halme hinein. Das thut der Dachs, wenn er in feinen Mondnächten spazieren geht. Der macht ein lautes Geschrei darüber und sagt: „Der Orco hat's gethan!" und die Anderen sind auch hingerannt und haben sich das Ding gar scheu betrachtet. Ich aber war müd, weil ich den ganzen Tag über aus einem kleinen Wasser die Wiese habe mit der Schaufel tränken müssen — und wäre vielleicht unter der Hecke eingeschlafen, wenn wir nicht unserem Herrn hätten folgen und wach bleiben müssen.

— Ist das die ganze Geschichte vom Orco? sagte ich, um ihn von der Abschweifung fernzuhalten, die augenscheinlich bevorstand, wenn er auf das zu sprechen kam, was er den Tag über zu schaffen gehabt hatte.

— O nein, der Orco ist erst später gekommen, erwiderte er, abermals zur Flasche greifend. Kurze Zeit, nachdem es finster geworden war, ging der Mond auf und

die Bäume in unserem Obstanger warfen dunkle Schatten, in welchem wir uns versteckt hielten, damit das Volk, welches etwa über den Zaun hereinsteigen und die Birnen abschlagen wollte, uns nicht sehen mochte. Wie wir so daliegen und in den Mondschein hinausschauen, der in dem Weizenfeld war, daß du gemeint hättest es sei lauter Gold, wälzt sich auf ein Mal aus der Ferne etwas Schwarzes daher, wovon Keiner im Augenblick gewußt hat, was es sein soll. Wie es näher kommt, hören wir es stampfen und klappern, wie ein Pferd. Ihr müßt wissen, Herr, daß der Orco, wie die albernen Badioten glauben, gar häufig als ein weidendes Pferd herum lauft und sich vor Einem, der gerade des Weges kommt, duckt, wie wenn er ihn zum Aufsitzen einladen wollte. Steigt er wirklich auf das Pferd, so wachsen dem Pferd die Beine so hoch wie der Saß Lung und endlich fallt er herab und zerschlagt sich im Abgrund. Gerade so wie ein Pferd ist das schwarze Ding in das Weizenfeld hereingerollt gekommen und war uns schon ganz nah. Zwei Hunde, die wir bei uns hatten, fingen an sonderbar zu knurren, die Badioten, aber schrieen so laut sie konnten: der Orco! der Orco! und rannten davon. Einer stürzte sogar in den kleinen Wiesenbach, aus dem ich den Tag über das Wasser mit meiner Schaufel auf das Gras hinausgeworfen hatte. Ich aber bleibe liegen, denn ich weiß, es gibt keinen Orco. Da kommt es ganz nah heran, groß und schwarz und ich selbst fange fast an ein wenig Furcht zu haben, denn ich kann mir nimmer denken, was das für ein übergroßes Ding sein soll. Auf einmal aber schreie ich laut auf, doch nicht aus Schrecken, sondern vor lauter Lust. Was ist's gewesen? Ein Esel, der seinem

Herrn ausgekommen war. Ich schrie den Anderen nach: Muchatt! Muchatt!*) Aber es wollte Keiner mehr zurückkehren.

So erzählte der Führer da oben auf dem Corfara-Joch. Er konnte es nicht unterlassen, nachdem er seinen Bericht vollendet, noch einige Mal laut: Muchatt! Muchatt! auf die Colfuschger Seite hinüber zu rufen.

Bald darauf machten wir uns auf und stiegen heiteren Muthes in das herrliche Gröden hinab.

Wie auf den grauen Höhen der Tauern, wenn man sich den Jochrändern nähert, die Steinblöcke verstreut auf dem öden Geröll liegen, so hängen die weißen Häuser in unermeßlichem Grün der sanften Berghalden, die von furchtbaren Ungethümen überragt werden. Bald sahen wir nach Sancta Maria, nach Wolkenstein und auf den Ploner Riedl hinunter und kurze Zeit später hatten wir durch grüne Wälder hindurch das Wirthshaus zu Plan erreicht.

Der Führer machte sich daran, ein cuits da pom (Aepfelmuß) zu verzehren, welches für ihn in einer mächtigen Schüssel aufgetragen wurde. Ich aber unterhielt mich, während die Tochter des Hauses im schmucken Grödner Gewand mit den weißen und rothen Aermeln den runden Tisch deckte, über welchem, nach Pinzgauer Sitte, eine hölzerne Taube an einem Faden hing, mit dem wackeren Wirthe zu Plan.

Die Rede ging damals allgemein von dem absonderlichen Fund, welcher eben in der Nähe von Sanct Ullrich in der Erde gemacht worden war. Man hatte allerlei Geräthe aus Bronce, welche vor Jahrtausenden den Bedürfnissen

*) Grödnerisch: Esel.

irgend eines unbekannten Volkes in diesen rhätischen Alpen gedient haben mochte, aus der Erde gegraben. Ich habe diese Dinge nachher im Purgerischen Hause abgebildet gesehen. Es waren Messer, Nadeln, Arm- und Mantelspangen, Schmuckzeug verschiedener Art. Beim Planwirth war ein vielstimmiges Gerede von dem Alter dieser Dinge und von den Leuten, welchen sie einst gehört haben mochten. Die Meisten glaubten, es sei ein großer Schatz und drückten die Hoffnung aus, daß dem Aehnliches wohl sonst noch in Gröden verborgen sein und dereinst entdeckt werden möge.

Im Planer Wirthshause sieht es so wenig wälsch aus, wie nur irgendwo in den Thälern des Inn oder der Salzach. Ihre grödnerische Sprache abgerechnet -- sie reden aber Alle daneben auch gediegenes Bozenerdeutsch — kann man sich recht wohl, besonders wenn man zu den kleinen Fenstern der braungetäfelten Stube hinausschaut und die hohen Lärchen erblickt, welche die Berghänge beschatten, in den waldfrischen Norden versetzt denken. Die Natur ist nicht nach wälscher Art ausgeplündert und zerschunden.

Auf den hölzernen Unglückstafeln stehen wohl italienische Inschriften, aber die zerstreuten Höfe, die malerischen Trachten, die rauschenden Quellen, der Hauch der Wälder und die sauberen schmucken Herbergen an der Straße zeigen uns wohl, daß wir, wenn wir am Abend unser Haupt zur Ruhe legen wollen, nichts von allen den Dingen zu besorgen haben werden, welche wir aus dem anmuthigen Paesi des „Tirolo italiano“ kennen.

Streifzüge an der unteren Etsch.

Vom Gardasee über Roveredo nach Calliano bei Trient.

Der Herbst, welcher sich der nordischen Ebene jenseits der Alpen dadurch ankündigt, daß die Nebel unbeweglich über der schwermüthigen Erde liegen, und sowohl die Wipfel der Tannenwälder als den flachen Gesichtskreis und die Ansiedelungen der Menschen verhüllen, zeigte sich an den düstersten Tagen den Ufern des Gardasee's in der Weise, daß er in einer Höhe von etwa tausend Fuß über dem Seespiegel angefangen undurchdringlich an den Felswänden hing.

Gar wundersam und fast unbeschreiblich waren die Lichter, welche unter ihm hindurch auf die unbewegliche und bleierne Wasserfläche fielen. Sein blauer Glanz war verschwunden und wenn man vom Norduſer aus auf ihn hinschaute, dunkelte es in seiner Fluth fern von dem Kofel von Tremosine herum wie eine bodenlose Nacht, während das Wasser am weißen Kiesstrand bei der Mündung der Sarca Vecchia grünlich dalag von der Farbe des Oelblattes.

Der weite Zwischenraum zeigte den grauen Schein des Nebels. Tage lang rührte sich keine Welle und die Gränze des Wassers konnte durch das winzigste Steinchen bezeichnet werden, ohne daß dieses von der leisesten Bewegung befeuchtet worden wäre. Manchmal senkte sich im Süden selbst zur Stunde des Mittags völlige Nacht blauschwarz auf die Wasserflächen herab. Betrachtete man in solchen Augenblicken das Gewässer vom Hafen zu Riva aus, so war in der absonderlichen Dämmerung weder Fels noch Wasser noch Himmel deutlich von einander zu trennen und es erschien keine andere bunte Farbe mehr, als die der rothen Boje, welche draußen auf dem schwarzen Wasser schwimmt.

Es war eine Zeit der Sammlung und der Trauer nach dem langen Sommerleben.

Der Gletscherstrom, welcher sonst milchige Trübung in der himmelblauen Fluth verbreitet, verlor sich jetzt blaugrau im schwarzen Abgrund. Je mehr es in seinen Eisgebieten Winter wird, in desto lichterer Farbe kommt er zum See gezogen. Hungrige Fischer schlenderten an seinem Ufer hin und her, um sich die Lachsforellen zu betrachten, welche aus dem großen Becken den Fluß bis zum Wehr oberhalb der Brücke hinaufsteigen, um zu laichen. Mühelos unterschied man die grauen Thiere, wie sie sich durch das seichte Wasser hinaufwanden.

Die thörichten Fischer aber jammerten, weil es ihnen zum ersten Mal seit Menschengedenken verboten war, in diesen Spätherbsttagen der kostbaren Beute nachzustellen. Die Fische streben dem Eiswasser entgegen und legen ihre Eier in den Fluß. Der arme Mensch aber vergißt, daß ihm solche Entsagung von der gewohnten Jagd in den nächsten Jahren überreich von der jungen Brut

belohnt wird. Sonst war in diesen Tagen ihre goldene Ernte gewesen, nunmehr aber spähte, hinter dem Erlengebüsch der Ufer versteckt, Einer nach dem Anderen, ob er ihn nicht bei verbotener Hantirung ertappen möge. Es war ein kläglicher Anblick die stumpfen Gesichter zu betrachten, an welchem die Goldstücke in der Gestalt der köstlichen Fische unerreichbar vorüber schwammen.

Andere benützten die seltene Ruhe des Gewässers, um die Ausmündung der stillen Sarca Vecchia zu vertiefen, welche von den Fischern als Hafen benützt wird. Die Ora wühlt mit ihren Wellen Kies gegen die Mündung, so daß die Schiffe manchmal nur mühselig zu ihrer Zufluchtsstätte gelangen können.

Da standen die Männer mit nackten Füßen im dämmernden Licht des grauen Mittags und hoben mit Schaufeln die blanken Kieselsteine aus dem rieselnden Wasser des Sumpfflusses am Seestrand, während Andere mit hölzernen Stangen schwere Steinblöcke aus den Kieseln hervorhoben, welche der See darüber geworfen hatte, um sie in das Wasser zu legen als Schutzdamm gegen die Wellen, welche von Süden heranrollend die Mündung des Wässerleins verflachen.

Außer diesen sah man auf dem erblindeten See, welcher an klaren Sommertagen so viele Schaustücke bietet, keine andere Bewegung mehr, als die fernen Schiffe, schwarz, ohne Segel, die mit ihren Rudern in der zähen Fluth nicht wahrnehmbar von der Stelle rückten. Noch trauriger aber war das Treiben der armseligen Blätterpflücker, welche sämmtliche Bäume entlaubten, um die Blätter, bevor sie völlig welk zur Erde fielen, noch in den Stall zu ihren Rindern und Ziegen tragen zu können. Diese sangen,

zwischen den Zweigen versteckt, manchmal eines jener eintönigen wälschen Lieder, welche in solcher Ruhe den Sinn noch mehr verdüstern.

Landeinwärts begegnete man überall Leuten, welche lange Gewehre auf dem Rücken trugen, um die letzten Vögel, die auf ihrer Wanderung gegen Süden hier rasten, von den Bäumen zu schießen. Der Eine und Andere dieser Jäger trug auch ein Stück Eisen, welches, in dem daran befindlichen Holzklotz herumgedreht, das Zwitschern der Drossel nachahmt. Mit diesem Eisen werden die Vögel in die Tragweite des Gewehres herangelockt.

Die wenigen Schiffe, welche man auf dem See bemerkte, steuerten alle gegen den Strand von Malcesine hinab, an welchem in diesen Tagen die tausendjährige Erinnerung an das Martyrium der Jünger des heiligen Zeno gefeiert wurde, mit deren Einsiedelei auf dem Montebaldo wir unsere Leser zu einer anmuthigeren Zeit bekannt machen werden. Musik, Feuerwerk, die Anwesenheit vieler geistlichen Prälaten, der neue Wein, die vollen Wirthshäuser, und auch das alljährlich wiederkehrende Wunder lockten Viele hinab. Dieses Wunder besteht darin, daß die Köpfe der Heiligen, welche in einer kostbaren Lade der Kirche aufbewahrt werden, alljährlich in der Nacht vom 16. auf den 17. Oktober von selbst ihre Plätze wechseln und zwar so, daß der Kopf des Ersten den zweiten Platz in der Reihe, der Zweite den des Dritten, der Dritte den des Ersten der Reihe nach einnimmt.

In diesem Jahre hatten die Bewohner von Malcesine übrigens noch besondere Veranlassung, den Ueberresten der Märtyrer Ehren und Festlichkeiten anzuthun. Im dürren

Sommer hatten die Gebete und selbst die feierlichen Umzüge um Regen, vor dessen Mangel die Frucht der Oliven zu verkommen drohte, lange Zeit keinen Erfolg gehabt, sondern die ersehnte Feuchtigkeit war erst vom Himmel gefallen, nachdem man im Bittgange die Schädel mit herum trug.

Solches war das Ziel der Schiffe, welche über die ruhige Fläche ruderten.

Selten sinkt ein solcher Herbsttag, wie sehr er auch die Erde verdüstern mag, hinab, ohne daß seine Dunsthülle hie und dort auf wenige Augenblicke vom Lichte der Sonne durchbrochen wird. Wo die Strahlen auffallen, dort schaffen sie dann den Augen meist ein Schauspiel von gar herrlicher und durch die andere Oede gesteigerter Wirkung.

Manchmal blinkte irgend ein Fleck auf den Kalkbergen nördlich von Arco in weißem Florlichte auf, als wäre es ein Gletscher. Manchmal aber auch traf die Sonne auf die grünen Laste unter dem Castell Penede und dann schimmerte es, der unsichtbaren wässerigen Dünste halber, irisfarben um den grell erhellten Raum, wie wenn ein Streiflicht der Sommersonne durch rauschenden Gewitterregen auf einen fernen Rasen fällt.

So schlich es ab und zu von Aengstigung und Hoffnung über das unentschlossene Antlitz des südlichen Herbsthimmels.

Plötzlich aber wurde an einem grauen Morgen diese mächtige Ruhe durch einen Donner unterbrochen, wie er selbst im Hochsommer nicht mächtiger mit den Fackeln der Blitze durch die Bergschluchten geht. Die großen und die kleinen Kanonen der Veste San Niccolò wurden auf ein

Ziel eingeübt, welches an den Felsplatten des Montebaldo noch in ansehnlicher Entfernung vom Olivenhain angebracht war. Die Entfernung zwischen dem Bollwerk und jenem Strand, der steil in die tiefste Fluth des See's abfällt, beträgt etwa viertausend Schritte.

In dieser Entfernung, welche die Kugel über das unbewegliche dunkle Gewässer hin zurücklegte, boten die Erscheinungen des Lichtes und des Schalles manches Merkwürdige.

Wer im Olivenhain stand, sah den rothen Blitz der Entladung geraume Zeit, bevor er den dumpfen Schlag vernahm, welcher ihm folgte. Den Schlag begleitete bald lauter Wiederhall zuerst in den Schluchten des Monte Stivo, sodann in denen des Montebaldo, endlich sogar in der Klamm des Ponal und im Ledrothal fortrollend. Hierauf drang das zerstörungswüthige Heulen der Kugel, welche die Luft vor sich her zusammenpreßte, in die Ohren. Dieses Schwirren und Heulen dauerte noch lange fort, nachdem das Auge sich schon durch die Staubwolke des zerschmetterten Felsgeschiebes oder auch durch den Anblick einer thurmhoch aufgeschleuderten Wassersäule von der Ankunft der Kugel an jenem Gestade überzeugt hatte. So träge schleicht der Schall dem Licht nach.

Befand man sich hart an den Wänden des Monte Brione über dem See, etwa in der Gegend des Casello, so war die Wirkung des Schalles eine andere. Der Wiederhall wurde nicht mehr in fortschreitendem Rollen, sondern in einzelnen, von einander durch längere Zwischenräume getrennten Schlägen kund, welche wie ebensoviele Kanonenschüsse aus den Felsen des Campo Zurez und aus anderen

Falten des Baldogebirges krachten. Es war eine Schlacht, welche sich die Geschütze in den Schluchten jener Berge zu schlagen schienen. Das Gewehrfeuer der Soldaten, welche zu gleicher Zeit in der Nähe von Riva sich übten, verhallte dagegen wie das Geräusch von Zündhütchen.

Eben solche Zwischenräume der Zeit trennten den Blitz und das Getöse der zersprengten Hohlkugel. Man sah die Flamme aus derselben am Felsen auflodern und den Rauch aus dem zerrissenen Eisen wie eine blaue Pinie sich darüber erheben und konnte lange warten, bis auch der Knall als nachträglicher Bote der Zerstörung herüberkam. Dieser mengte sich sodann seltsam in das andere Echo, welches, noch von der Entladung des Geschützes selbst hervorgerufen, wild in den Bergen herumlärmte.

Den Uferbewohnern waren diese Dinge ein Vorwand zum Lungern am Hafen, im Erlengestrüpp der Flußmündung, am kiesigen Strande des Oliveto und überall sonst, wo die ausgestellten Soldaten nicht abwehrten. Nachdem Alles vorüber war, kletterte Mancher von ihnen auf die Felsen hinaus und sammelte die Metallsplitter, die auf den Steinen verstreut lagen. Das Blei diente den Fischern, welche damit ihre Netze beschwerten.

In jenen Tagen gedachte ich, der herbstlichen Einförmigkeit am regungslosen Gewässer müde, eine Wanderung durch das Etschthal zu machen, nicht aus Vorliebe für dessen landschaftliche Schönheiten, welche mit denen der Seeufer gar nicht verglichen werden können, sondern um durch die Betrachtung irgend welcher anderen Erscheinungen das Gefühl der Schläfrigkeit zu verjagen, welches nicht allein über dem unbeweglichen See lag, sondern sich auch desjenigen

bemächtigte, welcher Tag für Tag in den bewegungslosen Raum des See's hinausschaute.

So ging ich denn nach Roveredo hinüber und schlenderte dort in der Umgebung der Stadt umher.

Man sah es den Gärten wohl an, daß die Thalfläche dortselbst um mehr als vierhundert Fuß sich über die Ufer des See's erhebe. An diesen letzteren bemerkte man fast nichts von der bunten Färbung, welche der Herbst in den Blättern hervorbringt. Die Weinstöcke ohne Trauben, die Bäume ohne Früchte — das waren wohl die auffallendsten Merkzeichen der Jahreszeit, wenn man durch die grünen Pflanzungen hindurchschritt. Drüben aber in den Reihen der Pappelbäume und in den Gärten um die Stadt Roveredo her bot sich dem Auge schon jener grelle Gegensatz der Farben, welcher dem Einschlafen der Natur vorhergeht, wie ein bunter Farbenwechsel dem Tode mancher Fische.

Die einen Pappeln gleichen einer wachsgelben Säule, während die anderen noch völlig wie zur Zeit der Sommersonnenwende dastanden. Ueber die Gartenmauern der Vorstadt des heiligen Hilarius hingen nebeneinander das blutroth gewordene Laub der wilden Weinrebe und die noch sommersaftigen blattgrünen Zweige des Feigenbaumes. Hier gibt es keine Oelbäume mehr, weil dem Thale der warme Hauch des See's fehlt, aber dennoch herrschte noch immer das Grün vor und der zertrümmerte Thurm mit seinem großen Glockenfenster zu Sant' Ilaro und die große Cypresse neben ihm, ragten über ein Gefilde, worauf die rothen Todtenfarben vom lebendigen Wachsthum noch unverkennbar überwuchert wurden.

In diesem bevölkerten Thale, in welches von allen Seiten her die Halbkreise weißer Dörfer von den grünen Hängen schauen, kann ein wolkiger Herbsttag noch trauriger werden, als in der erhabenen Einsamkeit der Seeufer, wenn unabläßig das eintönige Geläute seiner Kirchthürme den Wanderer überall hin verfolgt. Von Villa, Pomarolo, Volano, Pietra überall läutet es durch die graue Luft her und die weißen Wolkenschlangen liegen drüben unbeweglich auf den dunklen Bergen, hellere Regenlichter, vorüberstreifender Schauer ziehen durch die Trübe und hier und dort ist das Gebirge völlig von den, gleich einer grauen Gardine wulstig herabgerollten Nebeln verschlungen.

An solchen Tagen pflegt es nicht lange zu währen, bis die Regenschauer, deren Zug sich hier und dort über die Gebirge hin hat wahrnehmen lassen, sich allgemach über die ganze Thalfläche hin gleichförmig ausbreiten, und nunmehr mit dem grauen Koth der Straße, mit dem Nebel der Berge, mit den Dämpfen, die aus dem noch sommerlich warmen Boden aufsteigen, ein zusammenhängendes graues Wirrsal bilden.

Die einzigen Wesen, welche sich dessen erfreuen, sind die Laubfrösche und die Kröten, welche von den Gartenmauern her über die durchweichten Straßen hüpfen. Im Norden hat sich ihr Geschlecht jetzt meist schon der Zurückgezogenheit hingegeben, aus welcher es sich erst von der Märzsonne wieder hervorlocken läßt.

Wir Anderen aber, welchen der beginnende und hartnäckig fortdauernde Fluthregen des südlichen Landes nicht soviel Behagen verschafft, als den Lurchen, denen das Naß Bedingung des Wohlergehens ist, drücken uns scheu an den Gartenmauern hin und nehmen sogar Zuflucht zu einem

trockenen Flecke an demselben, welchen der vorragende Balkon irgend eines verwittert aussehenden Herrenhauses vor der herbstlichen Traufe schützt.

Noch weit öder aber, als das offene Thal und das freie Feld schauen an solchen Tagen die Dörfer und Marktflecken an der Straße aus. Wenn ihr Mauerwerk uns mitunter schon im Lichte der klaren Sonne und des tiefblauen Himmels Bedenken erregt, ob es eine geeignete Wohnung für Menschen bieten möge, so erscheint es uns vollends, wenn die Regentraufe den Schmutz der Wände bloslegt und die Gassen mit farbigem Koth überrieselt, als eine Wohnung für Solche, die sich durch Steigerung angeborner Schwermuth zu Selbstmördern ausbilden wollen. Mancher tritt da beispielsweise in den Markt Volano, welcher auf der Karte durch fette Schrift ausgezeichnet ist. Dieser liegt, wie ich erinnernd hinzufüge, inmitten einer stark bevölkerten Gegend und wird von der Heerstraße Innsbruck-Verona durchschnitten. In einem solchen Orte würde man auf deutscher Erde, wenngleich jetzt die Heerstraße durch die Eisenbahn verödet ist, noch immer schmucke Häuser, stattliche Herbergen, und wenigstens die Ueberreste einstigen Wohlstandes bemerken. Hier aber entsetzt man sich über Rauch, Koth, Ruinen und Dürftigkeit.

Wenn man wissen will, wie es in einem „Gasthause“ aussieht, so gehe man in die erste Bottega zur linken Hand am Eingange des Paese und verlange ein Glas Wein. Der Herbergsvater wird dem Wanderer mit stummer Handgeberde aus seiner übelriechenden Bottega weg in das anstoßende Gemach winken, welches sein Licht durch ein mit schweren Eisen vergittertes winziges Fenster erhält. Romanleser werden sich schnell

orientiren, wenn ich sie an die bekannten Zellen erinnere, in welchen Verurtheilte die letzte Nacht vor ihrer Hinrichtung zubringen. Auch das Gewölbe fehlt nicht und die schmutzige Ampel, die von der Decke herabhängt. Die Preise der Lebensmittel in diesem Gasthause sind sehr gering, aber diese müssen aus dem Laden in blaues Zuckerhutpapier gewickelt herein geholt werden.

Man stelle sich nun zu solcher Finsterniß die gelangweilten Mienen der Menschen in ihren blauen Leinenkitteln, den Pechseifen- und Stockfischgeruch der Boutique, die Pfützen der Straße und die Maulaffen vor, welche in endlosen Reihen, mit dem Rücken gegen die Häuser gelehnt in den Regen hinausstarren, und man wird nahezu einen Begriff erhalten, wie es nicht nur zu Volano, sondern auch in gar vielen anderen Orten Wälschlands auszusehen pflegt, wenn es regnet. Den Regen ausgenommen, ist es aber zu anderen Zeiten auch nicht anders.

Neben solchen Vorzügen besitzt Volano natürlich auch den eines Roccolo, welcher unmittelbar vor dem Marktflecken sich auf einem buschigen Hügel erhebt. Es ist ein mächtiger Bau, dem eines massiven Kirchthums ähnlich und es stecken sicherlich mehr Steine darin, als in dem Gebäude, in welchem Volano's Jugend Lesen und Schreiben lernt. Im Uebrigen geht auch hier, wie im ganzen Etschland die Sage, daß der Kaiser bald alle Roccoli zerstören lassen werde. Die Bauern haben nichts dagegen, weil sie keine Roccoli besitzen. Die aufgeklärten Signori aber, die Blüthe der Nation, werden, wenn solch eine weise Absicht wirklich durchgeführt werden sollte, ohne Zweifel neue Veranlassung finden, sich über die Ungerechtigkeiten zu beklagen, mit

welchen der „Germanismus" sie belastet. Unter allen Umständen aber halte ich einen mit so viel Kosten aufgebauten Thurm, mittelst welchem die kleinen Singvögel gefangen und erwürgt werden, neben einem so kümmerlich aussehenden Veste für eine wahre und wirkliche Schandsäule, welches das Volk seiner eigenen Gesittung setzt.

Man sieht, daß die Eindrücke, welche das Treiben der Menschen hervorbringt, in Nichts dazu beitragen, einen Gang durch die Herbstlandschaft zu erheitern.

Beim alten Castell della Pietra hat man eine ansehnliche Höhe über dem alten Flußbett der Etsch erreicht und die Straße zieht sich über einen Kalkhügel hin, von welchem aus die Spuren der einstigen Wirksamkeit dieses Gewässers, als es noch in viele Arme getheilt die ganze Thalsohle zeitweilig in einen Sumpf verwandelte, wohlüberschauen kann.

Das alte Flußbett liegt noch schlammig unter dem Hügel, hie und da von kleinen, wulstigen Dämmen durchsetzt, auf welche man Büsche gepflanzt hat. Diese langen Hügel sollen ohne Zweifel den Anfang des Pflanzenwuchses darstellen, welcher sich allmälig zwischen ihnen über den ganzen Schlammgrund hin auszudehnen hat. An der grünen Farbe ihrer Maulbeerbäume sind noch die Inseln im einstigen Strom kenntlich und auch die gelben Maisfelder stechen von den dürftigen Gräsern ab, die sich seit der Verlegung des Flußbettes hie und da auf den Schlammanschwemmungen angesiedelt haben.

Jetzt fließt die Etsch weiter westlich in einem geraden Bette, welches ihr die Kunst der Menschen gegeben hat.

Nachdem das Alles wohl von mir betrachtet worden war, zog ich mich, um der immer lästiger herabfallenden

Fluth auf eine kleine Weile zu entgehen, unter einen Heuschober zurück, der neben einem elenden Hause unter dem alten Castell von Castellbarco, steht.

Unter diesem hervor sah ich, auf trockenes Heu gelagert, zu den Felsen und zum weißen Schloß hinauf, zur epheubedeckten Wand der alten Söldnerwohnung in ihre Fensteröffnungen, bis der vom Regen aufgeweichte Düngerhaufen um das Gemäuer umher mit seinem üblen Hauch mich wieder in die Traufe hinaustrieb.

Nunmehr war bald Calliano erreicht, dessen Gefilde durch die große Schlacht berühmt ist, in welcher 1437 die Trientiner den namhaften venezianischen Feldherrn Sanseverino erschlugen.

Merkwürdiger als diese Erinnerung aus den endlosen Balgereien des Mittelalters war mir der Anblick des breiten Bettes des Folgaria-Baches, über dessen ungeheures Geschiebe heute nicht ein einziger Tropfen Wasser zur Etsch hinablief.

Der Bach welcher zu anderen Zeiten Straßen, Brücken, Dämme zerstörte, Häuser einriß, war heute gar nicht vorhanden. Doch ist die Möglichkeit gegeben, daß nach wenigen Tagen fortdauernden Regens abermals das Leben und die Habe der Menschen von ihm bedroht wird. Daß er solches vermöge, davon geben außer der Kunde der von ihm 1868 hervorgebrachten Eisenbahnzerstörung auch die unabsehbaren Lager der Steine Zeugniß, welche er aus Folgaria's Jura- und Kreidegebirg zwischen diese Weingärten herein gerollt hat.

Eine Schilderung Callianos ist überflüssig, weil ich vorher über Volano einige Einzelnheiten angegeben habe. Doch muß seine Gastlichkeit jenem Marktflecken gegenüber

in Schutz genommen werden. Im ersten Albergo, worin sich die Post befindet und der zum Ueberflusse den fortschrittlichen Schild „al vapore“ (zur Eisenbahn) trägt, sieht es freilich nicht viel anders aus, als in der Bottega zu Volano. Die schmale Treppe scheint ausschließlich von Hühnern und Schweinen benützt zu werden und die Frage nach einem Zimmer wurde mit allen Zeichen des Erstaunens von einem Dienstboten, der uns angaffend sich die Zähne ausstocherte, verneinend beantwortet.

Desto besser erging es uns dagegen drüben beim „schwarzen Doppeladler“. Hier gab es ein Feuer zum Kleider trocknen, eine Kammer zur Rast und eine bescheidene Mahlzeit. Die Veranda ist mit Oelbildern geschmückt und in der Gaststube möchte wohl selbst ein Deutscher sich heimlich fühlen. Wir priesen diese Oase in Mitten des Elendes und legten uns schlafen, unbekümmert um das Plätschern des Herbstregens und um das Geschrei der Moraspieler, die in den Schenkenhöhlen des Nestes ihr Unwesen trieben.

In diesem Jahre hatte man zum ersten Male auch aus dem italienischen Tirol junge Männer zur sogenannten Landesvertheidigung, den „Schützen“ beigezogen. Die Italiener haben sich aus dem Worte Schützen „zizeri“ zurecht gemacht. Diese italienisch redenden Bursche nehmen sich gar seltsam aus in der braunen deutschen Joppe und der grauen Mütze mit den Hahnenfedern. Trotz ihrer Abneigung gegen deutsches Wesen und auch gegen die „zizeri tedeschi“ haben sie sich doch in denselben Kittel stecken lassen und das Soldatenwesen hat an ihnen seine Schuldigkeit gethan. Sie

gehen gern mit der blanken Waffe einher und lärmen bei Nacht wie ihre deutschen Kameraden. Dieß geschah denn auch zur Genüge in jener Nacht zu Calliano.

Verwunderlich nahmen sich nur die Lieder der tirolischen Landesvertheidiger aus, in welchen das „Savoja, Savoja!“ und andere Gesänge, aus welchen die Italia libera hervortönte, immerfort aus heiserer Kehle wiederholt wurden. Das Geld zum Weine, der solche Begeisterung hervorbringt, erhalten sie vom Land. Im Uebrigen können die zizeri, wenn sie Liebhaber von ordentlichen Bissen und einem guten Trunk sind, ihrem Schicksal nur danken, daß sie des Kaisers Sold alljährlich auf vier Wochen ihren heimischen Polentakesseln entrückt.

Castell Penede.

Ein Lebensbild vom Gardasee.

I.

Die alte und die neue Straße, welche von Nago gegen den Gardasee hinabführen — letztere weit schauend über das Thal der Sarca und seinen Fruchtgärten, erstere steil zwischen Felshänge und „Laste" *) eingezwängt, werden durch den breiten Rücken eines Kalkberges von einander getrennt, auf dessen Rücken, hart am Abgrunde gegen die alte Straße hin und mit dessen Wand wie verwachsen die Trümmer der alten Veste Penede stehen, welche mitsammen dem Dorfe Nago Vendome und seine Franzosen vor mehr als anderthalbhundert Jahren den Flammen überliefert haben.

Auf dem sonnigen Abhang unter den Ueberresten der Burg her wuchert es im Frühling von kräftigen Kräutern

---

*) Kahle, glatte Kalkwände, schief geneigt und fast unbegehbar.

und Pflanzen, während gegen das Ende des Sommers die Oberfläche der Felsen so dürr und gelb zum tiefblauen Himmel hinaufschaut, als wäre dort oben nie ein Mai eingekehrt.

Nirgends haben die Maulbeerbäume stärkeres und saftigeres Laub und nirgends gedeiht der Farb-Sumach besser, als in der Nähe der Burg. Purpurne Orchideen glänzen überall unter dem Buschwerk, weiße Wildrosen ranken sich um die Felsblöcke und überall dunkelt der Eisenhut hinter dem Dorngestrüpp des entwaldeten Felsens.

Besonders farbig und grell werden die Burgtrümmer freilich gesehen, wenn man sie von dem Abgrund der alten Straße aus betrachtet, weil hier die von der Zerstörung ausgezackten Linien sich gar deutlich und wild aus der heiteren Bläue der trockenen Luft abheben. Nicht minder merkwürdig aber erscheinen sie auch dem Besucher, wenn er in das Dickicht selbst emporgeklettert ist, welches ihre Schutthalden umgibt, oder wenn er durch eine der alten Schießscharten in die lothrechte Tiefe hinabblickt.

Der von Dornen und Blumen bedeckte Burgraum wird selten von dem Fuße eines Neugierigen betreten. Die meisten Leute gehen im Herbste hinauf, wenn nach den ersten kühlen Regenschauern die Vögel von den höheren Gebirgen, dem Stivo und dem Montebaldo herabkommen, um sich vor der Kälte zu bergen und in den vollen Fruchtgärten zu naschen. Dann wird dem armen Flüchtlinge durch Garne, Leimruthen, Vogelthürme und Schlingen nachgestellt und die Jäger, welche das ganze Jahr über nichts als den zähen Brei ihrer Polenta zu essen bekommen, können sich während dieser Herbsttage ihre Nahrung mit dem wohlschmeckenden Fleisch der Beute würzen.

Die übrige Zeit hindurch erblickt man selten Jemanden zwischen den pfadlosen Trümmern. Weiter unten sieht man wohl im Frühjahre häufig fleißige Bauern, welche die Aeste ihrer Oliven beschneiden, damit aller Saft den Früchten zugut komme, Andere, welche das Laub der Maulbeerbäume einsammeln und im Sommer diejenigen, welche die Blätter des Sumach rnten.

Bei der Nacht sollen nicht selten Hexen und andere Unholde ihre Wesen treiben, die in den verlassenen Gewölben zusammen kommen.

Ich bin mehrmals auch in der Dunkelheit zwischen den alten Mauern umhergegangen und habe in den tiefen mondbeglänzten See hinabgesehen. Doch konnte ich niemals andere lebendige Wesen wahrnehmen, als große Leuchtkäfer, welche hellgrüne Furchen durch die schwüle Luft zogen.

Eines Tages aber wollte es der Zufall anders.

Es war trüber, als es sonst in diesen schönen Monaten am Gestade des südlichen See's zu sein pflegt.

Ein dunstiger, von Wohlgerüchen fast betäubender Wind zog über den See her und kräuselte ihn leicht auf. Die Schatten schwerer Wolken fielen auf das Gewässer und bildeten in seiner weiten grauen Fläche grasgrüne Inseln, wie Riedbüschel in einem großen Sumpfe. In der Trübung schaute der Olivenhain von Torbole noch düsterer, fast schmutzig herauf.

Ich näherte mich einer Pappel, dem einzigen großen Baume, welcher in der nächsten Nähe der Trümmer auf dem Gestein Wurzel gefaßt hat. Die Pappel war von einer Menge rother Mohnblumen umgeben und in der Mitte derselben kniete ein alter, grauhaariger Mann, der den Boden aufwühlte und etwas in dem steinigen Erdreich zu suchen

schien. Im Geflüster des Windes, welcher die Blätter des hohen Baumes und die Kräuter um ihn her bewegte, hörte er meine Schritte nicht.

Ich glaubte, es sei ein Mensch, der hier irgend welche von den vielen für heilkräftig gehaltenen Wurzeln ausgrabe und blieb neugierig stehen, um zu sehen, was er mit seinem kurzstieligen Spaten etwa zu Tage fördere.

Der Mann wühlte mit vieler Anstrengung fort und fort, denn der Boden besteht aus spitzigen Kalksteinen und jeden Augenblick bekundete der Spaten durch sein Klirren ein neues Hemmniß. Aber so aufmerksam ich auch hinsah, ich konnte nicht entdecken, daß irgend etwas von ihm herausgeholt wurde.

Endlich wurde ich des Zuschauens überdrüßig und fragte den Mann, was er wohl da zu finden vermöge.

Er war überrascht, sich ganz unvermuthet angesprochen zu hören, erwiederte aber meinen Gruß freundlich und griff nach einigem Zögern in seine Tasche, aus welcher er einen ledernen Beutel hervorzog.

Er hielt mir denselben hin und ich fand darin eine Anzahl Kupfermünzen, an welchen noch Erde klebte.

Diese Münzen gehörten sehr verschiedenen Völkern und Jahrhunderten an. Ich sah auf ihnen den Namen und die Wappen der Herzoge von Mantua, Ludwigs des Vierzehnten von Frankreich, einiger Schweizerkantone, der Republik Venedig und mehrerer Päpste.

Noch ehe ich sie aber alle betrachtet hatte, griff der Mann, der bisher keinen Blick von mir abwendete, in das Beutelchen und zog die größte unter den Münzen hervor.

— Diese müßt Ihr betrachten. Die da ist ein Senatusconsult und allein mehr werth, als alle übrigen miteinander.

Ich betrachtete mir die Münze und sah in dem schwarzen Kupfer wohl ausgeprägt einen römischen Cäsarenkopf mit seinen eckigen Linien und dem Lorbeerkranze und vermochte deutlich das Wort „Constantinus" zu entziffern.

Alles Uebrige, auch eine stehende Figur auf der anderen Seite, war, für mich wenigstens, vom Roste undeutlich gemacht und so gab ich dem Manne sein Kupferstück nach einigen Augenblicken mit den Worten zurück:

— In der That eine Münze aus der Römerzeit. Aber ich fürchte, ihr Werth ist nicht so groß, als Ihr denkt. Es gibt viele solche Stücke und auch aus unserer Gegend werden ihrer viele ausgegraben, wenn die Bauern ihr Feld pflügen.

Der Mann betrachtete mich mit einem wehmüthigen Blick und sagte:

— Meint Ihr? Ich habe geglaubt, dafür erhalte ich leicht eine Banknote.

— Ich wünsch' es Euch, antwortete ich und ging grüßend weiter gegen die Trümmer vorwärts.

Der Anblick der verschiedenen Münzen mit ihren mancherlei Bildern stimmte mich nachdenklich.

Wie viele Menschen hatten die Spitze dieses Bergrückens zu einem Bollwerk auserſehen, wie viele hatten hier in Abwehr oder Angriff ihr Grab gefunden! Jetzt blüht über allen diesen Blutstropn der Lavendel und ihr Andenken ist verweht, wie der Duft jener Büsche, an denen ich vorher heraufgestiegen war. Die Münzen, welche der Alte in seinem Beutelchen angesammelt hat, sind eben so viele Gestalten aus dem langen Traume dieser Erde, in Metall festgehalten.

Jetzt dienen sie nur mehr dazu, daß dieser Bettler ihr kupfernes Andenken verschachert. Welcher Beweggrund trieb jene Fremden an, diese Burg und das armselige Dorf den Flammen zu übergeben? Was hatten diejenigen hier zu suchen, aus deren Taschen einst die Münze des Constantinus Cäsar auf den Boden fiel?

Vielleicht würden viele thörichte Anstrengungen unterlassen werden, wenn man sich vergegenwärtigte, in welchem Lichte sie nach Jahrhunderten demjenigen erscheinen, der in ähnlicher Weise über ihre Spuren dahin geht, wie in diesem Augenblicke ich durch die Kräuter, in welchen die alten Steine verstreut liegen.

Als ich mich der großen Lücke in der Mauer näherte, durch welche man in das Olivendunkel der Schlucht bei der alten Straße hinabzusehen vermag, erblickte ich abermals eine Gestalt, gebeugt über den Boden und nicht minder beschäftigt, etwas auf dem Geröll zu suchen.

Ich erkannte sofort ein altes Weib, welches im Dorfe unter dem Namen „La Botanica" bekannt war und sich zeitweilig mit einem Korbe sehen ließ, in welchem sie die Beute ihrer Wanderungen auf den Bergen den Apothekern der Umgegend verkauft. Man sagte ihr nach, sie kenne alle Heilkräfte der Kräuter, die auf den Gebirgen wachsen und steige auf die am wenigsten zugänglichen Felsen, um die Aufträge zu besorgen, welche ihr gegeben wurden.

— Eh, La Botanica, redete ich sie an — findet Ihr denn etwas, das Ihr brauchen könnt, in diesen wüsten Mauern?

— O, lieber Herr, entgegnete sie — wo vor Zeiten so viele hundert Leute erschlagen worden sind, da ist es nie

schlecht mit den Kräutern. Da seht her — wie viel ich gesammelt habe.

Sie hielt mir ihren Korb hin, dem ein Duft entströmte, welcher fast betäubte und den Athem stocken ließ. Es war eine unsichtbare Wolke, welche diesem Korbe entstieg.

— O, das würde mich im Kopfe schmerzen, wenn ich das neben mir stehen hätte, sagte ich. Mir kommt es fast vor, als ob ich den Geruch dieser Kräuter noch niemals in meinem Leben so verspürt hätte, wie da aus dem Korbe, den ihr angefüllt habt.

— Ja, ja, erwiederte La Botanica lächelnd — wo so Viele aus aller Herren Länder ihr Blut vergossen haben — da stehen Kräuter, wie sie der dürre Fels nicht ernähren kann, weil er nie die Kraft bekommen hat.

— Da würde ich, erwiederte ich dem sonderbaren Weibe, meine Kräuter von den Kirchhöfen holen. Dort müssen sie ja alle gar trefflich gedeihen.

— Die zahmen ja — aber die wilden nicht. Die müssen auf dem Grund wachsen, wo erschlagene Menschen liegen. Das Blut, welches zum Himmel schreit, gibt den Kräutern einen anderen Saft.

Ich wollte sie mit einer anderen Frage nach diesen Kräutern unterbrechen. Aber das geschwätzige Weib fuhr fort:

— Wenn Ihr das nicht glauben wollt, so geht hinüber nach dem Friedhof von Stumiago. Auf diesem seht Ihr nicht ein einziges edles Wildkraut. Aber der Kümmel, der dort wächst, geht hoch über die Kirchhofsmauer.

— Ich will wohl glauben, sagte ich zu dem Weibe, daß auf jenen moderigen Gräbern nicht die Kräuter wachsen, wie heroben auf dem Berg. Der Moder von Todten, die

vor Jahrhunderten starben, ist längst vom Regen abgewaschen und von Winden fortgetragen. Im Kirchhof aber keimt Alles aus der unaufhörlichen Fäulniß hervor.

— Meinet Ihr, es sei Alles vertilgt, was da heroben auf dem Berge geschehen ist, und der Fels bleibe stumm? Da seht!

Mit diesen Worten nahm sie mich bei der Hand und führte mich gegen die verwitterte Nische hart an den Abgrund der Kalkwand hin. Dabei streckte sie ihren dürren, braunen Zeigefinger aus und rief:

— Das ist der Steinrost von Blutflecken, seht Ihr?

Ich lächelte und erwiederte:

— Das ist winzig kleines Moos oder eine Flechte, die dort das graue Gestein blutroth färbt. Dergleichen wächst überall in der Welt und ganz besonders an Stellen, welche der Fuß des Menschen niemals betreten hat.

— Was Ihr wißt! entgegnete die Alte. Wo ist denn ein Fleck auf allen diesen Bergen und vielleicht über die Berge hinaus, so weit die Welt reicht, an welchem nicht ungerecht Blut vergossen wurde! Unrecht geschieht überall und der rothe Streif, der sich dort am Felsen hinabzieht, beweist es Euch. Gerade an dieser Stelle wurden hilflose Menschen über den Abgrund hinabgeschleudert und wo sie zerschellt, dort ist der Stein noch heute roth gefärbt.

Ich sah wohl, daß gegen die seltsamen Meinungen dieser Frau mit Worten nicht aufzukommen war.

Um das Gespräch auf einen andern Gegenstand zu bringen und auch ein wenig aus Neugierde fragte ich sie:

— Wißt Ihr nicht, wer der alte Mann sein mag, welcher dort unten im Gestrüpp nach Münzen gräbt? Ich

fürchte, er vergeudet seine Zeit, denn das rostige Kupfer wird ihm Niemand abnehmen wollen.

Das Weib betrachtete mich starr und ging, ohne ein Wort zu sagen, in der von mir bezeichneten Richtung einige Schritte zwischen den Blöcken abwärts.

— O, madre Santissima! Was will der hier! murmelte es plötzlich vor sich hin.

In der Meinung das Weib müsse etwas Außerordentliches gesehen haben, sprang ich schnell zur Stelle, an welcher es stehen geblieben war. Ich konnte aber nichts Anderes erblicken, als den alten Menschen, welcher noch immer gebückt zwischen den klirrenden Steinen seine thörichte Arbeit fortsetzte.

— Was habt Ihr? fragte ich nach einer Weile, nachdem ich dem sonderbaren Wesen erstaunt zugeschaut hatte.

— Seht Ihr, erwiederte das Weib, indem es lächelte. Ihr glaubt an keinen Fluch, der von oben herabgeschickt wird — o, ich habe es Euch angesehen, wie Ihr über die Blutstropfen an dem Felsen dort gelacht habt. Aber hier müßt Ihr es glauben. Der Mann dort muß die Silberstücke, um die er eine arme Frau betrogen, in Schweiß und Hitze als verrostetes Kupfer wieder aus dem Boden hacken und so lange fort, bis seine Schuld abverdient ist.

In diesem Augenblicke erhob sich der alte Mann, vielleicht durch den undeutlichen Hall dieser Worte neugierig gemacht. Er schaute in unserer Richtung her und rief:

– Eh, La Botanica, suchst du noch immer deine seltenen Kräuter? Ich habe gemeint, du gehst nur mehr im Mondschein aus.

La Botanica antwortete nichts. Sie ging zu ihrem Korbe zurück, hob ihn auf und sagte:

— So lange der Mann auf dem Berge ist, kann mir die Arbeit kein Glück bringen! Ich will ein anders Mal wiederkommen.

Ich schickte mich an, sie eine Strecke weit über die duftigen Felshalden hinab zu begleiten. Es war unmöglich, von ihr eine Aufklärung über den Sinn der seltsamen Verwünschung, welche sie gegen den närrischen Münzgräber ausgestoßen hatte, zu erhalten. Ich fragte sie auch, ob sie jemals Kräuter im Mondschein sammle. Sie antwortete, bei manchen Pflanzen, besonders bei denjenigen, aus welchen stärkende Tränke gebraut würden, habe das volle Mondenlicht eine ganz besondere Kraft.

Wir gingen ziemlich wortkarg neben einander her. Sie nahm bei dem Fußsteige von mir Abschied, welcher über die Felsen hinab, das Dorf Torbole theilweise umgehend, gerade auf die große Straße nach Riva führt.

II.

Seit jener Zeit waren mehrere Wochen vergangen und ich dachte weder an La Botanica noch an den Münzgräber mehr. Sie kamen mir auch Beide nicht unter die Augen — wahrscheinlich war es die sommerliche Erntezeit aller Blüthen und Samen, welche das Weib in den Gebirgen beschäftigte und der Mann mochte wohl weiter nach irgend einem anderen alten Castell gezogen sein, um dort nach „Senatusconsulten" zu suchen.

Auch ich kam wenig mehr vor das Dorf hinaus. Es war so heiß geworden, daß ich nur in das Olivengehölz am See ging, in welches erfrischend die Winde von der großen Wasserfläche her wehen oder mich in diese selbst stürzte, um mich von der Ora*) übergießen zu lassen.

Auch viele Bauern waren auf dem Berge und sammelten wie La Botanica Kräuter. Doch waren dieß keineswegs solche, welchen absonderliche Wirkungen zugeschrieben wurden, sondern Futter für die Rinder in den Ställen des Dorfes.

An dem Abende, der einem glutheißen Tage gefolgt war, ging ich im Schilf der „alten Sarca", eines glasklaren Wassertümpels auf und ab. Hochaufgeschürzte Mädchen kamen mit Kupfereimern an die durchsichtige Fluth und tränkten den Blumenkohl auf den zu Staub verbrannten Aeckern.

Die „alte" Sarca war vor vielen Jahrhunderten das Bett des mächtigen Bergstromes. Jetzt hat dieser in dem von ihm selbst angeschwemmten Geröll einen anderen Lauf genommen und ergießt sich weiter westlich in das große Seebecken. Noch immer aber ist das Bett der alten Sarca mit Wasser gefüllt, welches langsam und dem Auge kaum wahrnehmbar zwischen Schilf und Gartenmauern dem weißen Kiesstrand des See's entgegenzittert.

Von den Mauern her ragen blaue Feigen und Trauben über den ruhigen Spiegel Aus seinem grünblauen Thongrunde aber erhebt sich ein wunderbarer Wald von Algen und anderen Wasserpflanzen, deren kleinstes Blättchen aus der Tiefe von

---

*) Regelmäßiger Nachmittagswind aus Süden.

mehreren Klaftern noch durch den unbewegten Krystall heraufschimmert.

In diesem langgestreckten Tümpel liegt stets, dort wo er sich gegen den See hin öffnet, eine kleine Flotte von Fischerbarken, welche denselben als einen Hafen gegen das Ungestüm der Wellen benützen. Zwischen den Zweigen der Weidenbäume hängen die kleinen, über den weißen Strand hin aber sind die großen Netze ausgestreckt.

Das Wasser dieses Tümpels ist noch heute kein anderes, als das des Sarcaflusses selbst, welches durch das Geröll unter den Pflanzungen durchsickert und sich auf seinem unterirdischen Wege erfrischt, so daß es im Tümpel kühler zu Tag tritt, als im Fluße selbst.

Die Stellen, an welchen das Wasser aus der Erde hervorsprudelt, sind sowohl dem Auge als dem Geschmacke erkenntlich, welcher die kalte Fluth von den wärmeren Stellen des Gewässers unterscheidet. Die Leute der ganzen Gegend halten dieselben für Quellen von reinem Bergwasser und denken nicht daran, daß dieselben ihren Ursprung dem Flusse verdanken, welcher wenige Schritte davon entfernt die aus den Eisfeldern des Adamello zusammengeschmolzenen Wellen wild der anrollenden azurblauen Seefluth entgegenjagt.

Aus diesen „Quellen", kalten Stellen im warmen Tümpel, pflegen an heißen Tagen die Leute zu trinken, weil ihnen der ganze Thalboden kein anderes Wasser bietet, als einige der trüben und lauen Adern, welche von den versengten Bergen herabrinnen. An diesem Abende nun ging ich an dem tiefen Graben mit dem klaren Wasser hin und ergötzte mich an dem Spiel der Lichter, welche vom blauen See her durch die Aeste der Weidenbäume und durch die

weißen Netze hereinfielen und helle Streifen durch das tiefste Wirrsal der Wasserpflanzen hindurchzogen.

Plötzlich hörte ich ein Geräusch neben mir, wie wenn irgend ein kleiner Gegenstand plätschernd in das Wasser fiele. Ich schaute auf und erblickte La Botanica, welche, über die niedrige Mauer eines Gartens gebeugt, mit einer hölzernen Schale an einer jener Stellen Wasser schöpfte, an welcher ein leises Wallen das Hervorbrechen des unterirdischen Flußwassers deutlich verrieth.

— Klare Quelle, frisches Wasser, Herr! rief sie. Jetzt ist die rechte Zeit, davon zu trinken. Beliebt es Euch? setzte sie hinzu, indem sie mir die Schale über das Wasser herüber in das Schilf vor meine Füße warf.

— Ich danke Euch, La Botanica, erwiederte ich. Ich möchte nicht von diesem Wasser trinken — seht da die Thiere, die sich in dem Sumpf aufhalten!

Mit diesen Worten wies ich auf die wimmelnden Stellen im lauen Wasser neben dem Quellstrudel hin, über welches sich Spinnen tummelten und in die Tiefe, in welcher graue Kröten zwischen den fetten Blättern der Wasserpflanzen schwammen.

— O! sagte das Weib lachend, das Gute und das Schlechte vermischt sich nicht. Von dem faulen Wasser da kommt kein Tropfen in das reine herüber.

— Wohl bekomm es Euch! Ich aber, wenn ich so viel auf dem Berge wäre wie Ihr und von den guten Quellen trinken könnte, hätte den Geschmack an dem Wasser aus solcher Fäulniß verloren.

— Da habt Ihr Unrecht, Herr, sagte die Kräutersammlerin. Das helle Wasser hier ist nicht schlechter als

das von der Cascina oder vom Varno *). Auf den Berg aber, lieber Herr, komme ich jetzt nicht mehr. Die besten Kräuter haben dort oben schon abgeblüht. Ich sammle herunten Wurzeln und besonders jetzt in der Vollmondszeit, in welcher sie die beste Kraft haben.

Ich erinnerte mich sofort an das, was bei unserem Zusammentreffen in den Trümmern des alten Castelles der Münzgräber gesagt hatte.

— So ist es denn wirklich war, La Botanica, daß Ihr auch des Nachts auf dem Felde umhergeht?

— Ihr vermöcht das freilich nicht zu schätzen, erwiederte das alte Weib lächelnd. Um die jetzige Festzeit des heiligen Laurentius, wo die vielen Sterne **) vom Himmel fallen, ist die Wurzel stark im Mondenschein und Mitternachtsthau. Heute Nacht zum Beispiel gehe ich wieder in's alte Schloß hinauf, wo Ihr mich das letzte Mal gesehen habt. Es ist eine Nacht, wie ich mir sie wünsche.

— Und ich wünsche Euch den größten Korb voll Wurzeln, wie Ihr sie nur immer finden könnt in dem Gestein dort droben.

Damit verabschiedete ich mich von dem Weibe.

Auf dem Heimwege hatte ich Muße über den seltsamen Aberglauben nachzudenken, der dieses Weib in seiner Beschäftigung mit den Pflanzen beherrschte. Nicht minder aber erinnerte ich mich auch an das Geheimniß, welches zwischen ihr und dem Münzgräber obwalten mußte, wenn

---

*) Zwei köstliche Quellen auf dem Westabhang des Monte Baldo.

**) Anspielung auf die große Anzahl der Sternschnuppen um den 10. August herum.

es nicht am Ende in der bloßen Einbildung der Kräuter-sammlerin bestand. Vielleicht war es ein eitler Wahn, wie der sonderbare Werth, welchen der alte Mann seinem Senatus-consult beilegte, oder der Mitternachtsthau und die magische Kraft des Mondenscheins in der Tugend der Kräuter.

Der Abend wurde drückend schwül. Der Seewind brachte keine Linderung wie gewöhnlich, sondern wehte fast betäubend, als ob er aus einem glühenden Lande käme und überschüttete selbst die hohen Cypressen, neben welchen ich mich auf einer Bank niedergelassen hatte, bis zur Spitze hinauf mit grauem Staub.

Ich zog mich in meinen einzigen Zufluchtsort, den Olivenhain bei dem weißen Felsen am See zurück.

Während ich dort die schaumigen Wellen vor mir zerrinnen ließ, schaute ich manchmal nach den Trümmern von Penede hinauf.

Zwischen mir und ihnen lagen die kleine Bucht des See's, an seinem Strande die blendenden Häuser von Torbole, in lichtgrünen Pflanzungen über ihnen die grauen Felsen und auf denselben die fahlen Trümmer.

Die endlose Seefläche gegen Italien hinab zerfloß in undeutlichem Goldschimmer und über den tiefen Himmel zog nicht eine einzige Wolke hin, welcher der Blick hätte folgen mögen. So hafteten die Augen denn immer wieder an der grauen Veste und deren Fensterbogen, durch welche der stahlfarbene Himmel, die leere Weite noch öder und unergründlicher hindurchschien, als von der freien Wölbung herab.

Ich weiß nicht mehr, wie allmälig der Gedanke und endlich der Entschluß entstand, wieder einmal, wie sonst in schönen Nächten mich ein wenig auf jener Höhe zu ergehen. Vielleicht folgte mein Sinnen unbewußt den Worten des

Weibes, welches angekündigt hatte, daß es in der Nacht dort seiner Arbeit nachgehen werde.

Als ich mich nach eingetretener Dämmerung wie gewöhnlich an den See im Dorfe selbst niedersetzte, um der Bewegung des Wassers zuzusehen, welche ohne Richtung und ohne regelmäßige Wellen noch lange anhielt, nachdem der Südwind schlafen gegangen war, war es bereits eine beschlossene Sache: sowie die erste Kühlung nach Mitternacht mit der Nordluft von den Bergen herabkäme, wollte ich hinaufsteigen, den Glanz des Mondes über den grauen Oliven betrachten und der Bettlerin Gesellschaft leisten, welche dort oben im Vertrauen auf die Wunderkraft der glänzenden Scheibe niedrige Kräuter, vergängliche Pflanzen, aus der Erde griff.

III.

Mitternacht war vergangen, als ich mich vom Lager, durch hellen Mondschein geweckt, erhob. Ein Schwarm Stechfliegen tanzte summend über meinem Kopf in den Strahlen. Daß die Strömung des kühlen Nordwindes bereits von den Bergen herabfließe, nahm ich an dem Rauschen des See's wahr, der draußen gegen den Olivenhain brandete.

Die hohen Berge schimmerten durch das Mondlicht, als wären sie durch einen Schleier von der Farbe des Vergißmeinnicht gegen seinen Schein gedeckt.

Die nahen Bäume aber standen grün wie am lichten Tage vor mir, unbeweglich weil die kühle Nordluft erst weit er draußen auf die Fläche des See's einfiel. So stieg ich denn durch die

schwüle Luft hindurch, welche, vom Nordwind noch unbewegt, wie ein lauer Sumpf in der Schlucht lag, auf der alten, von Steinen übersäeten Straße zu den Felsen des Castelles empor.

Ich war noch eine geraume Strecke von dem ersten Trümmerwerk entfernt, als mir, während ich durch das bethaute Brombeergesträuch dahinstieg, gegen den sausenden Nordwind, welcher die erquickende Luft der nördlichen Gletscher auf die gelbe Seefläche hinabführte, aus dem Innern des Castelles ein lauter Gesang entgegentönt.

Es ereignet sich manchmal, daß durch eine zufällige Einwirkung die Gegenwart mit längst verschwundenen Erinnerungen verknüpft wird. So versetzte mich dieser Gesang mit einem Schlage in die Zeit zurück, in welcher ich beim römischen Dichter von den Gesängen thessalischer Zauberinnen gelesen hatte, die bei Nacht ihre verderblichen Tränke brauten.

Doch dieses Gebilde verschwand beim Anblick der alten Frau, welche gelassen auf einem Steine im Mondschein saß und singend von ihrer Arbeit ausruhte. Daß diese nicht ohne Anstrengung gewesen war, ersah ich aus dem Inhalt des Korbes, der mit frischem Wurzelwerk bis oben angefüllt war.

Sie bekundete keine Ueberraschung, als sie mich auf sie zukommen sah.

— Ihr kommt spät, Herr. Es geht gegen Morgen. Meine Arbeit ist vollendet. Ich lasse den Korb nur eine Weile noch offen da stehen, damit der Thau auf meine Wurzel fallen mag. Ihr aber, warum seid Ihr zu dieser Stunde auf den Berg heraufgestiegen?

— Weil es die einzige ist, welche Kühlung bringt, La Botanica. Die Luft dort unten wird immer glühender am Tage und manchmal meine ich, ich müßte ersticken, wenn ich nicht mich in dem Zuge hier oben erholte.

— Ich bin es zufrieden, daß Ihr gekommen seid, erwiederte die Frau. Meine Augen sehen manchmal nimmer gar deutlich im Mondschein und über die glatten Felsen gleitet der Fuß leicht ab. Ihr könnt mir ein wenig helfen auf dem Heimwege, wenn es Euch keine Mühe macht.

Ich sicherte ihr meine Bereitwilligkeit zu und fuhr fort:

— Habt Ihr schon Lust, heimzugehen, La Botanica? Ich für meinen Theil möchte gerne noch eine Weile den kühlen Lufthauch auf dieser Höhe genießen. Wir kommen noch früh genug in die staubige Schwüle dort unten zurück.

— Ich begreife wohl, sagte La Botanica lächelnd, Ihr habt eben heißeres Blut, als eine alte Frau. Mir ist es auch einerlei, mit dem Schlafe geht es nimmer gut bei mir und es hilft mich nichts, wenn ich mich in's Bett lege, die bösen Träume wecken mich bald wieder auf.

— Böse Träume, La Botanica? — erwiederte ich. Ihr werdet wohl kein schlimmes Gewissen haben, daß Euch Träume ängstigen.

— Mir braucht nur zu träumen, was mir widerfahren ist, Herr! dann weckt mich der Schreck auf und ich fange an zu weinen.

La Botanica schwieg und ich wollte sie durch keine Frage stören.

So saßen wir eine Weile still neben einander, während der frische Nordwind durch die thaunaßen Sträucher schwirrte und unter dem Mond kalte Dünste vorüberjagte, welche er

vielleicht vor wenigen Stunden über den Kamm der hohen Eisgebirge herüber getrieben hatte.

Der See in der Tiefe rauschte mächtig zwischen den Felswänden, die ihn beschatten. Weiter hinab aber verschwamm er mit dem Himmel in eine unermeßliche Fläche von zitterndem Golde.

— Daß sich noch immer kein Vogel vernehmen läßt, sagte ich nach einiger Zeit zu der Frau, um die Stille zu unterbrechen, die mir lästig vorkam.

— Hier oben haben sie mit ihren hinterlistigen Schlingen und Fallen die Thiere alle verscheucht. Aber eine Eule haust dort oben irgendwo in den Mauern mit ihrer Sippschaft, die könnt Ihr schön singen hören, wenn Ihr im Frühling da heraufsteigt.

La Botanica sagte die letzten Worte mit einem gewissen Hohn. Darauf wandte sie ihr Gesicht wieder von mir ab, stützte es in die beiden Handflächen und schaute wieder unverwandt, wie vorhin, gegen die goldene Fläche hinab, die sich zwischen den Hügeln Italiens ausdehnt.

— Wie licht es dort unten aussieht! sagte ich, nachdem sie eine Weile nachdenklich so dagesessen war.

— Dort ist mein Beppo, mein einziger Sohn, antwortete sie. Vielleicht schaut er jetzt gerade so auf seine Mutter, wie diese zu ihm hinüber.

— Was ist's mit Eurem Sohn, La Botanica? fragte ich.

— Der ist dort, wo der Himmel glänzt und hat es nimmer nöthig, sich abzuplagen, wie seine Mutter. O Beppo, wäre ich dort, wo du bist und nicht da auf dem Berge mit meinem Kräuterkorbe!

— Wie alt war Euer Sohn, als er starb?

Es war im achtundvierziger Jahre, daß sie mir ihn genommen haben. Dort unten, bei Somma Campagna, hat ihn eine Kanonenkugel zerrissen — nicht einen Monat, nachdem er mir den letzten Kuß gegeben hat.

— Erzählt mir doch ein wenig von Eurem Sohne! sagte ich, in der Hoffnung, das beklemmte Gemüth werde sich durch Mittheilung ein wenig erleichtern.

— O, erwiederte die Frau, das ist eine lange Geschichte. Kommt, mir wird hier zu traurig zu Muth — ich möchte heimgehen. Auf dem Wege will ich sie Euch erzählen.

Ich stand auf und folgte ihr. Den schweren Korb, welcher sie beim Gehen über die nunmehr vom Thau schlüpfrigen Steine gehindert hätte, nahm ich ihr trotz alles Widerstrebens aus der Hand und schleppte ihn durch das Gestrüpp, aus welchem überall wildes Münzkraut die Nachtluft durchduftete, der langsam Gehenden mühelos nach.

Während wir so hinabstiegen, sagte sie:

— Ihr habt den Menschen gesehen, der vor Wochen da altes Kupfer ausgegraben hat. Seht, der ist an Allem schuld, der hat mich zur Wittwe gemacht und mein kleines Haus verödet.

— Der? fragte ich erstaunt. Was kann der arme Tropf Euch gethan haben?

— Gott hat ihn gestraft, erwiederte das Weib heftig, und darum will ich ihm nimmer im Zorn nachreden. Er und das Buch haben Alles gethan.

Nach einer Weile des Schweigens fuhr sie fort:

— Mein armer Mann, der im See dort unten schläft —

— Wie, auch er ist gewaltsam um's Leben gekommen? unterbrach ich sie.

— Dort unten bei dem Vorgebirge ist sein Grab. Der See geht wohl an hundert Klafter darüber hinweg. Ich übersehe jetzt mit einem Blick mitten durch die Nacht die Ruhestätte von Beiden — sie schlafen wohl und unser Herr wird sie einst finden — den Einen mitten aus der Grube heraus, in welcher die Knochen von tausend Kameraden faulen — den Andern aus dem Abgrund im Wasser.

— Arme Frau! sagte ich, unwillkürlich aufseufzend.

— Mein Mann hatte eine schöne Campagna und wir lebten glücklich bis zu dem Tage, an welchem ihm der böse Feind ein altes Buch in die Hand gab, das er vom Jahrmarkt San Vigilio zu Trient nach Hause brachte. In diesem alten Buche standen eine Menge Prophezeiungen — Gott mag wissen, welcher Geist sie eingegeben hat. Mein armer Mann glaubte daran, erzählte davon, wo er hinkam und verließ sich so sehr auf das abscheuliche alte Buch, daß er an Alles glaubte, was darin stand. Da war auf ein Jahr — noch auf den späten Herbst — eine ungeheuere Wassersnoth angesagt — mein armer Mann wettete viele Goldstücke darauf und gewann, denn in Wirklichkeit kamen nach um Santa Lucia*) solche Wassermengen die Sarca herab, wie sonst nur im Frühjahr und verheerten die ganze Campagna. Es war ein heißer Südwind über die Eisberge gekommen. Zu anderen Malen gewann er, als er das Abfallen der Oliven kurz vor der Ernte, eine große

*) Ein Hauptfest in Südtirol und Oberitalien, 29. November.

Krankheit unter den Seidenwürmern und die Schmetterlinge voraussagte, welche die Weinblüthe und die Reben verzehren.

— Da muß er Euch ja viel Geld ins Haus getragen haben?

— Ich hatte keine Freude an allem dem Gelde und es zerfloß auch, wie es herein kam. Im Gegentheil, ich weiß nicht wie es geschah, aber wir kamen in unserer Wirthschaft immer mehr zurück. Mein Mann stand den ganzen Tag auf dem Platze oder saß in den Schenken und prophezeite und stritt nach dem, was in dem Unglücksbuche stand. Unser Vorrath an Geld schwand — ich weinte oft und mein Mann fing bald an, weder im Hause zu bleiben noch auf die Campagna hinauszugehen. Nach einem Jahre war fast nichts mehr unser, als die hundert Goldstücke, die wir seit langer Zeit verwahrt hielten, um unseren Beppo von den Soldaten los zu kaufen. Eines Tages — ich war eben bei der Arbeit des Abpflückens von Maulbeerblättern — trug er dieses Geld fort und verwettete es.

Die Augen der armen Frau füllten sich mit Thränen. Sie fuhr schluchzend fort:

— Er hatte in seinem Buche gelesen, daß über das nächste Jahr hier bei uns in Tirol die Franzosen die Herren sein würden. Sein Gegner war ein wohlhabender Bauer, eben jener Mensch, der jetzt nach altem Gelde gräbt. Sie hinterlegten beide hundert Goldstücke beim Ortsvorstand.

— Seid Ihr denn nicht hingegangen und habt das Geld von ihm zurückgefordert? fragte ich.

— Was hätte es mich geholfen? Und dann, muß ich Euch gestehen, glaubte auch ich an die Wahrheit von dem, was in dem Buche stand, weil bis dahin immer Alles

gut gegangen war. So lagen also die beiden Geldsummen beieinander im Schranke des Vorstehers. Wer gewann, sollte seiner Zeit beide einziehen. Als das Jahr um war und die Franzosen nicht ins Land kamen und wir noch immer unseren alten Herrn, den Kaiser, hatten, holte Jener das Geld. Zu gleicher Zeit aber mußte auch mein Beppo zu den Soldaten, dort hinab in den Krieg.

— Hat Euch denn der Mensch gar nichts zurückgegeben? wendete ich, fast erbittert, ein.

— O, Herr! Ich bin vor ihm auf den Knieen gelegen und habe ihm gesagt, daß er das Blut meines Sohnes nimmt. Er war ganz ruhig und sagte: „Wer hätte mir mein Geld wieder gegeben, wenn ich verloren hätte! Beppo's Vater habe ich auch nie etwas von seinem Gewinn zurückerstatten sehen. Wenn Ihr Euern Sohn lieb habt, so verkauft Euere Habe!" Ich flehte so lange vor meinem Manne, bis er das that. Aber das Geld reichte nicht mehr, bei den unruhigen Zeiten boten die Leute wenig und einige Tage nach dem Verkauf kam die Nachricht, daß Beppo todt sei!

Die Thränen der alten Frau floßen nunmehr unaufhaltsam. Ich vermochte nicht, ihr tröstend zuzusprechen.

Nachdem sie wieder ein wenig zu sich gekommen war, fuhr sie fort:

— Ein halbes Jahr später waren wir Bettler. Mein Mann hatte vor Jammer und Schande und dem Mißmuth, den er von dem Spotte der Leute empfand, fast den Verstand verloren. Das Buch hatte ihm das Gericht abgenommen, nachdem die Geschichte mit der großen Wette bekannt geworden war. Er hätte es auch nicht mehr gebrauchen können, da er nichts mehr zu seinen Wetten

besaß. Endlich gaben sie ihm eine Aufseherstelle bei dem Manubrio*).

— Wie erging es dem Andern? fragte ich. Der scheint ja auch in Elend gerathen zu sein.

Auch diesem brachte das Geld kein Glück. Er versuchte es mit großen Plänen und wurde immer ärmer. Zuletzt brachte er es so weit, daß ihm seine Leute, wenn die Seidenwürmer im Hause starben, sie zur Nacht in den See werfen mußten, damit es Niemand erfahre, wie er auch an diesen nichts gewinne und ihn die Gläubiger nicht noch ärger verfolgten.

— Und Euer Mann?

— Als das Manubrio nicht mehr ging, bot ihm Jener aus Mitleid, wie er sagte, die Aufsicht über seine große Barke an. Auf diese Barke hatte der Mann alle seine Hoffnung gesetzt, das heißt auf eine große Ladung feiner lombardischer Tücher, welche sie ihm von dort heraufführen sollte und welche er einzeln gut zu verkaufen gedachte. Mein armer Mann war durch Noth gezwungen, sich zu unterwerfen. Aber es kam ein schwerer Sturm — die Barke mit den feinen Tüchern versank an den Felsen vor Tremosine und die Schiffer sanken mit ihnen in die Tiefe, in welcher sie Niemand stören wird.

Während dieser Erzählung waren wir bis zu den ersten Oelbäumen des Dorfes gekommen. Das Weib verabschiedete sich, indem es sagte:

*) Vor der Dampfschiffahrt fuhr auf dem Gardasee ein Schiff, dessen Räder durch ein großes, von Pferden getretenes Rad getrieben wurden. Man nannte es das Manubrio.

— Dort in der Kammer, in dem elenden Hause, liegt er jetzt und denkt im Schlaf an den Schatz, der im Berg für ihn vergraben liegt. Was mein war, hat er unter die Erde gebracht. Sie wird ihm auch das Seinige nimmer herausgeben. Lebt wohl!

Ich ging weiter zu meinem Hause hinab und legte mich todtmüd auf mein Lager. Mit dem Gebrause des See's vermischte sich die hagere Gestalt des Weibes, das Mondlicht in den Trümmern und die einsame Eule über den Gräbern in schlimmen Träumen.

Bei Nago.

Die Strecke von Nago bis zum Monte Baldo ist theilweise von einer schönen und grünen Campagna, theilweise aber auch von einem wüsten Trümmerfeld eingenommen, welches an verschiedenen Stellen verschiedene Namen führt.

Nahe an diesen Trümmern, wo nur immer der abhängige und ausgebeutete Boden eine Möglichkeit zuließ, hat der Fleiß der Menschen die Olive in staffelförmige Terrassen, welche man Colline nennt, mit besonderer Aufmerksamkeit gepflegt.

Freilich leidet der edle Baum über dem grauen Gestein gar häufig an Dürre und seine Früchte fallen von den schlaffen Zweigen auf den heißen Boden herab, wenn sie sich eben der Reife nähern und der arme Besteller des Grundes schon anfängt Hoffnungen auf eingesegnetes Oeljahr zu hegen.

Eine Gegend dieser mächtigen Steinfelder, deren Kalktrümmer die Glut der Sonne ungeschwächt zurückwerfen, heißt Buscia della Gord.

Die Oelbäume, welche hie und da auf ihren Terrassen zwischen den Felsen stehen und einiges Gestrüpp sind das einzige Grün auf diesem dürren Boden. Wie gern sich aber, durch die Helle des milden Himmels und die laue Luft angeregt, Blüthen selbst in dieser Oede ansiedeln möchten, davon geben die rothen Alpenveilchen *) Kunde, welche überall, wo ihnen das Buschwerk einigen Saft des Bodens und einigen Schutz gegen die verderblichste Glut bietet, in Fülle unter ihm hervorleuchten. Wie sehr aber auch die Oelbäume gedeihen würden, wenn noch das Wasser in ihrer Nähe rieselte, welches einst aus den längst zerstörten Buchenwäldern ober ihnen thalwärts sickerte, das kann man durch Vergleichung in einiger Nähe der Buscia della Gord, auf dem alten Saumwege nach Nago, ersehen, wo eine laue Quelle dem Vorübergehenden wohl vernehmlich unter tiefem Kalkschotter rinnt.

Weit und breit um sie herum grünen saftige Halme aus dem Gestein empor und die Oelbäume, welche ihren Schatten auf das Gestein werfen, unterscheiden sich von ihren Nachbarn dadurch, daß die Zweige von der Last der saftgrünen Früchte tief gegen den Boden gezogen sind, während der Grund unter den anderen Bäumen dicht mit Früchten bedeckt ist, welche in der Trockenheit vom saftlosen Stiel abgefallen sind.

Diese Vergleichung mochte wohl auch der arme Giacomo von Nago, der unterhalb der Buscia della Gord einige Oelbäume besitzt, angestellt haben, denn eines Tages sah man ihn emsig mit einer Schaufel in dem dürren Grunde wühlen und Jeder, der ihn verwundert um die Absicht dieses Treibens befragte, konnte die Antwort erhalten: daß

*) Cyclamen europaeum.

er hier nach Wasser suche, welches er weiter nach unten ableiten wolle, um seine Oliven zu tränken.

Wer die Dürre des Steinbodens betrachtete, mochte vielleicht über solche Hoffnung verwundert den Kopf schütteln. Wie mochte in einem Boden Wasser zu finden sein, dessen Oberfläche staubte, wenn der Fuß die spitzigen Kalksteine wegschleuderte?

Aber das Kalkgeklüft dieses Berges enthält in seinen unsichtbaren Verzweigungen so viele Wasseradern, welche sich hier verbergen, dort auf eine kurze Strecke zu Tag treten, hier aufquellen und dort scheinbar im mürben Geröll versickern, daß Jemand, welcher den Berg kennt, gar leicht auf den Gedanken gerathen mag, hier oder dort auf's Geradewohl mit dem Spaten nach einer der kostbaren Vorrathskammern zu schürfen.

Der alte Giacomo hatte auch allen Grund, sich fleißig umzusehen, ob ihm und seinen Oelbäumen nicht durch einen günstigen Zufall geholfen werden könnte. Denn mehrere Jahre hindurch waren ihm die Oliven auf dem heißen Gestein völlig mißrathen, indem sie, weil ihnen der Boden keinen Saft mehr bot, trocken abfielen. In diesem Jahre aber hingen die Bäume so voll von ihnen, daß es jammerschade gewesen wäre, wenn auch dießmal die Hoffnung sich in Enttäuschung verwandelt hätte.

Während dieser harten Arbeit rann der Schweiß unaufhörlich von der Stirne des alten Mannes und er brach zeitweilig in Verwünschungen über die Härte des Bodens und die Dürre des Berges aus, welche Verwünschungen er mit mehr Recht denjenigen nachgerufen hätte, durch deren thierische Habgier vor Jahren der thauige, quellenreiche Wald verschwand.

In einiger Entfernung von ihm suchte ein Weib, eine gekrümmte, grauhaarige Greisin nach Schwämmen welche sie nach Roveredo auf den Markt zu tragen gedachte. Aber dasselbe Verhängniß, durch welches die Früchte der Oliven unreif zu Boden fielen, hatte auch verhindert, daß die Keime der Schwämme gedeihen konnten. Es fehlte der Erde an Feuchtigkeit, welche die unerläßliche Bedingung für das Wachsthum der kostbaren Pilze ist.

Noch schlimmer aber erging es einem Vogelsteller, welcher in der Nähe seine Hantirung trieb.

In früheren Jahren hatte es um diese Zeit auf dem Berge von Vögeln gewimmelt, von Meisen, Gimpeln, Rothkelchen und Finken. Nunmehr aber hielten sich diese Thiere, weil es ihnen an den niedern Hängen zu trocken, zu staubig und zu heiß däuchte, allesammt in den oberen Regionen des Berges auf, wo der Thau der frischen Nächte und die Nebel, welche Morgens und Abends um die hohen Kämme zogen, das Erdreich befeuchteten und die Luft ihnen behaglicher vorkommen mochte, als da herunten, in der qualmigen, wasserlosen Hitze.

Statt des vielstimmigen Gesanges der Vögel hörte der Jäger nur das Schwirren der Haidehummeln durch die welken Pfeffermünzsträucher, das matte Zirpen einer Grille unter dem versengten Busch und manchmal die meckernde Stimme einer kleinen Eule, die sich in der Höhlung irgend eines Felsblockes verborgen haben mochte und mit ihrem Geschrei den abgerissenen Tönen der zahmen Eule antwortete, welche der Vogelsteller selbst zu seiner unergiebigen Jagd verwendete.

Diese Eule saß auf einem in die Erde festgerammten Stocke mit breitem gepolsterten Knopf. Beppo, der Vogelsteller, hielt ihren Fuß an einer langen Schnur, an welcher er dieselbe — das Thier war darauf eingeschult — durch leises Ziehen bald zum Herabspringen auf die Erde, bald wieder zum Hinaufhüpfen auf den Stock bewog.

Unten am Stocke befand sich ein bauchiger Käfig, in welchem zwei Meisen, welche Beppo gestern auf dem Berge gefangen hatte, ihren Genossen in der Freiheit als Lockvögel verderblich werden sollten. Sowie Beppo eines der kleinen zinnernen Pfeifchen, welche er an einer Schnur aneinander gereiht im Knopfloche trug, an den Mund setzte und mit ihm den Schlag der Meisen nachahmte, begannen auch die kleinen Vögel im Käfig unter der Eule zu zwitschern und der Raubvogel schaute von dem Knopfe des Stockes aus neugierig auf die kleinen Sänger herab.

Beppo mochte aber heute an der Schnur ziehen wie er wollte, die Eule mochte auf der Erde stehen oder auf dem Wulste des Stockes, es flog kein Vogel zur Eule her, um sie zu necken und auch keiner auf die Leimruthen, welche geschickt zwischen den nächsten Büschen angebracht waren.

Zuletzt erhob sich gar noch ein Wind vom See herauf, dessen Rauschen zwischen den Büschen und den Oelbäumen die frei herumfliegenden Vögel, wenn solche dagewesen wären, gehindert hätte, den Lockruf aus dem Käfig zu vernehmen. Einige der Leimruthen hängten sich sogar an die vom Wind um sie herum bewegten Oelzweige. Und dazu flatterten nunmehr, Beppo zum Hohn, einige Wildtauben zwischen den Obstbäumen hin, und bewegten sich allmälig die Höhe des Berges entlang nach jenen Matten, über welchen sich

die Vögel herumtrieben, welche Beppo da unten mit seiner Civetta hatte fangen wollen. Diese aber erschrack über den Flügelschlag der ungewohnten Gäste so sehr, daß sie von ihrem Stocke herabfiel und durch die Schnur am Fuße festgehalten, mit dem Kopfe nach unten unbeholfen eine Stütze suchend, mit den weichen Fittigen am Stocke herumschlug.

Sowohl der alte Giacomo als auch die Schwammsucherin, welche sich das Alles aus der Ferne betrachteten, lachten über Beppo's Mißgeschick.

Dieser aber stieß einige Verwünschungen aus, hob den am Stock hängenden Vogel wieder auf den Knopf, löste die an den Oelblättern festklebenden Leimruthen ab und bedeckte die Lockvögel im Käfig mit einem Tuche, damit sie nicht ihrer Neigung folgten und sich an den Drahtstäben die Köpfe einschlügen.

Darauf setzte er sich mit seinem ganzen Geräthe, der Eule, die neugierig auf dem Stocke den Kopf nach allen Seiten drehte, den Leimruthen und dem mit einem schmutzigen Tüchlein zugedeckten Käfig bergabwärts in Bewegung, nicht ohne noch ein paar Mal über einige große himmelblaublüthige Disteln zu fluchen, deren Stacheln ihm durch die zahlreichen Lücken seiner Beinkleider auf die bloße Haut drangen.

Während er sich Giacomo, dem Wassergräber, über das spitze Geröll des Pfades — der Besitzer der Olivenpflanzung hatte alle Steine aus dem fruchtbaren Grund auf diesen hinabgeworfen — näherte, kam von ferne zwischen den größeren Felstrümmern, die weiter oben lagen, langsam ein Mann herabgestiegen, welcher einen ungeheueren Bündel auf seinen Schultern trug.

Dieser Bündel war in der That weit größer, als die mächtigen Felsblöcke, durch deren schneidige Kanten er sich vorsichtig hindurchwand. Sechs Männer hätten sich innerhalb seines Umfanges verbergen können.

Beppo blieb stehen, bis dieser Lastträger nahe genug an ihn herangekommen war.

— Eh, Tommaso, wo schleppst du denn diese Fojerola*) her?

Der Angeredete, dessen Kopf tief unter der ungeheuern Last gebeugt war, konnte Beppo nicht ins Gesicht sehen. Er antwortete keuchend:

— Ach Beppo, ich bitte dich, nimm das Tüchlein, mit welchem du deinen Käfig zugedeckt hast und wische mir den Schweiß vom Gesicht. Er rinnt mir in die Augen herein, daß sie mich beißen, wie wenn mir Einer Essig eingeschüttet hätte.

— Warum hast du denn deinen Pack nicht eine Weile auf einen von den großen Steinen da gelegt? sagte Beppo, indem er sich anschickte, der Bitte des Mannes zu willfahren.

— Ach, wie hätte ich ihn wieder auf die Schulter gebracht! seufzte Tommaso.

Beppo beugte sich und schaute in das erhitzte von Schweiß triefende Gesicht, an dessen Stirne die grauen Haare unter den großen Tropfen festklebten.

— Laß dir den Bündel ein wenig abnehmen, Tommaso. Ich werde ihn dir wieder auf die Schultern heben.

Der Greis ließ sich das gefallen und athmete, nachdem er von der Last befreit war, tief auf.

*) Fojerola, Sumach, ein Färbekraut.

Mittlerweile waren auch der Wassergräber und das Weib, welche das mit angesehen hatten, neugierig herbeigekommen. Auch die Eule, deren Stock Beppo nebenan in den Grund gesteckt hatte, drehte ihren runden Kopf bis auf den Rücken um und beschaute sich alle diese Leute mit ihren weitaufgerissenen, bernsteinfarbigen Augen.

— Ich komme von den Portine*).

— Madre Santissima! sagte das Weib, die Hände in die Hüften stemmend, das ist ja vier Stunden zum Gehen, auch wenn der Mensch nichts tragt als sein Gewand.

— Gewiß, erwiederte Tommaso, tief aufathmend, und auch noch vier starke Stunden. Ich bin heute mit Sonnenaufgang von der Baita bei den Portine aufgebrochen und jetzt, wo es bald Mittag ist, bin ich hier.

— Ich würde dir gern deinen Pack noch vollends nach Nago hinabtragen, wenn ich wüßte, was ich mittlerweile mit meiner Eule beginnen soll. Von jemand Anderem, als von mir, läßt sie sich nicht halten. Sie hackt mit dem Schnabel und ihren Klauen.

— Mache dir darum keine Sorgen, Beppo, erwiederte der alte Mann. Ich bin von den Portine bis daher gekommen und werde wohl auch noch den Bündel vollends nach Hause tragen.

— Aber hart wird es gehen, wandte das alte Weib ein. Ich an deiner Stelle würde mich nimmer so plagen in meinen alten Tagen.

— Ich muß jeden Verdienst annehmen, der in der

---

*) Kleinen Thoren, „Thörln", einem Felspasse auf dem Monte Baldo.

Möglichkeit liegt, sagte Tommaso mit zitternder unsicherer Stimme, indem er die beiden Arme auf den Stein stützte.

Der Wind, welcher kühl vom See heraufstrich, mochte ihm, der von der schweren Last so sehr erhitzt war, wohl unangenehm vorkommen, denn er griff mit beiden Händen nach der Brustseite seines Wamses, als ob er dasselbe zuknöpfen wollte.

Der arme Mann vergaß einen Augenblick, daß seit vielen Monaten der letzte Knopf von demselben abgefallen war.

Er zitterte und seufzte tief auf. Es war augenscheinlich, daß ihn jetzt die Nachwehen seines schweren Ganges überkamen.

— Der Wind thut mir nimmer gut, sagte er nach einer Weile leise.

— Es ist zum Erbarmen, sagte das Weib, wenn man so die Mühe betrachtet, mit der heutzutage ein Mensch aufsuchen muß, was er braucht. Ich denk mir's noch wohl, wie da überall auf dem Berge ein ungeheuerer Wald gestanden ist; da waren Schwämme, mehr als man ihrer brauchen konnte, denn überall war es schattig und feucht. Keine hundert Schritt vom Dorf weit war der Wald und im Wald konnte Einer finden, was er nur wollte. Da hättest du nicht zu den Portine gehen brauchen, Tommaso, und würdest jetzt nicht lechzen, wie du es thust. Das waren andere Zeiten. Aber seit sie aus dem ganzen Wald Kohlen gebrannt haben, ist das Elend da und geht nimmer weg. An hundert Oertern, auf einem trifft nicht einmal eine Gais so viel an, als ihr in das Maul geht. Alles ist dürr und abgestanden und es sieht gerade aus, als ob die Noth eine

Strafe von oben wäre, dafür, daß die Leute so liederlich mit dem umgegangen sind, was von selbst gewachsen ist.

Giacomo, der Wassergräber, war bis jetzt ruhig auf seine Schaufel gestützt dagestanden und hatte kein Wort gesagt. Wohl aber war von ihm kein Auge verwandt worden, Tommaso zu betrachten.

Jetzt mit einem Mal sagte er entschlossen zu dem Weibe gewendet:

— Was hilft das Jammern um etwas, was ein für allemal verloren ist. Euch ist unwohl, Tommaso, ich seh's Euch an. Du aber, Weib, tragst meine Schaufel in mein Haus. Der Tommaso braucht sich um seine Fojerola nimmer zu kümmern. Ich trage sie ihm auf seinen Hof und breite sie zum Dörren auf den Steinen aus.

Beppo wechselte einen Blick des Einverständnisses mit Giacomo und im nächsten Augenblicke hatte der kräftige Vogelsteller den schweren Kräuterbündel auf die Schultern Giacomos gehoben. Dieser trabte weit schneller, als er es ohne Zuschauer gethan hätte, mit der schweren Bürde durch die Felstrümmer weiter gegen das Dorf Nago zu.

II.

Einige Tage später war der alte Tommaso todt. Wie es Giacomo richtig geahnt, hatte sich der arme Mensch bei dem anstrengenden Weg über die Felsen so erhitzt, daß ihm der kühle Wind, der heraufdrang, als er bei den Neugierigen stehen blieb, eine entzündliche Krankheit der Lungen in den morschen Körper hinein geweht hatte.

Die Gelegenheit wäre für den geistlichen Herrn eine günstige gewesen, in die Anrede, welche er am Grabe hielt, einige Bemerkungen über den unsäglichen Fluch einzuflechten, welchen die Zerstörung des Waldes und damit des fruchtbaren Erdbodens selbst über die Lebenden und noch mehr über die schuldlosen Nachkommen bringt.

Aber es geschah nichts dergleichen. Die herkömmlichen Formeln genügten und dieser in seiner Art abscheuliche Fall trug nichts dazu bei, den Bewohnern von Nago die Augen zu öffnen über die hundertfache Art und Weise, in welcher die vertriebenen Waldgeister sich rächen, wenn ihr schattiges Reich vernichtet wird. —

Der alte Giacomo, müde, in dem Geröll ober der Olivenpflanzung nach Wasser zu graben, welches er nach mehrtägiger Arbeit noch immer nicht fand, arbeitete nunmehr in einem kleinen Gärtchen auf dem Hügelchen von San Zeno neben dem Dorfe Nago.

Dieses Gärtchen war vor Zeiten die Wohnung eines Eremiten. Noch steht das Portal und die Mauer der Wohnung, letztere freilich nur bis zur Brusthöhe eines mittelgroßen Menschen. Der innere Raum aber, auf welchem einst der Eremit sein Lager aufschlug, ist mit den Kräutern und Kohlköpfen bewachsen, welche Giacomo darein gepflanzt hat und auch einige junge Maulbeerbäume werfen dürftigen Schatten über die alte Stätte der Andacht.

Giacomo war, um die Arbeit in diesem seinen winzigen Besitzthum verrichten zu können, kurzweg wie ein Dieb über dessen Mauer geklettert. Die Oeffnung des Portales hatte er schon im Frühjahr mit Reisern und Dornen verwahrt, um die auf dem Hügel zeitweilig umherstreifenden Kühe

und Ziegen abzuhalten, seinen Kohlköpfen einen Besuch abzustatten.

Neben der zerstörten Einsiedelei in der Entfernung von wenigen Schritten liegt auf einem anderen Vorsprung des Hügels die verlassene Kirche des heiligen Zeno, deren Gottesdienst einst der Eremit besorgte. Das Mauerwerk dieses Kirchleins, wie auch sein Dach ist gänzlich erhalten und auch der kleine Glockenthurm steht noch, der sich über ihm erhebt.

Auch das Kirchlein gehörte nunmehr dem alten Giacomo. Er benützte es meist als Scheune und zum Unterbringen von allerlei Ackergeräth. Eben hatte er Trauben darin auf Brettern niedergelegt, welche in der Luft .trocknen sollten und auch einiges Heu lag darin auf einem Haufen, welches er gestern rings um den Hügel herum abgeschnitten hatte. Die alterbraune Thüre war geschlossen und aus den Ritzen ihrer Schwelle erhob sich ein Gestrüpp buntblumiger Pflanzen.

Der Einsiedler, welcher einst dieses Heiligthum gebaut hatte, war verständig in der Wahl seines Ortes gewesen. Es gibt wenig Punkte in der Umgegend des Dorfes — die hohen Bergrücken ausgenommen — von welchen aus der Blick nach allen Himmelsgegenden so ungehindert vordringen kann.

Man übersieht den ganzen himmelblauen Gardasee, schön ausgeschnitten und eingerahmt durch den buschigen, rothen Felsen des Castelles Penede und die grauen Hänge der Felsen zwischen La Gord und dem Olivenhain der alten Straße.

Gegen Osten überschaut man den weiten Garten der Pflanzungen bis zu den Höhen um den Loppiosee über zwei große schwarze Cypressen hin, die gerade unter dem

Hügel aufragen. Gegen Norden und Westen sieht man auf den kahlen Brione und in das fruchtreiche Sarcathal über die braunen Dächer des Dorfes Nago hinweg.

Es hatte in der vergangenen Nacht stark geregnet und vom See her zogen breite Dunstballen durch die großen Fenster des Castelles Penede.

Giacomo lächelte vergnügt, als er die schwarze feuchte Farbe des Bodens bemerkte. Er hatte es nunmehr nicht nöthig, Wasser heraufzuschleppen, um seine Kohlpflanzen zu tränken. Er begnügte sich damit, hie und da den Boden aufzulockern, wo dieser durch die langandauernde Hitze und Dürre zu fest geworden war.

Während er sich gebückt mit dieser Arbeit beschäftigte, kam auf der andern Seite des Hügels das nämliche Weib herauf, welches vor einigen Tagen in der Nähe der Oliven nach Schwämmen gesucht hatte.

So unfruchtbar die damalige Mühe der Frau geblieben war, so gut erging es ihr heute. Durch den ergiebigen Regen waren die Schwämme in Menge aus dem nassen Grasboden aufgekeimt. Der kleine Hängekorb, den sie am Arme trug, war bis zum Rande von den blühweißen Morcheln angefüllt.

Sie hatte auf dem kleinen Hügel nichts mehr zu schaffen, sondern ging nur über ihn hinweg, weil es von den Gründen, auf welchen sie die Schwämme gelesen hatte, bis zu ihrem Häuschen der nächste Weg war.

Als sie an dem Kirchlein vorüberkam, konnte sie ihre Neugierde nicht zurückhalten, durch das Fensterchen mit dem verrosteten Eisengitter hineinzublicken, was wohl dermalen darin aufbewahrt sein möchte. Ihre schwachen Augen vermochten vielleicht die Gegenstände in dem dunkeln Raum

nicht zu erkennen. Aber der gährende Geruch der Trauben und der Duft des Heues, welche aus der engen Oeffnung hervorquollen, deuteten ihr hinlänglich an, mit welchen Dingen der alte Giacomo seine Vorrathskammer angefüllt habe.

Sie verließ das Fensterchen wieder und ging weiter an dem Mauerwerk der einstigen Einsiedelei vorüber. Auch hier konnte sie sich nicht enthalten, über die mächtigen, mörtellosen Quader in die Pflanzungen hineinzusehen.

— He, Giacomo, sagte sie, für heute seid Ihr der Mühe überhoben, Euer Kraut zu begießen. Dafür dürft Ihr Euch jetzt vor den Schnecken in Obacht nehmen, die der Feuchtigkeit nachziehen.

— Ist mir lieb, wenn recht viele kommen, erwiederte der Alte.

— Und Euere Oelbäume, die haben jetzt auch Wasser bekommen, ohne die Quelle unter den Oliven, fuhr das Weib lachend fort.

— Mir scheint, Ihr habt die Schwämme, die Ihr da in dem Korbe tragt, auch wo anders gesammelt, als in den Steinen, wo Ihr neulich war't.

— Hm, Hm, das hättet Ihr damals auch nicht geglaubt, daß der arme Tommaso, dem Ihr seine Fojerola herabgeschleppt habt, heute schon im Himmel für Euch beten wird. Ja, der Mensch ist oft dahin, wie so ein Schwamm da. Ehe wir's uns versehen, sind wir nimmer da.

— Jetzt heißt es freilich, antwortete Giacomo, indem er aufstand und sich ebenfalls auf die Quader der Mauer stützte — jetzt heißt es freilich, er ist an der Fojerola und an dem hitzigen Fieber gestorben, das er sich in dem Berg-

wind geholt hat. Hätte er aber seinerzeit ein braves Weib gehabt und nicht einen Teufel, der daran schuld ist, daß er seine letzte Gais hat verkaufen müssen, so hätte er nicht einen Tag weit zu laufen gebraucht, um das Kraut zu holen, das nicht eine Tasche voll Kupfer werth ist. Ja, ja, die bösen Weiber!

— Mag schon so sein, entgegnete die Alte etwas kleinlaut.

— Mag schon so sein, sagte Giacomo heftig. Dort schaut hinüber und denkt allein daran, was dort geschehen ist.

Die Alte folgte mit den Augen der Richtung des Zeigefingers, welcher nach den kahlen Wänden des Berges ausgestreckt war, der sich im Norden von Nago erhebt und von den Thalbewohnern Il Corno genannt wird.

— Was soll ich dort sehen? erwiederte das Weib, Giacomo fast erschreckt anschauend.

— Ah, ich habe vergessen, daß Ihr ein schwaches Gesicht habt, sagte der Mann höhnisch. Vielleicht ist Euer Gedächtniß besser. Seht, dort an den grauen Felswänden mit den rothen Streifen geht ein Steig vorüber, auf dem kommt man zu einer großen Fläche. Jetzt ist es ein magerer Grund und Ihr seht nichts mehr darauf, als Steine, Haidekraut und Ueberreste von schwarzen Kohlen, die vor zwanzig Jahren dort oben gebrannt worden sind. Wißt Ihr nicht mehr, was vor jener Zeit dort gestanden hat?

Bei diesen Worten klopfte Giacomo das Weib auf die mageren knochigen Schultern, die sich unter seinem dünnen Gewande eckig abzeichneten.

Das Weib schwieg.

— So muß ich's Euch eben erzählen, meine Liebe, fuhr der Bauer mit erhöhter Stimme fort.

— Dort oben, wo auf dem dürren Stein kaum noch eine Quelle rieselt und die Kühe im Sonnenbrand nimmer wissen, wohin sie sich flüchten sollen, war einst ein mächtiger Wald von Kastanien. Ein Schäffel seiner Früchte wurde nicht minder theuer verkauft, als ein Schäffel Polenta. Wasser war darin so viel, daß man zwei solche Brunnen damit hätte speisen können, wie der große von Nago einer ist, worin die Weiber waschen. Derjenige, dem dieser Wald gehörte, war ein wohlhabender Mensch. Sein Weib aber hing einem nichtswürdigen Burschen an, welcher verpraßte, was sie aus dem Gewinn des Mannes zu entwenden verstand. Seine Rathgeberin war ein anderes Weib, das ihm angab, wie es die Habe seines Mannes unbemerkt von diesem nach und nach aufzehren konnte, wie die Würmer einen Baum, den sie inwendig ausfressen. Einmal mußte der Mann gar hinab in das Italien reisen, weil er dort in irgend einer Stadt wegen seiner Feldfrüchte zu schaffen hatte. Da wurde er krank und blieb viele Monate in Wälschland als ein Siecher liegen. Die Frau pflegte und besuchte ihn nicht. Wohl aber fand er, als er endlich zurückkam, seinen Kastanienwald nimmer. Den hatte die Frau umhauen und zu Kohlen verbrennen lassen, damit sie mit dem Gelde den Burschen von den Soldaten loskaufen könnte. Den Rath aber hatte ihr das nämliche Weib gegeben, welches immer zwischen ihr und dem Burschen hin und her gelaufen ist, und nicht wenig von dem gestohlen hat, was von der Einen für den Anderen bestimmt war. Von dem Augenblick an ist es mit dem Mann rückwärts gegangen.

Das Weib hat auch keine ruhige Stunde mehr gehabt und ist bald darauf gestorben. Der arme Mann hat nie erfahren, wie es mit seinem Weibe eigentlich war und was es mit dem Burschen für eine Bewandtniß hatte. Auch die Uebrigen haben nicht gewußt, daß die Abscheulichkeiten, die zwischen ihnen verhandelt wurden, noch einen Mitwisser haben. Ich aber war auf dem Maulbeerbaume, um Blätter zu pflücken, als die gottvergessene Kupplerin zu dem vernarrten Weibe sagte: „Ihr habt ja noch den Kastanienwald dort oben beim Corno!“

— Madre Santissima, schrie nunmehr das Weib und ihr Korb fiel auf den Grasboden hin, daß die weißen Schwämme herauskollerten, habt Mitleid mit einer armen unglücklichen Frau!

— Seid zufrieden, antwortete Giacomo, ihr habt alle Beide eine Strafe bekommen, die euch noch auf dem Todtenbett ins Gewissen brennen wird. Denn gerade ihr zwei, du und der andere habt dabei sein müssen, wie der alte Tommaso, den ihr um seine Habe gebracht habt, vor eueren Augen sich in Schweiß und Mattigkeit den Tod geholt hat. Denkst du noch daran, wie er dagestanden ist mit seinem Bündel Fojerola?

Die Frau aber eilte schluchzend davon und vergaß ihre Schwämme aufzulesen.

Giacomo rief ihr nach:

— Wenn du den Beppo siehst, so erzähle ihm doch auch etwas von diesen Geschichten!

Auf dem Gardasee.

Ueber den Gardasee zog eine Barke, an deren Mastbaum eines jener großen, an zwei Stangen und vielen Stricken befestigten viereckigen Segel hing, welche man lateinische nennt.

Der „Vento paesano", wie die Schiffer den Nordost nennen, bähte die braune Leinwand, daß die in der Barke Befindlichen sich fest auf ihren Füßen halten mußten, um nicht über die niedrig gehende eine Seite derselben ins Wasser zu fallen, das am Kiele sprühend aufschäumte.

Die Insassen des Fahrzeuges bestanden aus einem Mann, der in braune Mönchstracht gekleidet war, zwei Schiffern, von welchen der eine das Steuerruder hielt, der andere aber den Strick, der an der untern Segelstange befestigt war, und dem Erzähler.

Das Schiff trieb eben an der Sarcamündung vorüber und gerieth fast in eine kreisende Bewegung als es über die Trichter glitt, welche der rasche Strom bei seiner Vereinigung

mit der stauenden Fluth des Sees hervorbringt. Vom gestrigen Sturme trieben sich lange schaumige Blasenbänke um die Mündung des Flusses herum, dessen Wucht die entgegenrollenden Wellen zurückgeschlagen und ihren Schaum in breite Inseln verstreut hatte.

— Aufgeschaut Genio! sagte derjenige, welcher vorne an dem von den Wellen umstäubten Vordertheil den Strick hielt — halte dich mehr links, daß wir nicht in den Rückschlag der Wellen kommen!

— Wir fahren gerade auf die Behausung des Paters zu, Filippo. Wir nehmen halbes Schiff und der Monte Brione ist weiter weg, als die beste Büchse reicht.

— Ihr habt dabei den Vortheil, bemerkte der Pater, ein langer, hagerer, brauner Mann von etwa fünfzig Jahren, lächelnd, daß ihr durch Euer Segel hindurch so genau sehn kömmt, wie wenn es von Grivellon *) wäre.

In der That schien die röthliche Färbung der Felsen, an welchen heute die neue Ponal-Straße wie eine lange, weiße Seenatter hinkriecht, ganz deutlich durch die fadenscheinige braune Leinwand, die an vielen Stellen mit gleichfarbigen Lappen geflickt war, hindurch.

— Ich glaube, Filippo, wenn wir die Kutte des ehrwürdigen Paters als Segel genommen hätten, so wäre uns der Monte Giumella drüben auch nie aus dem Gesicht gekommen.

Filippo lachte und auch der Pater nahm diese Anspielung auf den Zustand seiner Kleidung nicht ungnädig auf. Er nahm eine Prise aus seiner Dose von Birkenholz und sagte in gelassenem Tone:

*) Gaze.

— Meine Kinder, wenn ihr in eurem Gewande auf spitzigen Steinen und harten Felsen schliefet, so würden eure blauen Kittel auch mehr Löcher haben, als Fäden.

— O, rief Genio, unsere Barke, in der wir manche Nacht liegen müssen, ist gewiß nicht weicher als das Heu, mit dem sich der ehrwürdige Vater seine Steine und seine Felsen auspolstert.

Ich hörte solche Reden mit einiger Verwunderung an. Der Priester oder Mönch mochte das bemerken, denn er sagte, ohne den neckenden Schiffern zu antworten, indem er sein Gesicht mir zuwendete:

— Ich bin Einsiedler bei Marani in der Nähe von Ala, Herr! Ich habe oft in einem alten Buche, welches ich in meiner Einsamkeit zu lesen pflege, das Kirchlein von San Giacomo erwähnt gefunden, welches dort in einer Höhle neben dem See steckt. Heute nun habe ich mich aufgemacht, um das Heiligthum zu sehen. Da ich gerade Euer Schiff vorfand, welches nach Eurem Willen zum Ponal fährt, so habe ich die Gelegenheit benützt, meinen Vorsatz rasch zur Ausführung zu bringen.

Ich erstaunte, denn ich hatte nie etwas von einem Kirchlein an jenen Felswänden gehört oder gelesen. Im Vertrauen auf die Allwissenheit der Reisehandbücher antwortete ich:

— Eure Rede setzt mich in Erstaunen. Mir ist von einem Kirchlein dort drüben nichts bekannt und ich habe weder in den Büchern je eine Silbe darüber gelesen noch auch auf meinen Fahrten vom See aus eine Spur davon entdeckt.

— Dort ist es, fiel mir nun Genio, der Steuermann,

in die Rede, und zeigte auf irgend einen Punkt an der blendenden Wand, gegen die sich unser Schiff mit der Schnelligkeit des Windes bewegte.

Ich konnte nichts entdecken. Die Felsen fallen lothrecht und ohne irgend welchen Vorsprung in den See ab.

— Es ist eine kleine Höhlung, keine zwei Hand breit über dem See! fuhr Genio fort. Man hört allerdings wenig davon reden.

— Ich werde mit Euer Hochwürden dort aussteigen, ehe wir vollends zum Ponal hin fahren, erwiederte ich.

Der Pater nickte mit dem Kopfe, die Schiffer schauten schweigend in den See hinaus und ich betrachtete die blaue „Bocca di Brenta", den hohen Berg, der nunmehr mit seinem weißen Eisscheitel über die Gebirge des unteren Sarcabeckens empor zu tauchen begann.

Der Wind wurde von Zeit zu Zeit so heftig, daß Genio dem Schiffe manchmal mit dem Steuer einen Ruck geben mußte, um das Vordertheil mehr gegen Süden zu wenden. Auf diese Weise pfiff die stärkste Gewalt des Nordost unschädlich neben und unter dem Segel hindurch.

Endlich waren wir nur wenige Schiffslängen von den kahlen Wänden entfernt, an deren Gestein der See mit seinen angetriebenen, zurückgeworfenen und wieder anprallenden Wellen in spitzigen Wasserbergen und tiefen Thalfurchen schäumend hinaufzüngelt.

Die graue Kalkwand ist an vielen Stellen von blendend weißen Streifen durchzogen, die aus der Zeit der Erbauung der Ponalstraße herrühren, zu welcher von den Arbeitern die oben weggesprengten Blöcke über die Felsen hinab in den See geworfen wurden.

Die meisten Streifen bezeichnen den Weg, den dieses Gestein aufschlagend zurücklegte.

Der Pater stand neugierig am Vordertheil. Es dauerte lange Zeit, bis es Filippo gelang, die Barke in dem unruhigen Wasser so nahe mit ihrer Breitseite an einen vorragenden Felsblock zu legen, daß der Einsiedler gefahrlos hinausspringen konnte. Ich folgte ihm und setzte nicht minder glücklich über die himmelblaue, einer Gletscherspalte ähnliche Kluft, die sich zwischen dem zernagten Felsen und unserem Schifflein hinzog.

Die Felsen um die kleine Grotte herum sind so scharfkantig von dem unruhigen Wasser ausgespült, daß es eine kleine Mühe kostet, über sie hinüber auf das blühweiße Geröll zu kommen, über welches hin der diamanthelle See gegen die Behausung verschollener Büßer anschlägt.

Von dieser hat sich nur mehr eine Mauer erhalten, welche die Grotte zur Hälfte abschließt. Eine verwitterte Malerei darauf stellt irgend ein Ereigniß aus der endlosen Heldengeschichte der Heiligen der alten Kirche dar.

Die Grotte ist niedrig. Ein hoher Mann kann gerade aufrecht darin stehen. Aus der Decke, welche einst, wie mir mein Genosse, der Mönch, sagte, ebenfalls mit Mauerwerk und Malereien bedeckt gewesen war, sprießten wohlriechende Kräuter und die Sonnenlichter des erregten See's zitterten daran hin und her.

Von den Lagern nächtlicher Schmuggler ist sie stellenweise auch von dichtem Ruße geschwärzt, aus welchem die gelben Blüthen dichter Krautbüschel gar seltsam sich abheben.

— Dort hatte der Selige sein Lager! sagte der Einsiedler, indem er mit kundigem Blick im hintersten Grunde

der Höhle auf eine Erhebung, eine Art Kissen, im Felsboden hinwies.

Ich legte mich Versuchs halber dorthin und gewahrte durch das viereckige Mauerwerk, welches am Eingange stehen geblieben ist und durch die Büsche hindurch, welche in der kleinen Ruine wuchern, die bewegte Fluth, den blauen Baldoberg und die Unendlichkeit des tiefen Himmels.

Fürwahr, ein herrliches Lager für Jenen, der, die Welt verschmähend, am dämmernden Abend seinen letzten Blick dort hinaus richtet und am goldnen Morgen seinen ersten in das wiederkommende Licht.

Wir standen eine Weile schweigend nebeneinander. Endlich sagte der Pater:

— Ihr geht nach dem Ponal. Laßt mich hier, ich bitte Euch, eine Weile allein. Ich will für den Verstorbenen beten.

Ehe ich antworten konnte, hatte er sich auf seine Kniee niedergelassen und war, wie es schien, in Gedanken versunken.

Ich versprach ihm, ihn nach etwa einer halben Stunde wieder da abzuholen und sprang über die Klippen hinaus nach der Barke, die tanzend auf den breiten Wellen sich hin und her bewegte.

Nach wenigen Augenblicken fuhren wir hart an der von den Wellen durchfurchten und ausgenagten Felswand weiter.

Der Pater hatte ein schwarzes Buch im Schiffe liegen gelassen. Es war eine Sammlung von Hymnen.

Ich nahm es und las darin, während das Schiff sich mühsam durch die erregte Fluth weiter hindurchkämpfte.

Mein Auge fiel auf den feierlichen Hymnus „Pange, lingua gloriosi Corporis mysterium“, der mit seinen vollen, tönenden Worten gewiß auf Jeden, er mag seinem Inhalte

nach so gleichgiltig gegenüberstehen, als Gedicht einen Eindruck hervorbringen wird, wie nicht viele andere.

Praestet fides supplementum
Sensuum defectui.

las ich zuletzt und dachte an den längst vermoderten Bewohner dieser vom tiefen See und der feuchten Felswand eingeengten Behausung.

Die Kraft jener Ideen war eine außerordentliche. Tausende von Büßern überwandten die Welt und wandten ihr Leben dem Transcendenten zu, das sie nur in der anthropomorphischen und kindlichen Weise der Dogmen aufzufassen vermochten.

Aber diese Weise ist für Millionen von Menschen die einzige gewesen, in welcher ihnen das Uebersinnliche nahe getreten ist und wird wahrscheinlich für die größte Anzahl von Menschen die einzige bleiben. Großartig und unserem in Schacher und blödem Zeug verkommenen Geschlecht unbegreiflich ist das Leben dieser Menschen, welche der Verstand unserer Zeiten für Irrsinnige hält.

Nach wenigen Augenblicken hörte ich den Wassersturz des Ponal in den See herabdonnern, aber das wunderbare Schauspiel vermochte meine Gedanken nicht von der Erinnerung an jene Helden und an die Beweggründe abzulenken, welche den einen und andern von ihnen antrieben, aus einem Palaste in die Wüste zu ziehen und die Ueppigkeiten der Heimat für Jahrzehnte der Schmerzen und Entbehrungen hinzugeben. Sollte es wahr sein, was Pater profundus am Schlusse des „Faust" spricht:

Ist um mich her ein wildes Brausen,
Als wogte Wald und Felsengrund!
Und doch stürzt, liebevoll im Sausen,
Die Wasserfülle sich zum Schlund.

Es scheint unglaublich, daß eine so ideale Anschauung der Dinge die Welt bewegt hat und doch ist es so.

Aber die höchste Reinheit und Glut währte nicht lange — es mußte die Richtung nach dem Gemeineren eingeschlagen und schlechtes Metall mit dem Gold zusammengeschmolzen werden, wenn sie für alle Zeiten Geltung sich erringen sollte. Der Aufschwung war nur für eine kurze Weile, für wenige Jahrhunderte, möglich — zuletzt nahm die Welt wieder ihr Recht ein und heute „zeichnet" man Summen für Kirchenzwecke, wenn man eine Kraftanstrengung für das Reich Gottes wagen will.

„Heilige Anachoreten zwischen Klüften gelagert", wie unser Dichter sagt, ihr habt das Wesen der Welt dennoch besser erkannt, als unsere Nützlichkeitsmänner mit allen dem Wissenskram den ihnen der „Zeitgeist" an die Hand gibt! — —

Den Ponalsturz sieht man am besten von der Brücke aus, über welche einst der Saumweg nach dem Ledrothale führte.

Noch sind die schönen großen Marmorplatten vorhanden, welche einst den „Molo" der landenden Schiffe darstellten. Jetzt liegen sie halb im Wasser und sind von den Wellen ausgehöhlt.

Man weiß, daß in früherer Zeit Giudicarien und Val Ampola vom Gardasee her nur zugänglich waren, wenn man von Riva oder Torbole her über den See fuhr und hier, wo das Val di Ledro in einer Schlucht und sein See durch einen Wasserfall in das große Becken des Benacus ausmünden, ans Land stieg, um zunächst auf dem steilen Saumpfade die Höhe des Ledrothales zu erreichen.

Zu jener Zeit war ein bewegtes Leben an und in dieser engen Schlucht. Das enge Gemäuer, eine Schenke und Herberge, das in einer Nische der Felswand hing wie ein Schwalbennest, war nie von Gästen leer. Maulthiere klapperten den Pfad über den stäubenden Wassern auf und ab und die hohen Gebäude droben, deren Ruinen jetzt vom Wassersturz angefeuchtet werden, waren die Behausung wachsamer Zöllner, nicht wie jetzt, die der Falken und Eulen.

Der Ponalfall von dieser Brücke aus im Zusammenhang mit den Felsen und den zertrümmerten Wohnungen betrachtet, ist ein Schaustück wie es an den italienischen Seen nicht seines Gleichen hat.

Von der einstigen Herberge unter der Felswand, die sich in ansehnlicher Länge hinzog, so weit es das vortretende Gestein zuließ, sind nur mehr einzelne Mauern vorhanden, deren Ruß hie und dort an die ehemalige Bestimmung hinweist. Wo einst die Küche war, steht jetzt hohes Gras zwischen den Mauern und an der Stelle des Herdes sitzt ein emsiger Maler vor seiner Staffelei, der sich die bunte Ruine oder auch ein Stück des Sees und der Berge, wie es ihm durch die alten, grasbewachsenen Fensteröffnungen, wie durch einen Rahmen ausgeschnitten, sich darstellt, als Vorwurf ausgewählt hat.

Ein zerfallener, mit Geröll überdeckter, geländerloser Weg führt empor zur gewölbten Brücke, welche die beiden Felsufer des Abgrundes, die beiden Ufer des Ponalflusses gerade an dem Punkte, an welchem er sich mit der Welle des Gardasees vermischt, mit einander verbindet.

Von der Brücke selbst ist ein Theil der Brüstung abgewittert und wir stehen ohne Hemmniß dem mächtigen

Wasserarme gegenüber, der aus einer Höhe von etwa achtzig Fuß in einen runden Tobel fällt, dessen Felswände sich überall gleichmäßig bis zur Höhe des Absturzes erheben. Der Anlage nach hat der Wasserfall des Lötzbaches bei Landeck viel Aehnlichkeit, doch unterscheidet der Ponal sich von diesem zu seinem Vortheil durch das häufigere Grün, welches an den triefenden Wänden des Tobels haftet, durch die Höhe des weiten Trichters selbst und durch den Reiz der unter der Brücke hindurch in den Tobel hineinwallenden stahlblauen Seefluth.

An einzelnen Stellen des alten Saumweges hängen Feigenbäume über den Abgrund hin geneigt. Ihre breiten und schweren Blätter schwanken fortwährend vor dem Auf- und Absteigen kühler und warmer, feuchter und trockener Luftschichten.

Wenn man sich etwas höher hinauf stellt, ungefähr an die erste Krümmung des mit Steinplatten gepflasterten Pfades, so bemerkt man in den Frühstunden, in welchen hinter unserem Rücken die Sonne über den Monte Baldo hereinscheint, einen Regenbogen, der sich über den Tobel und seinen nassen Staub hinspannt. Der himmlische Bogen schwebt gar schön über den weißgrauen Wirbeln und Strudeln des heulenden Stroms.

Die alten Häuser oben, einige hundert Fuß über der Brücke, sind durch Luft und Wasser minder zerstört worden, als durch die Felstrümmer, welche zeitweilig in sie hineinstürzen. Jetzt stehen sie völlig verödet da und in ihre Nähe kommt nur derjenige, welcher vom Ponal aus nach dem elenden Dörfchen Pregasena hinaufsteigt oder umgekehrt. Es kann auch nicht gezweifelt werden, daß sie mit der Zeit völlig verschwinden und daß einst von ihnen noch wenig

die Rede sein wird, als von dem alten Heiligthum, in welchem, während wir uns da befinden, der von den Fischern verlachte Einsiedler des neunzehnten Jahrhunderts für den vielleicht unter die Seligen entrückten Bruder des zwölften betet.

Doch es war Zeit, den frommen Pilgrim wieder aus seiner Haft abzulösen.

Wir stiegen wieder hinab zu den Steinen des alten Molo, über welche nunmehr die Welle hinschäumt und bestiegen den Kahn, der mittlerweile, weil es windstill geworden war auf dem See, sein großes lateinisches Segel eingerefft hatte.

Wir sahen nochmals durch die Brücke zurück und nahmen noch den Schaum am untersten Theile des Falles wahr, wie er von der Kraft des Sturzes auf den erregten Wassergrund des Tobels geschnellt wurde.

Unser Pater mußte seine Andacht vollendet haben, denn er stand, uns erwartend, auf den äußersten kantigen Felsenriffen und schaute, die Augen mit der Hand schützend, in den Glanz der nunmehr beruhigten Wasserfläche hinaus.

Ich wollte ihn nicht durch irgendwelche gleichgiltige Frage in dem Eindruck stören, den er aus der stillen Klause mitgebracht haben mochte. Er sprach auch nichts, sondern stieg gelassen ein und setzte mit uns die Reise fort, welche, wie ihm bereits vorhin von mir mitgetheilt worden war, zunächst nach Tempesta ging, einer auf dem östlichen Ufer des See's gelegenen Bucht.

— Es wird eine mühsame Arbeit sein, dort hinüber, sagte er nach einer Weile lächelnd, indem er auf die Schiffer hinwies, welche jetzt nicht mehr, wie bei der Herfahrt, am Steuer oder am Vordertheil lungerten, sondern sich eifrig

in die Ruder legten, um die schwere Barke durch die träge Fluth fortzubewegen.

Als wir mitten auf dem See waren und zu unserer Rechten schon die Olivenhügel und weißen Citronenterrassen Limone's hinter dem Kofel Calder, der alten deutschen Reichsgrenze, sichtbar wurden, nahm der Pater das schwarze Büchlein zur Hand, in welchem ich vorhin gelesen hatte und trug mit lauter Stimme den unvergleichlichen Hymnus vor, welcher Maria als den Stern des Meeres verherrlicht.

Die blaue Fläche lag ganz still da, regungslos, wie der blendende Eisreifen auf der Stirn des fernen Gebirges.

Keine Linie bewegte die Flächen, deren äußerster Rand sich mit dem Himmel vereinigt zu haben schien. Plötzlich aber — der Pater hatte schon wieder eine Weile geschwiegen — rief Filippo, indem er das lange Steuer aus der hölzernen Kerbe hob und das triefende Holz längs der Wand des Nachens hinlegte:

Da schau, Genio, die Ora kommt!

In der That hatte sich der Anblick des See's etwas verändert.

Als wir mit unserer Barke, vom Nordost getrieben, das jenseitige Ufer verlassen hatten, war dort, so weit der Schutz der Berge gegen jenen Wind reichte, ein silberner Spiegel neben dem unruhigen Theile des See's, welchen die uns günstige Luftströmung aufwühlte. Jetzt war in dieser Richtung kein Unterschied im Zustand der Wasserfläche mehr zu entdecken.

Durch die Windstille war der ganze See zu einem einzigen solchen schillernden Spiegel geworden. Von Süden her aber überzog es ihn jetzt indigoblau und die Grenzlinie

dieser tieferen Farbe rückte mit gewaltiger Schnelle gegen diejenige Stelle des See's vor, über welche unsere Schiffer die Barke im Schweiße ihres Angesichtes dahin trieben.

Filippo machte sich, nachdem er das lange Ruder so hingelegt, daß es Niemanden im Auf- und Abgehen zu hindern vermochte, eilig daran, das große braune Segel von der Stange loszuwickeln. Er entfaltete es, spreizte die Hölzer an und nahm wieder den Strick in die Hand, wie vorhin, als der günstige Wind die Barke gegen den westlichen Felsen hin bewegt hat.

Aber das Segel richtete sich so wenig, als die Oberfläche des Wassers.

Der Pater und ich blickten Filippo fragend an, der aber lachte und nickte mit dem Kopf in den See hinaus, wie wenn er die Fluth und den Wind aufmuntern wollte, seinem Fahrzeug zu Hilfe zu kommen

Es dauerte nur wenige Augenblicke und der Spiegel trübte sich, indem das Wasser merklich zu zittern und sich in auffälligen Linien, als ob plötzlich unsichtbare Fäden darüber hingezogen würden, nach Norden zu bewegen begann.

Mit einem Mal schwirrte und sauste die Luft daher, als wenn wir uns nicht auf dem weiten Gewässer, sondern im hohen deutschen Buchenwald befänden, in welchen die Vorboten eines Gewitters einbrechen.

Wir konnten selbst deutlich bemerken, wie die Oelbäume am Ufer von Tempesta, dem wir jetzt schon ziemlich nahe gekommen waren, plötzlich ihre Farbe änderten, indem sie, welche bis jetzt einen langen dunklen Streifen längs des Ufers gebildet hatten, plötzlich licht aufwallten, wie ein

Saatfeld im Juni. Es war der Wind, der die hellen Kehrseiten ihrer Blätter zu oberst kehrte.

— Ora! Ora! riefen zu gleicher Zeit Filippo und Genio und ihr Gesicht lachte ob des heiteren Sturmes, der alltäglich um diese Stunde den See bei sanftem, unbewölkten Himmel aufwühlt.

Hie und da ragte noch, von Vorgebirgen beschützt, ein ruhiges silbernes Dreieck in die erregte Fläche hinaus. Aber einem dieser Dreiecke nach dem andern ward die Spitze abgebrochen und endlich verschwanden sie alle mit einander in der tiefen erregten Farbe.

Einmüthig und in immer mächtigeren Reihen drängten nunmehr zahllose Wellen gegen Norden. Es dauerte nicht lange und wir sahen überall aus dem Blau perlende Schaumbüschel aufblitzen. Aber schon geraume Zeit bevor sich solche Erregung über den See verbreitet hatte, war die heranziehende Ora mächtig genug gewesen, unser viereckiges Segel so zu blähen, daß sich der Schaum jäh vor dem Schnabel der Barke aufbäumte, und als späterhin der Südsturm mit Macht einfiel, daß die Grundfesten der Berge zu wanken und der See in die nördlichen Thäler hinausströmen zu wollen schien, sagte der Pater zu mir gewendet:

— So mein lieber Herr, habe ich mir immer das Brausen des Himmels und der Erde vorgestellt, als die Zwölf zu Jerusalem einmüthig bei einander saßen und der Geist des Herrn vom Himmel auf sie herabkam, um sie zu stärken, daß sie die ganze Welt zu seinem Reiche machten.

Er wollte sein schwarzes Buch in die Hand nehmen, um mir vielleicht eine Stelle zu zeigen, welche sich auf das sinnigste aller christlichen Wunder bezog.

Aber eben dieser brausende Wind, den er mit jener Luftbewegung verglich, welche Jerusalem erbeben machte, als die Zeit der Pfingsten erfüllt war, hinderte den armen Pilger auf diesem Gewässer die Seite des Büchleins festzuhalten, auf welcher das folgenreiche Wunder in ergreifenden Worten dargelegt wird.

Da hub der Mönch an und sagte leise vor sich hin:

Qui procedis ab utroque
Genitore genitoque,
Spiritus paraclite!
Redde linguas eloquentes
Sed accende primum mentes
Caritatis —

Die letzten Worte wurden von Genio überschrieen, welcher auf ein weißes Segel hindeutete, das in geringer Entfernung von uns mit demselben Winde in einer uns entgegengesetzten Richtung, in der nach dem Ponal, mit gleicher Schnelligkeit sich durch die Wellen bewegte.

— Riecht! sagte der Steuermann, dort fahrt ein Deutscher, der sich alltäglich mit seinem Segelboote auf dem See belustigt.

— Was ist da zu riechen? antwortete ich ärgerlich über die unwillkommene Störung.

— Den Tabaksrauch aus seiner Pfeife, riecht Ihr den nicht, Herr, wie ihn uns der Südwind zutragt? Ich kenne die Deutschen an ihrem Tabak.

Ein solcher Zwischenfall stört jegliche Anregung, welche von allgemeinen Gedanken, die das Uebersinnliche berühren, hervorgebracht worden ist.

Ich war daher froh, als wir wenige Augenblicke später an dem grünen Strande von Tempesta landeten, gegen

welchen das Wasser über weißes Gestein nicht minder durchsichtig und lauter anfluthet, wie drüben an das Felsenufer der Einsiedelei.

Unter den hohen Maulbeerbäumen am Ufer waren die Leute eben damit beschäftigt, ungeheuere Haufen belaubter Zweige, welche auf dem Berge abgehackt und heruntergewälzt worden waren, mit ihren Beilen weiter zu zerkleinern, die kleinen Nebenäste zu beseitigen, das Laub abzustreifen und aus dem nackten Reisig Bündel zu bilden.

Es war ein seltsamer Anblick, wie sich unter den schattenreichen Bäumen mit ihrer glänzenden Laubfülle Alles beeiferte den grünen Wuchs des Berges zu zerstören, welcher sich hinter und über ihren Kronen erhebt.

Mitten unter diesen Arbeitern entdeckte Filippo's scharfes Auge, während er damit beschäftigt war, die Barke über den Strand aus dem Bereich der schäumenden Wellen herauszuziehen, unsern (späterhin zu schildernden) Freund Salame, der beschaulich auf einem Zweigbündel gelagert sich die Arbeit der Boschieri betrachtete.

Es versteht sich von selbst, daß ein Mann von den Eigenschaften Salame's nicht geboren ist, um sich mit solch erbärmlicher Taglöhnerei zu befassen.

In der That hatte uns derselbe kaum bemerkt, als er lächelnd auf uns zukam und uns mittheilte daß er eben nicht seine Höhle, sondern eine Baita hoch oben auf dem Gebirge bewohne, wo er in Gemeinschaft mit seinem Vetter, dem Eigenthümer der Baita, seine vierzehn Ziegen überwachte. Er wäre ohne Zweifel sofort bereit gewesen, mir zu berichten, wie es diesen Thieren allen erging, von der ältesten, Giovanna, angefangen bis zur jüngsten, der Parigina,

wenn ich ihn nicht mit der Frage unterbrochen hätte, was denn er, der Einsiedler, hier am Seeufer, mitten unter den Menschen zu schaffen habe.

Er gab mir eine Antwort, welche mir nicht im Geringsten gefiel, obwohl ich sie nach seiner Lebensweise wohl hätte erwarten können. Er theilte mir nämlich mit, er sei herabgekommen, um sich nach Zwirn für seine Archetti*) umzusehen.

Ich erkundigte mich bei ihm, ob er mit der Beute, die er alljährlich im Herbste mache, zufrieden sei. Er antwortete mir klagend, daß er das letzte Jahr nicht einmal so viel an Werth gefangen habe, als ihm seine Schnüre gekostet hätten.

Ich redete dem Pater zu, er möge Salame von dieser grausamen und verderblichen Vogeljagd abmahnen. Grausam ist dieselbe, weil es dem Jäger nicht möglich ist, alltäglich die vielen hundert Stellen auf dem Gebirge abzugehen, an welchen er solche Schlingen gelegt hat, und er sonach die Vögelchen, welche sich mit ihren Füßen verstrickt haben, sehr häufig erst nach einigen Tagen findet, nachdem sie vor Hunger und Erschöpfung zu Grunde gegangen sind. Verderblich aber nannte ich sie, weil durch die namenlose Ausrottung der Thiere Raupen, Falter und Ungeziefer in Wald und Feld über alle Massen zunehmen.

Der Pater aber sagte lächelnd, daß er in der Umgegend seiner Klause selbst viele solche Archetti aufgestellt habe und daß es auch sicherlich keine Sünde sei, die Thiere wegzufangen und zu essen, da Gott selbst den Menschen zum

*) Die Archetti sind Schlingen, welche kleinen Vögeln auf dem Gebirge gelegt werden.

Herrn über alle Thiere gemacht und Christus noch außerdem gesagt habe, es falle kein Sperling vom Dache, ohne daß der himmlische Vater davon wisse.

Ich ließ nunmehr den Pater stehen, der sich in ein Gespräch mit mehreren der Boschieri eingelassen hatte, welche in der Umgegend seiner Klause beheimatet waren, und folgte einer Einladung Salame's, welcher mich zu einer klaren Quelle führte, die unweit von Tempesta unter dem Schatten breiter Oliven eiskalt aus dem Kalkfelsen zu Tage tritt. Es ist das ohne Zweifel die nämliche Quelle, welche weiter oben auf dem Berge in der Schlucht, die Varno genannt wird, sprudelt, um welche im Frühjahr gar schön der gelbe Goldregen blüht und in der thauigen Kühlung die Nachtigallen singen.

Als wir zurückkehrten, sahen wir den Pater, wie er mit den Holzknechten im Grase Polenta aß, und von ihnen ein weit größeres Stück zugeschoben erhalten hatte, als vor jedem derselben auf dem Holzteller lag.

Ich ging in die Hütte und kaufte von dem Aufseher eine ansehnliche Menge Kautabak, welche ich Salame brachte, der dieselbe mit grinsender Freude entgegennahm.

Darauf suchten wir zusammen den Schatten auf und er erzählte mir, während wir auf einer dürren, steinigen, von harten, struppigen Kräutern gebildeten Wiese unter einem Oelbaum lagen, von seinem vergangenen Leben, wie er als Soldat im Regimente Sigismund auf dem Gebirge von Verlikka in Dalmatien fast im Schnee umgekommen wäre, wie er bei der Aufsicht über die See-Salinen, die seichten Uferstrecken, an welchen Salz durch die Sonnenhitze aus dem Meere gewonnen wird, ein Jahr lang von Sumpffiebern

heimgesucht wurde, wie er endlich zu Mailand im schwarzen Frack mit gelben Aufschlägen Polizeisoldat war und wie ihm endlich jetzt nichts über seine Wüste und Einsamkeit gehe, wenn er gleich oft bittere Noth leiden müsse.

Zuletzt bat er mich, ihn mit dem Schiffe nach Torbole zu nehmen, woselbst er ein paar neue Schuhe abholen könne.

Mit diesen Schuhen hatte es eine eigene Bewandtniß. Sie waren schon vor vielen Monaten fertig geworden, Salame aber hatte sie nicht abholen können, weil er selbst mittlerweile von einem königlichen Carabinieri aus seiner Höhle geholt worden war.

Es handelte sich um einige Stücke Holz, welche er zu seinem Feuer aus dem Walde des Baldoberges unrechtmäßig geholt hatte. Der Pächter des Waldes, welcher sich durch Zerstörung sämmtlichen Pflanzenwuchses auf dem Berge jährlich viele tausend Gulden verdient, verklagte ihn und so mußte der arme Salame, weil schon früher einmal einige Scheiter Holz bei ihm gefunden worden waren, auf sechs Monate nach Verona in den Kerker wandern. Seine Ziegen wurden unterdessen von seinem Vetter und andern gutherzigen Leuten bewacht und Salame erlebte die Freude, daß er sie nach seiner Rückkehr aus dem Kerker insgesammt munter und gesund antraf. So blieben die Schuhe während der langen Zeit beim Schuster. Jetzt aber wollte er die Gelegenheit benützen und mit den Schuhen über den Berg nach seiner Baita zurückkehren. Man sah es ihm wohl an, daß er die lange Zeit im Gefängniß zugebracht hatte, denn sein Gesicht zeigte eine aschfahle Zuchthausfarbe.

Ich nahm ihn gerne mit. Der Pater aber blieb noch bei den Holzknechten und wollte erst später mit diesen heim-

fahren. So hatte ich auf meinem Schiffe diesen Einsiedler für den andern erhalten.

Als wir uns Torbole näherten, wurde es Abend. Der Mond stand in heller Silberfarbe über dem Monte Baldo. Ueber den See, bei der Einsiedelei von San Giacomo, legten sich leichte Nebel, während die westlichen Wolken über dem Monte Pichea und in der Schlucht des Ledrothales noch in tiefer Glut flammten und auch der Himmel über den Ebenen Italiens in rosenrother Pracht schimmerte.

Von diesem Schein wimmelte es im See, der sich nunmehr zur Ruhe legte, wie flüssiges Kupfer und auch der Mond verlor, je mehr die Sonne hinabsank, seinen metallischen Lilienschimmer, in welchem er einer großen Kugel von Natrium glich.

Bald glänzte er als Goldplatte herab und seine Strahlen fuhren vom leisen Beben des See's verstreut, wie zackige Blitze in die dunkelsten Wassertiefen.

Filippo und Genio sangen und Niemand dachte mehr an die Einsiedler, ihre Bußübungen und jene Hymnen, mit welchen der Mönch heute Morgen unsere Sinne beschäftigt hatte.

Von Calliano nach Pergine.

Folgaria- und Centa-Thal.

An wenigen Stellen des Etschthales erscheinen die Kalkberge in so merkwürdiger und für das ganze Wesen der Landschaft bezeichnender Färbung, als in der Gegend von Calliano, dort wo der wilde Bach des Thales Folgaria aus seiner zerrissenen Schlucht hervorbraust.

Da stehen jene blaugrauen, aus der Entfernung betrachtet kahlen Wände, an wenigen Vorsprüngen von dürrem Buschwerk bewachsen und ragen mit den schroffen Linien ihres abgebröckelten Gesteines so scharf in den durchsichtigen Himmel hinein, daß nach unserem Sinnen die Natur selbst etwas von dem steinernen und monumentalen Character angenommen zu haben scheint, welcher italienische Ansiedelungen von den grünen Umgebungen deutscher Häuser so auffallend unterscheidet.

Alles ist schroff, kalkig, staubig und grell in diesem Gebirge, welches von ferne die Augen blendet und in der Nähe durch die Hitze peinigt, welche der harte pflanzenarme Boden zurückwirft.

In das Thal Folgaria zieht sich ein Saumweg hinauf, welcher, wie überall, von den lästigen Steinen bedeckt ist, die von den Bauern über die Einfriedungen ihrer Weinberge und Gärten hinausgeworfen werden. Dieser Pfad umkreist das große Bollwerk des Castell Besenello, dessen Ursprung in die Zeiten der Römer zurück versetzt wird, bei welcher Rückversetzung die Gelehrten des Landes vielleicht ihre voreilige Einbildungskraft zu Hilfe nehmen, die ihnen stets dienstbeflissen zu Gebote steht, wenn es sich darum handelt, römische Alterthümer zu schaffen, um die uralte „italianità“ des Landes zu beweisen.

Hohe Cypressen ragen aus dem grauen Gemäuer hervor. Sie heben sich so dunkel von ihm ab wie die scharfbegränzten Schatten von Wolken, welche sachte drüben am grauen Gestein des Monte Pagano hinwandern. Auf anderen Seiten wird das Gemäuer von hervorragenden Weindächern umgeben, deren Laub nunmehr an dem kühlen Octobertage, an welchem wir unsere Wanderung antreten, sich röthlich zu färben begonnen hat.

Unten im Etschlande ist die Weinlese schon längst vollendet, auf allen Gassen lodern die Feuer, bei welchem die Fässer getheert werden, überall rauscht und schäumt es in den Kufen von der zähen, rothen Fluth des Praschglet (zerstampfte Trauben oder Most mit den Hülsen der Beeren), welches aus den Tragbottichen in sie hineingeschüttet wird, ja an vielen Orten macht sich die Seligkeit des Herbstes schon in den Wirkungen des neuen Weines bemerkbar, der überall quillt, wo ein grüner Taxuszweig als Wahrzeichen über den Thoren der Häuser befestigt worden ist.

Hier aber sehen wir, je höher wir den Berg hinaufsteigen, desto reichlicher die rothen und blauen Trauben nach links und rechts neben dem Geröllpfade unter ihren Lattendächern hängen, und wir würden bei solcher Umgebung kaum daran erinnert werden, daß wir in ein waldiges Alpenhochthal hinaufsteigen, wenn uns nicht von Zeit zu Zeit Leute entgegen kämen, deren Maulesel schwere Lasten von Lärchenrinden, für die Gerbereien des Thales bestimmt, hinabschleppen, oder mächtige Grasbündel in Zwilchtüchern, die an den weidereichen Hängen der höchsten Thalstufe eingesammelt wurden.

Beim kleinen Dörfchen Mezzomonte ist schon der blaue Rauch, den wir unten über den Ansiedelungen der Niederung schweben sahen, vollständig mit dem Duft der Ferne verschwommen, in welche diese nunmehr hinabgesunken sind.

Bald auch ist die Umgebung zu beiden Seiten des Weges eine andere geworden und statt der glänzenden Traube sieht man jetzt zeitweilig die Axt aus den Büschen blinken, welche nach wälscher Art auch das junge Gestrüpp unbarmherzig niederschlägt.

Im Uebrigen wird mit der zunehmenden Höhe, wie man sich leicht vorstellen kann, der Berg und seine Schlucht viel wilder. Wasserfälle rauschen in tiefe Tobel hinab, aus Klammen, deren Grund sich dem Auge verbirgt, summt es dumpf herauf und manche kühne mit Epheu übersponnene Brücke die über irgend einem Abgrund hängt, stellt mit den Maulthieren, welche sie klappernd überschreiten, ein zutreffendes Bild der Südalpen zusammen.

Hat man nun endlich die Hochfläche von Folgaria erreicht, so entdeckt das Auge keineswegs die zahllosen reizenden Landhäuser der reichen Roveredaner, von welchen Beda Weber spricht, und vermag sie auch unter keinen Umständen

zu entdecken, weil sie nirgend wo anders vorhanden sind, als in dem berühmten Buche des phantasievollen Tirolers. Dagegen geräth man in ein ausnehmend schmutziges und ziemlich armseliges Dorf, um dessen Häuser Aepfelbäume mit essigsauren Früchten stehen, worüber sich indessen Niemand aufhalten wird, der da weiß, daß wir uns nunmehr nahe an viertausend Fuß über dem Meere befinden, und das schwüle Klima des Etschlandes mit dem des Brennerüberganges vertauscht haben.

Zu weiteren klimatischen Studien gibt das Wirthshaus Veranlassung, in welchem ein gar wackerer und dienstbeflissener Mann den Wanderer viel gastlicher empfängt, als dieser es von der rauhen Hochfläche und von den Bräuchen des wälschen Landes erwarten möchte.

Der große Ofen, der sich ausnahmsweise in der Wohnstube befindet, wird keineswegs je nach der Beschaffenheit der äußeren Luft, sondern nach den Anweisungen des Kalenders, das heißt etwa erst gegen Ende des November, zum ersten Male erwärmt.

Von dieser Zeit sind wir aber noch weit entfernt und mittlerweile handelt es sich darum, den kleinen Kindern, die vor Kälte blau, zitternd in der Stube stehend, einige Linderung zu verschaffen. Zu diesem Zwecke nimmt der Wirth ein langes eisernes Blasrohr, und facht damit die Kohlen auf dem Herde der Küche an, über welchem vorhin die Polenta bereitet worden war. Wenn diese wieder zu neuer Glut gelangt sind, so schaufelt er sie in ein Kohlenbecken, bedeckt dieses mit einem blechernen Deckel und läßt seine kleinen Kinder ihre erstarrten Händchen darauf legen. Man nennt das „scaldare ipopi“.

Mit ein klein wenig Kohle mehr heizte er seinen Ofen und bereitete Allen behagliche Wärme.

Im Uebrigen ist dieser Mann, wenn er auch seine Kinder nach wälscher Art „wärmt", ein gut deutsch und kaiserlich Gesinnter und nichts liegt ihm ferner, als sonstige Bräuche und Meinungen des wälschen Volkes in sein Haus aufzunehmen. Dieses wird auch leicht daraus ersehen, daß er mit mehreren der hervorragenden Einwohner des Ortes, unter Anderen selbst mit der hochwürdigsten Pfarrgeistlichkeit, die, wie fast überall, sich durch gut wälsche Gesinnung auszeichnen, wegen seiner Widerhaarigkeit in Streit gerathen ist und sein Haus von den Rechtgläubigen des nationalen Katechismus schier gemieden wird. Uns fragte er um verschiedenartige Ereignisse der jüngsten Zeit aus und verfehlte niemals, solchen Fragen beizufügen, ob wir meinten, daß diese und jene Begebenheit nützlich gewesen sei „per il governo austriaco"?

Vielfache Freude äußerte er über Ludwig Steub aus München und Christian Schneller aus Roveredo, die wenige Tage vorher in seiner Herberge zugesprochen hatten und auf einer Wanderung nach der deutschen Oase Luserna begriffen gewesen waren „per combinare delle scuole tedesche". Es ist seidem vielfach auch in Deutschland bekannt geworden, welche Verdienste sich die beiden Forscher um Erhaltung und Stärkung der am meisten gefährdeten Posten unseres Volkes in jenen südlichen Bergen erworben haben. Jener Wirth aber schwärmte für die beiden „Professori," bezeichnete uns die Gerichte, welche sie gespeist und die Plätze, welche sie am Tische eingenommen hatten.

Wir hatten nunmehr Gelegenheit zu sehen, wie die Bestrebungen, welche von den beiden genannten Männern

mit so vieler Ausdauer verfochten wurden, bereits anfingen von der öffentlichen Gewalt unterstützt zu werden.

Am nächsten Morgen — auf dieser Hochfläche war es einer jener grauen und nebligen Herbstvormittage, welche hier schon das Herannahen des Winters anzeigen — erschien der Prätor von Roveredo, der durch seine Liebenswürdigkeit ausgezeichnete, auch von den Italienern hochgeachtete nunmehrige Bezirkshauptmann von Riva, Rungg, auf einem Saumroß, um zu St. Sebastian, Lavaron und in den andern deutschen Enclaven persönlich nachzusehen, wie es sich mit den Wünschen der dortigen Bauern in Bezug auf deutsche Schulen verhalte.

Wir legten in der Morgenfrische denselben Weg zu Fuß zurück.

Auf den Kartoffel- und Kohlfeldern lag schwerer Reif, die Kühe, welche hie und da hinter den Steineinfriedungen der Wiesen sich noch auf der Herbstweide befanden, waren durch schwere Wolldecken gegen die Kälte geschützt, und die armen Holzarbeiter, welche hie und da vor einem schmutzigen Hofe mit der Anfertigung eines Fasses, eines Schäffels, eines Wassereimers beschäftigt waren, thaten wohl daran, ihre Hände fleißig zu rühren, denn uns wurden sie blau und starr in der Kälte des Ostwindes.

Im Wirthshause von Sanct Sebastian, dem ersten Orte, worin ziemlich allgemein Slamprott, d. h. die deutsche Mundart dieser zerstreuten Gemeinden gesprochen wird, kamen wir in der That rechtzeitig genug an, um von der Wirthsstube aus, wo ein stattlicher Ofen, der Vorbote deutscher Gesittung, wohlthuend erwärmte, die Versammlung im Nebenzimmer betrachten zu können.

Es waren meist weißhaarige Greise, tüchtige Bauern-

gestalten, welche sich da „per combinare delle scuole tedesche“ eingefunden hatten.

Der Herr Prätor befand sich mitten unter ihnen. Er hörte ihre Wünsche an und setzte ihnen wahrscheinlich auch den Sachverhalt, um dessentwillen er die Straße gekommen war, klar auseinander.

Aus Gesprächen, die wir nachher mit einigen der Bauern pflogen, scheint hervorzugehen, daß von den Leuten die Verheißung deutscher Schulen mit Befriedigung, ja mit Freuden aufgenommen wurde, unter der Voraussetzung, daß diese Einrichtung keine unverhältnißmäßigen Opfer von ihnen erheische, denn „wir seind arme Leut“. Es versteht sich von selbst, daß sie sich hiebei viel weniger von Begeisterung für ihr Muttervolk als vom voraussichtlichen Nutzen leiten ließen, den es ihren Buben bringt, wenn sie als Handlanger, als Holzfäller, als Steinschneider und Maurer nach Deutschland hinauskommen und leichter Arbeit erhalten, als die Wälschen, die meist kein Wort der fremden Sprache verstehen.

Es ist seither von Italienern und von Deutschen Manches geschrieben worden über unsere armen Blutsverwandten dort oben im öden Thale zwischen den Dolomitbergen des Astico.

Nichts aber hat mir die Erinnerung an den kalten nebligen Tag verwischt, an welchem ich mit einigen dieser Greise, die von der Berathung zu Sanct Sebastian zurückkehrten, gegen die Wälder von Lavaron hinüberstieg.

Manchmal, wenn die Dunsthaufen sich so schwer um uns herumlagerten, daß in wenigen Schritten Entfernung einer den andern nicht mehr zu sehen vermochte, kam mir jenes Thing der Aeltesten zu St. Sebastian wie ein Traum vor und die gekrümmten grauen Gestalten wie

Geister verschwundener Longobarden oder anderer Teutonen die in nebliger Vergangenheit einst auf diesem Gebirg saßen. In die Alltäglichkeit unseres Lebens aber wurden wir eilig zurückgeführt, wenn uns die Alten einen Theil ihrer Felder zeigten, die jenseits des Flusses liegen und nunmehr zum Grund und Boden des wälschen Königreiches gehören.

Sowie diese Felder wurden seit fünf Jahrhunderten uns noch Hunderttausend andere von den Fremden abgenommen und die Wahrscheinlichkeit, daß wir die verhältnißmäßig festere Einigung dessen, was noch übrig ist, mit der Hingabe neuer Felder erkaufen müssen, ist auch so groß, daß wir lieber darüber weiter nicht mehr nachdenken wollen.

Das Vaterland ist immer kleiner geworden. Unser ganzes Volk aber ist so ziemlich von der Beschaffenheit wie jene Bauern am Astico, als sie sagten: „Diese unsere Felder gehören jetzt in's Königreich hinüber." Das Elsaß gehört in's Frankreich hinüber, und so weiter. Das ist die blöde Art und die eigene Schuld und darum kein Wort über solche Jämmerlichkeit.

Es unterliegt übrigens keinem Zweifel, daß den deutschen Schulen, wie einem geordneten Schulwesen überhaupt hier oben starke Hindernisse entgegen stehen. Die Buben gehen im Winter in das schneefreie Italien hinab, um dort unten die Schafe auf die Weide zu führen und den Sommer über würden sie selbstverständlich auf den Alpen und bei anderer Hantirung des Bergvolkes am Ende auch lieber gesehen, als in den Schulstuben. Auch ist die Gefahr vorhanden, daß bei dem langen Aufenthalt in Wälschland und der vergleichungsweise kurzen Uebung der Muttersprache während einiger Zeit im Sommer das erworbene Wissen sowohl als die Lust an

heimischer Rede und Ueberlieferung abgeschwächt und verdünnt werden.

Wir schritten nun, nachdem wir uns nach und nach an den vereinzelten Höfen von den Bauern mit Händedrücken und nicht ohne Bewegung verabschiedet hatten, dem Lärchenwalde zu, über welchen der Monte Corno aufragt und jenseits dessen man in das zerklüftete Wildthal Centa hinabsteigt.

Der Mineralog weiß auf diesem Wege von erratischen Blöcken Deutung zu geben, die in den Buchweizen-Feldern liegen und von manchem Stück Meteoreisen, welches auf diesen Gründen gefunden wurde. Wir aber ergötzten uns vornehmlich am Anblick der von spärlichem Laubwalde bedeckten Schlucht des Val Centa, in dessen von Kalksteinen bedecktem Grunde ein heller Bach durch weißen Sand rauscht.

Bei der Kapelle des heiligen Antonius, die mitten im Laubwald steht, hat man einen gar anmuthigen Blick in diese Tiefe. Man sieht einen schwindeligen Steg, der westlich an den Wänden jenseits des Baches durch das Thal hinführt und freut sich des bequemeren Pfades, der uns, wenn auch in steilen Windungen und über lästiges Geröll, aber doch ungefährdet nach der ersten Ansiedelung, den Häusern von Lanzino, hinabbringt.

Dort ist abermals ein Zusammenwirken von Dingen wahrzunehmen, welche eine ächt südtirolische Landschaft bilden — die halb zertrümmerten Häuser am Bach, von dessen Rauschen die enge Schlucht wiederhallt — das kupferrothe Glühen der Abendsonne am höchsten Rand des jenseitigen kahlen Abhanges — das weiße, von herabgewälzten Blöcken überlagerte

Geröll, über welches hin sich Maulthiere, mit Säcken beladen, hindurchwinden, die Schichten der Kalkhänge, von welchen hie da, wie von einem Hause am Festtage, ein grüner Busch über die Tiefe hervorhängt.

So geht es das ganze Thal entlang bis nahe an das wein- und kastanienreiche Caldonazzo fort.

Hier liegt der See, inmitten der hohen Gebirge von Val Sugana, die nunmehr himmelblau durch das Mondlicht schauen — von vielen Feuerstreifen durchzogen.

Die Schwäne, welche einst in Heerden sein Schilf bewohnten, sind von den wälschen Vertilgern ausgerottet und auch die Smaragdfläche des Sees, von welcher tirolische Poeten so oft sprechen, wird von einem immer breiter vordringenden Sumpfrande eingefaßt. Vielleicht ist eine Mondscheinnacht, wie diejenige, welche nach diesem Tage angebrochen ist, die beste Beleuchtung des verherrlichten Gewässers, weil seine dämmernden Berge und der Reichthum der Pflanzenwelt durch sie hervortreten, andere Dinge aber, von welchen man in Gedichten nicht gerne redet, von den Schatten verhüllt bleiben.

In lauer Luft ziehen wir an dem anmuthigen Gestade weiter und gelangen endlich nach Perschen, oder wie es heute ausschließlich heißt, Pergine.

Noch vor wenigen Jahren wurde hier deutsch und wälsch gepredigt. Heute fällt es im ersten Wirthshause Niemanden mehr ein, uns in unserer Muttersprache anzureden und die fremde Sitte hat sich mit solcher Macht eingebürgert, als ob wir da viele Meilen von den Marken unseres Volkes entfernt wären und nicht erst heute Nachmittag mit den Abkömmlingen der Longobarden gesprochen hätten.

Pergine war das ganze Mittelalter hindurch ein Gegenstand des Zankes zwischen den Trienter Bischöfen und den Grafen von Tirol, wie heut zu Tage das ganze Gebiet dieser Berge von uns als Gränzmark beansprucht und behauptet und von den Italienern als Boden ihres Volkes „zurückgefordert" wird. Jetzt ist es ein unerfreuliches Nest, dessen vorzüglichste Annehmlichkeit in dem nahen See von Caldonazzo besteht, welchen man schon erblickt, wenn man nur wenige Schritte die Straße ansteigt, die ins Val Sugano und zur Wasserscheide der Brenta führt.

In einer wüsten Kaserne sahen wir am nächsten Morgen Soldaten, stets von einer neugierigen Menge angeschaut. Viele Seiten- und Rückwände der Häuser standen von den aufgehängten Maiskolben in rothem Schmucke da und wieder vernahmen wir das Geräusch der ausgeschütteten Mostkufen und das Brausen der rothen Fluth in den breiten Bottichen. Wagen mit dem letzten Heu der Herbstwiesen durchzogen das verödete Dorf.

Von Pergine steigt man in ungefähr zwei bis drei Stunden nach Trient hinab. Der Wanderer kommt auf diesem Wege, hoch über der lauten Forsina, an merkwürdigen Schichten umgebogenen Kalkes vorüber und schaut gerade, ehe er die letzte Steigung zum prächtigen Castell von Trient hinab überwindet, in einen rothen, tiefen Tobel, aus welchem der Fluß, wie aus einer Klamm zu Tag tritt. Auch er kommt aus einem engen, ganz naheliegenden Hochthale, welches, wie das von uns durchwanderte, noch vor wenigen Jahrhunderten ganz von Leuten unseres Stammes bewohnt war.

Riva.

„Riva ist das Hesperien Deutschlands, wo im dunklen Laube die Goldfrucht glüht.“ Mit diesen Worten schildert Adolf Schaubach in seinem Werke über die deutschen Alpen das kleine Städtchen am nordwestlichen Ufer des Gardasee's.

Wer den Stil des gedachten, wegen der vielen darin aufgehäuften Mittheilungen so berühmten Werkes kennt, wird weder diese Vergleichungsformel, noch tausend andere Ausbrüche eines kritiklosen Enthusiasmus im Nennungswerthe hinnehmen. Es ist augenscheinlich, daß derjenige, welcher seine Einbildungskraft durch solche Schilderei anregen läßt, sich von der Wirklichkeit getäuscht finden wird. Ich wähle dieses Wort statt: enttäuscht, weil im Leser besagten Buches und anderer ihm ähnlicher Schriften mehr eine falsche, als übertriebene Vorstellung erzeugt wird.

Schaubach schildert die Landschaft, wie man sie vor dreißig Jahren zu schildern pflegte. Der vorzügliche Fehler seiner Manier

ist die Allgemeinheit und Ungenauigkeit. Es wird Licht und Schatten nicht gehörig vertheilt, es tritt uns nichts unmittelbar, greifbar, mit den deutlichen Umrissen der wirklichen Natur entgegen, sondern die Beschreibungen gleichen meist jenen gewöhnlichen Kupferstich-Landschaften, welche man in der nämlichen Epoche anfertigte und unter welche man mit gleichem Recht hundert Namen zu setzen vermöchte.

Riva ist kein Hesperien und die Goldfrucht glüht aller Orten in Südtirol nicht minder aus den bedeckten Orangen- oder Citronengärten als an den Ufern des Gardasee's.

Es bedarf keineswegs einer Verrückung der Natur dieses Landes nach den südlichen Küsten des Mittelmeeres, um darzuthun, daß der Landstrich um die Sarcamündung der wärmste Winkel Deutschlands (ich spreche die vor 1866 übliche topographische Sprache) genannt werden müsse.

Der Reisende, welcher von der Wasserscheide des Loppiosee's herab kommt und zum ersten Mal das Dunkelgrün des Oelbaums bemerkt, welcher die Schuttwälle unter dem Monte Brione und den malerischen Kalk in der wasserdurchrauschten Schlucht unterhalb Nago bedeckt, wird mit dem Auftreten dieses Baumes die Gränze eines Vegetationsgebietes überschritten haben, welches von ihm bis dahin in Tirol noch nicht berührt worden ist.

Der Oelbaum gedeiht, so weit der Hauch des See's reicht, welcher zu allen Jahreszeiten durch die mächtige Wasserfläche vor den schroffen Gegensätzen erschlaffender Glut oder peinigender Kälte bewahrt wird. Es stehen Oelbäume da, die älter sind, als manches der Castelle, welches zwischen Dro und dem Seebecken verwittert von seinen Schrofen schaut.

Sodann sieht der Fremdling, wenn er den Alluvialboden des Thales erreicht hat, den Pflanzenwuchs in solcher Ueppigkeit, daß begeisterte Schriftsteller denselben mit der Fruchtbarkeit der Huertas von Valencia verglichen haben. Aus der Sarca sind mehrere Bäche abgeleitet, deren Wasser graublau zwischen den Erlen dahingleitet und die Felder tränkt, auf denen Wein, Mais, Tabak, Maulbeerbäume, Weizen, Blumenkohl, Pfirsich-, Birn- und Kirschbäume, Nußbäume, Feigenbäume neben einander wuchern wie ein undurchdringlicher Wald.

Selbst die Oleander und die Haselnußstaude, welche nördlich des Brenner nicht viel mehr als die Höhe eines Mannes erreichen, haben sich hier zu Bäumen von mehreren Klaftern Höhe entwickelt.

Vor dem Jahre 1848, in welchem zum ersten Mal die Traubenkrankheit verheerend auftrat, in Folge deren man die meisten Weinstöcke vernichtete, gab es Reben, deren Alter auf zweihundert Jahre geschätzt wurde und deren manche im Herbste mit 400 Pfund Trauben beschwert war.

So ist das Gefilde, die „Campagna" beschaffen, an deren Rande Riva liegt. Im Westen aber erheben sich unmittelbar neben der Stadt die vom Monte Giumella auslaufenden Kalkwände, an deren Hang der weiße Streifen der Ponalstraße sich hinzieht, welche ins Ledrothal führt.

Die „Goldfrucht im dunklen Laub" ist keineswegs ein Wahrzeichen der Gegend, sie fällt nirgends in die Augen wie an der Riviera von Mentone oder anderen Golfen des Mittelmeeres und man wird sie nur einzeln wohl verwahrt an günstigen Mittagslagen der Gärten vorfinden. Ebenso fehlen dem Landschaftsbild die mächtigen über Mauern

hereinhängenden Stachelformen der Agaven, Opuntien und Cacteen, die im tieferen Süden jenseits des Appenin dem nordischen Fremdling eine neue Welt verkünden. Man kann sagen, daß in der Hauptsache der Bozener Boden, oder einige Pflanzungen bei Meran sich im allgemeinen Aussehen von der Campagna Riva's keineswegs unterscheiden, immer die Oelbäume ausgenommen, von welchen man auf der ganzen Halbinsel schwerlich prächtigere und ältere Stämme auffinden wird.

Man betritt die Stadt durch das Thor bei der Piazza Mercato, einem ziemlich geräumigen, ziemlich wüsten und staubigen Platze, der von wenigen Gebäuden begränzt wird. Ein altes Haus, dessen deutsche und italienische Inschrift das Postamt ankünden, beherbergt auch die Bude des Zahlenlotto. Daneben befindet sich der Poststall und ihm gerade gegenüber ein Gebäude, welches einem bunt bemalten Kachelofen gleicht und sich laut seiner Inschrift als Teatro Sociale ausweist. Daneben wird der Fremdling durch verschiedensprachige Tafeln in das Gasthaus zum „Giardino" eingeladen, einem gewöhnlichen Zufluchtsorte derjenigen, welche nach Bädeker's Andeutung das „kaiserliche Hotel zur Sonne" scheuen.

Die Südseite des Platzes wird vorzugsweise von der Rocca-Kaserne eingenommen, welche wie eine Festung inmitten von Wassergräben liegt, die von der klaren Fluth des Gardasee's ausgefüllt sind.

Wäre diese Kaserne ein Gasthof oder ein Absteigequartier für Fremde, so möchte man wohl behaupten, daß es an allen Alpensee'n Italiens keine anmuthigere Herberge für dieselbe gäbe. Gar viele ihrer Fenster schauen dem sonnigen Süden entgegen und der See schlägt mit seinen Wellen, über welche der Blick ungehindert in die

Felsen- und Wasserlandschaft dringt, gegen den Steindamm, auf welchem das luftige Gebäude aufgeführt ist. Daneben befindet sich ein kühler von hohen Baumkronen beschatteter Garten — er hat viele Meilen in der Runde nicht mehr seines Gleichen. Aber wie gesagt, die Rocca ist eine Kaserne und keine Herberge und der Fremdling wird dort kein anderes Vergnügen zu suchen haben, als das eines Seebades in der vorsorglich eingerichteten Schwimmschule, welche man ihm zuvorkommend betreten läßt.

Die Gasse, welche von der Rocca nach dem Platz führt, ist eng und dunkel wie fast sämmtliche Gassen des Städtchens, zeichnet sich aber vor ihnen dadurch aus, daß in ihr weniger von den bekannten südlichen Gerüchen zu verspüren ist, als in manchen andern mit wohlklingendem Namen, wie: La Florida, La Virginia u. s. w. und übelduftender Atmosphäre.

Ihre Ecke bildet das Cafe Risatti, eine ächt wälsche Cafekneipe mit Gästen, welche den Hut tief in's Genick gerückt, niemals etwas verzehrend, sich auf den Stühlen vor dem Hause schaukeln, die Füße mit den grün oder gelbkarrirten Hosen weit in das buckelige Pflaster der Contrada vorgestreckt.

Wenn es der Mühe werth wäre, in einem solchen Neste von politischen Parteien zu reden, so müßte man sagen, derjenige Theil der Italianissimi, welcher augenblicklich nicht auf dem Platze lungert, sitze bei Risatti und gähne über den See hin nach dem schönen Lande der Sehnsucht, dessen Berge greifbar vor ihnen stehen.

Da sitzen sie und schauen mit Erstaunen die vorüber wandelnden „Prussiani" an, welche bei der Hitze in der

theueren Welt umherreisen, ohne ein Geschäft zu haben und lammfromm die Rechnungen des „kaiserlichen Hotels" zahlen.

In der finsteren Gasse weiterschreitend gelangt man endlich zu diesem selbst, dem „hotel impérial avec bains".

Einige Zimmer dieser „kaiserlichen" Anstalt schauen auf den See hinaus, die meisten aber in den düstern Hof, durch welchen man zur Terrasse, zum Garten am See oder wie man ein winziges Fleckchen Land, an das die Welle anschlägt, sonst immer nennen will. Dieser Garten ist mit allerlei Schnikschnak verziert, mit Lauben und Hecken, hat aber nicht einen einzigen schattigen Ruheplatz, nicht einen schützenden Zweig. Dagegen genießt der Fremdling dortselbst das Vergnügen, das Sorbetto oder den Cafe der für ihn im nächsten Cafehause um wenige Kreuzer geholt wird, mit kaiserlichem Entgelt zu belohnen und auch der sinnige Wirth kommt seiner Einbildungskraft zu Hilfe, indem er ihm denselben Wein, der noch vor wenigen Minuten drüben in der Weinkneipe als ganz gemeiner Landwein im Fasse lag, mit der Etiquette „Barbera" oder sonst einer edlen hesperischen Traube vorsetzt und sich für diese Nachahmung des Wunders zu Canaa mit einer geringfügigen Summe begnügt, für welche der angenehm getäuschte Fremdling drüben in der Schenke allerdings das zehnfache Maß des vorgesetzten Weines, aber ganz anonym und ohne Kork und Etiquette hätte trinken mögen.

Auch der Augenweide wird nicht vergessen: rothgekleidete Schiffe laden zu einer Spazierfahrt auf der kühlen Wasserfläche ein und hadern nicht um schnöden Lohn, sondern überlassen das dem kaiserlichen Wirthe. Man pflegt jedoch späterhin wundersame Ausrufungen über solche Gondelfahrt zu vernehmen und

wird immerhin wohl daran thun, die rothen Gondoliere stehen und sich am Molo von irgend einem anderen Fährmann ohne Maskerade nach landesüblicher Sitte prellen zu lassen, wobei ein ansehnlicher Ueberschuß in der Tasche des Vergnüglings bleibt.

Der Wirth zum „hotel impérial avec bains“ ist ein glühender Patriot und will von den Deutschen nichts, als ihre Guldenzettel und ihre Kassenscheine. Dem stillen Aerger derjenigen, welche seinen dunkeln Hof und seinen heißen Garten verlassen, indem sie unter Schwüren des Niewiederkehrens den Staub von ihren Füßen schütteln, setzt er antiken Gleichmuth entgegen. Er zieht in solchen Fällen allemal die bekannte „stille Verachtung“ vor.

Wenige Schritte von diesem Hause, welches Manchem ein Seufzerthor zum Eingange nach Hesperien geworden ist, öffnet sich der Platz mit seiner Colonnade auf der einen dem tiefblauen See und den Schiffen auf der anderen Seite.

Dieser Platz ist in der That ein einziges Bild und ich wüßte an den See'n Oberitaliens nicht einen Hafen an welchem der Fernblick auf Wasser und Felsen, die tiefblaue Fluth und die Wolken umzogenen Gipfel, die großen Barken, die rothbemützten Schiffer, die Verkäufer von Früchten, die Ausrufer, die Spaziergänger unter den Hallen so bunt zusammenwirken, wie an diesem Strande.

Hier ruhen auch die Dampfschiffe von ihrer nichts weniger als anstrengenden Thätigkeit aus, und verfehlen niemals, den auf dem Platze Wandelnden die königlich italienische Flagge zu zeigen. Aus gezwungener Höflichkeit haben sie am anderen Ende auch die kaiserlichen Farben aufgehißt; diese werden jedoch jedesmal gewissenhaft heruntergenommen, sowie das Schiff auf der

Fahrt nach Süden sich der Gränze des Königreiches nähert, wogegen es hier im deutschen Hafen das grün-weiß-rothe zum Ergötzen der Patrioten bei Sonnenschein und Regen wehen läßt. Das Schiff heiligt den Feiertag und fährt an Sonntagen gar nicht. Daher haben die Sonntagsspaziergänger vorzüglich den Genuß des nationalen Paniers.

Am Hafen befindet sich auch die königlich italienische Dogana, von einem glänzenden mächtigen Schild in den bunten Farben des savoyischen Wappens angekündigt, neben welchem sich das armselige Täfelchen des kaiserlichen Zollamtes gar verschämt und kümmerlich ausnimmt.

Man wird im Allgemeinen sicherlich nichts gegen solche „internationale" Zollämter einwenden können, wird aber gar leicht auf die Vermuthung kommen, daß bei den ganz besonderen Verhältnissen Südtirols und bei der Hetzerei, welche von Seiten der sogenannten Intelligenz dem verwahrlosten und verkümmerten Volke gegenüber geübt wird, es ein Fehler war, auf der ganzen Linie, zu Ala, zu Torbole, zu Riva italienische Uniformen auf österreichischem Boden zuzulassen.

Es ist richtig, daß sich die Italiener derlei nicht hätten gefallen lassen und daß, wenn eine derartige, „internationale" Anstalt zu Stande kommen sollte, es allerdings nothwendig war, dieselbe auf kaiserlichem Boden zu errichten. Es zeigt sich darin abermals eine Spur jener fast demüthigen Höflichkeit, mit welcher man von Wien aus bei gar manchen Anlässen es abzubitten versucht hat, daß man fünfzig Jahre lang so frei war, Lombardei und Venedig zu behalten. Es gehört gar kein Scharfblick dazu, um an solchen kleinen, wie an hundert größeren Anzeichen die Neigung zu bemerken, sich dem neugebackenen Staat gegenüber inferior zu stellen —

eine Neigung, welche bei dem Culturzustande des italienischen Volkes, bei der Schwäche seines Staates, bei der materiellen und sittlichen Ueberlegenheit des Deutschen eine gar merkwürdige Bedeutung hat und wir überlassen es gerne dem Leser, sich seine Folgerungen über solches Gebahren selbst zu ziehen.

Von diesem Platze aus, auf welchem die Conti, Marchesi und Cavalieri des Städtleins neben dem Facchino und Schiffer herumlungern — stets in neuer und farbenschreiender Toilette, lakirten Stiefelchen und glänzend frisirtem Haar, zu Hause von ihren vier kahlen Wänden und dem in Salzwasser abgekochten Polentabrei erwartet — von diesem Platze steigt man nördlich durch eine finstere und enge Gasse zur Porta San Marco, bei welcher man in schön gepflegte Alleen hinaustritt, welche einen herrlichen Blick auf die Gebirge von Arco, auf die Höhen um den Valinosee, auf den Monte Stivo und in die Tiefen des Sarcathales bieten.

Derjenige, welcher hier seine Wohnung aufschlagen will, wird wohl daran thun, sich eines der Häuser auszusuchen, welche in der Nähe dieser luftigen Gänge liegen und nicht minder der würzigen Luft aus den schönen Blumengärten der Nähe, sondern auch des Hauches der Berge und des ungehinderten Sonnenlichtes genießen.

Es wird nun allerdings gefragt werden, ob Leidende sich an die Ufer des Gardasee's flüchten sollen, welche dem nordischen Winter und seinen gefährlichen Einflüssen zu entrinnen gedenken. Darauf hin muß gesagt werden, daß diejenigen, welche nicht bewegungsunfähig sind, bei Riva und in dessen weiterer Umgebung allerdings Gehwege finden, welchen eine mildere Sonne scheint, als den Gestaden

der Etsch und der Passer, den Spaziergängen um Meran und Bozen, nach welchen man aus dem fernsten Norden so viele Hilfsbedürftige sendet.

Schon einzig und allein der Oelbaum beweist das mächtigere Sonnenlicht. Es ist vorgekommen, daß man auf der Straße zwischen jenen beiden genannten Städten wochenlang Schlittenfahren kann. An den sonnigen Ufern des Gardasee's dagegen ist der Schnee wohl sicherlich niemals länger als wenige Stunden liegen geblieben und von Kältegraden, welche bei Meran jeden Winter vorkommen, spricht man, wenn ein seltenes Unglück eine solche Erniedrigung der Wärme zuläßt, ein Menschenalter hindurch.

In so ferne hat Schaubach allerdings recht, wenn er sagt, der See bewirke eine Art oceanischen Klimas. Auch ist hier die Luft lau und weich, eine vollständig verschiedene von jener trockenen, mit Staub erfüllten Atmosphäre, welche über den entwaldeten Thalhängen von Bozen liegt. Sowie also die Milde des Himmels in Betracht kommt, ist der Vorzug dieser Seeufer über die andern Heilorte Tirols ein so auffälliger, daß es thöricht wäre, ein weiteres Wort zur Feststellung der Thatsache zu verlieren.

Kein einziger von sämmtlichen Seen der Südalpen kann sich mit der günstigen Lage des Gardasee's messen.

Sowohl der Comer- als der Langesee liegen mehr als vierhundert Fuß, der Luganersee über fünfhundert, der See von Orta mehr als neunhundert Fuß über diesem Becken.

Diese See'n bestehen sämmtlich aus gekrümmten Wasserwindungen und sind sowohl im Süden als in jeder anderen Richtung von Gebirgen umgeben, den untersten Theil des Lago Maggiore ausgenommen. Der Gardasee

aber ist an seinem Nordufer bis weit hinab von mächtigen Gebirgen eng umschlossen, während der Süden sich frei gegen das warme Land hin öffnet, ein Anblick, welcher schon durch die herrliche Klarheit, durch das warme Licht, welches allabendlich in der Dämmerung der fernen südlichen Fläche zittert, uns mit der Ahnung erfüllt, wie den Luftströmen von dort unten herauf, vom lauen Meere und aus den Südländern her der Zugang offen steht, der ihnen auf anderen See'n durch Bergreihen und Hügelketten verschlossen ist.

Die blendende Wasserfläche im Süden, jenseits deren kein Land mehr sichtbar ist, scheint in der That ein Golf jenes Meeres zu sein, dessen Hauch allen seinen Uferländern unvergänglichen Frühling bringt. Wer einmal an schönen Herbst- oder Winterabenden von der Straße bei Riva aus hinabgeschaut hat bis zum fernen Sasso di Manerba über die selige Glut voll Ruhe, Glanz und Wärme, dem wird es gar absonderlich vorkommen, daß der Fremdling dort weiter oben in den Granit- und Porphyrklüften der Centralalpen, am Fuße beschneiter Gebirge, an den Einmündungen rauher Thäler sitzen bleibt und nicht um wenige Stunden weiter gegen Süden hinabdampft bis dahin, wo ihm die mildere Luft unablässig über den großen Golf dieser Wasser her entgegenwallt.

Noch viel besser ist es freilich, wenn er die Gestade des Meeres selbst aufsucht, dort wo die steil abfallenden Gebirge das südliche Licht zurückwerfen und die Nordwinde abhalten. Aber ein Theil der Gründe, welche den Deutschen abhalten, unter die Italiener am Gardasee zu kommen, schreckt ihn noch mehr ab, sein Nest in jenen noch entfernteren Regionen des Mittelmeeres aufzuschlagen. Er fürchtet die

weite Entfernung vom Vaterlande, die Unbekanntschaft mit Sprache und Sitte, die italienische Wirthschaft, die Unbehaglichkeit, den Schmutz und die Prellerei.

In dieser Beziehung steht es jedoch mit Riva keineswegs so schlimm, wie derjenige glauben will, der trotz des kälteren Himmelsstriches sich mit Gries oder Meran beruhigt, weil diese beiden noch auf deutschem Boden liegen.

Es gibt in Riva mehrere Wohnungen, denen sich der Fremdling unbedenklich anvertrauen kann, und ihre Anzahl wird sicherlich steigen, wenn die Menge der Winterpilgrime zunimmt. Auch befinden wir uns ja noch im Lande Tirol, was immer auch die Volksbeglücker von Trient sagen mögen und der Leute, welche deutsch reden, gibt es eine Menge. Auch ist der Bezirkshauptmann im Vereine mit anderen hervorragenden Leuten eifrig bestrebt, den Aufschwung des Städtchens nach dieser Richtung hin zu befördern.

Bei der bekannten Neigung des Italieners, alle Dinge dieser Welt ausschließlich nach dem Maßstab ihres Nutzens zu beurtheilen, erscheint es uns als eine merkwürdige Thorheit, wenn sich auch hie und da die Losreißungsgelüste Luft machen. So lange dieser kleine Landstrich dem deutschen Staate gehört — ich spreche hier nicht gerade ausschließlich von Oesterreich — hat er Aussicht, von den Deutschen gepflegt und liebgewonnen zu werden, denn es wird der einzig warme Erdwinkel, unser Nizza und Mentone, innerhalb seiner Gränzen bleiben.

Wer den Süden genießen und dabei zu Hause bleiben will, wer der vielfachen Unordnung, dem Verdruß, der elenden Post und anderer Plackereien des Königreiches fern zu bleiben gedenkt, der geht an das Nordufer

des Gardasee's, wo er mit seiner Heimath in ungehinderter Verbindung bleibt. Wird das Stück Land dagegen dem Königreiche einverleibt, so ist es in der Unzahl von dessen warmen und anmuthigen Landschaften ein verlorener Bergwinkel und der Deutsche, der es nun schon einmal auf sich hat nehmen müssen, sich den Unbequemlichkeiten des Gränzpfahles und der damit verbundenen Verschleppung des Zusammenlebens mit seiner Heimath zu fügen, hat gar keinen Grund mehr, warum er nicht einen ebenso anmuthigen Ort weiter am See hinab oder sonst wo in der Umgegend aufsuchen soll. Ich will das beispielsweise an einer Kleinigkeit erläutern.

Der Winter fällt in eine Zeit der Geschenke und der Mittheilungen, welche sich nicht gerade auf den Briefverkehr beschränken. Wer im Königreiche gelebt hat, wird sich erinnern, welches Aufwandes von Geduld und Kosten es bedarf, um ein kleines Packet aus der Heimat zu erhalten. Die kaiserliche Post dagegen ist eingerichtet wie allenthalben in Deutschland und jede Sendung erreicht ihn mit der Schnelligkeit eines Briefes. Auch wird es namentlich demjenigen, welcher der Sprache unkundig ist, angenehm sein zu wissen, daß er an einem Orte lebt, an welchem sämmtliche Beamten und sonst einflußreiche Personen unsere Sprache reden und ihm sicherlich mehr behilflich sind, als ihre Amtsbrüder drüben im Königreiche.

Noch mehr aber vielleicht als für diejenigen, welche leiden, eignen sich die Ufer des Gardasee's für solche, welche nur beabsichtigen, sich vom Schnee und der Kälte des nordischen Winters ihre Spaziergänge und ihren Aufenthalt in freier Luft nicht beeinträchtigen zu lassen. Solchen freilich bieten der See, die Wege, die sonnigen, von

Wasser durchronnenen Wege nach dem Felsen von Arco, der morgendliche Gang an den warmen Halden von San Giacomo so viel Genüsse, als nur irgend ein Frühlings- oder Herbstaufenthalt auf der Nordseite des Gebirges. Die wechselnden Lichter des See's namentlich, die mannigfachen Bewegungen, welche mit dem Wandel der Sonne und den Kämpfen der Luft seinen Spiegel verändern, der mildere Hauch an seinem Strand, das Heraufkommen und Verdämmern des Tages, manch rasche Segelfahrt werden dem rüstigeren Fremdling mehr Anregung bieten, als das trockene Meranerthal mit seinem bereiften Wiesen und frostigen Schattenseiten.

Der Winter dauert etwa von Weihnachten bis Mitte des Februarmonates. Es dringt mehr Wärme über den gleißenden Wasserspiegel von Süden herauf, als durch das Flußthal der Etsch zu den anderen Tiroler Winteransiedelungen und auch dem Auge macht sich der Winter weit weniger bemerkbar, weil das zarte Grün der allgegenwärtigen Oelbäume von der Kälte nicht zerstört wird. Das Wasserbecken trägt zu einer Steigerung des Glanzes und der Wärme bei, von welchem man sich dort draußen keine Vorstellung macht.

Diese Wahrheiten müssen trotz der unbegreiflichen Uebertreibungen und Täuschungen, welche sich manches Reisehandbuch erlaubt, festgehalten werden. Oftmals begreift man nicht, wo diejenigen, welche derlei Bücher schreiben, ihre Augen gehabt haben und bis zu welcher Fälschung sie sich vom Enthusiasmus haben fortreißen lassen. So spricht zum Beispiel Schaubach bei der Beschreibung von Salo von einem Walde von Lorbeeren und Orangen, in dessen Mitte dieses

große Dorf liegen soll. Es sind allerdings viele Lorbeerstauden in den Gärten gepflanzt und mancher Orangenbaum steht im Kübel des Gewächshauses, den großen Wald aber entdeckt Niemand. Solches sieht man wohl an den Küsten des Mittelmeeres, besonders in Campanien, am sicilischen Ufer und selbst im Golfe von Genua und am lateinischen Strande — nirgends aber da in den Alpen, welche noch durch eine weite Ebene und durch ein zweites Gebirge, den Appenin, von jenem milderen Himmelsstriche getrennt sind.

Der Enthusiasmus solcher Beschreibungen bewirkt das Gegentheil von demjenigen, was damit bezweckt wird.

Der Fremdling kommt, wird durch die Wirklichkeit ernüchtert und glaubt selbst nicht mehr an das Schöne, was wirklich da ist.

Derlei hat man besonders in Meran erlebt und die Herzensergießungen derjenigen, welche in Zeitungen über den Unsinn gewüthet haben, daß man überhaupt für die Winterszeit einen Kranken dorthin sende, sind nur die Wirkung ihrer Vorläufer, welche von einem ewigen Frühling schwärmten.

Riva hat keinen Regenhimmel, das heißt es regnet am Nordufer des Gardasee's weit weniger, als draußen in der lombardischen Ebene, am Rande des Meeres, wo der feuchte Sirocco sich an den Bergen niederschlägt und in den Thälern der mittleren Alpen. Fällt aber nicht Regen vom Himmel, so ist das Winterklima durch die schützenden Berge und ihre wärmezurückstrahlenden Hänge von selbst gegeben. Kühle des Morgens und des Abends — sommerlicher Sonnenschein in den Mittagsstunden, blauer Himmel und in noch tieferer Bläue sein Abbild der gegen Süden endlose Seespiegel —

Vogelgezwitscher im lichten Oelhain, nie rastendes Wachsthum, Blüthengeruch zu einer Zeit, in welcher die Wasserbecken auf der Nordseite des Gebirges noch mit Eis bedeckt sind: das ist der wirkliche Winter des Ufers. Freilich bezahlt es auch dem Breitegrad seinen Zoll an Widerwärtigkeiten: das Frösteln an winterlichen Regentagen, wenn die Wolken weit ins Thal herabhängen und der Glanz des See's verlöscht ist, die nächtlichen Stechfliegen des Sommers, welche den Körper mit Beulen bedecken.

Dem Einen wird man durch zeitweiligen Gebrauch des Ofens oder Kamins leicht entgehen und gegen das Andere werden Fliegennetze helfen, welche sich die Hausbesitzer wohl oder übel anschaffen müssen, wenn sie haben wollen, daß sich die Fremdlinge ihren großen See auch in der Farbenpracht des Hochsommers beschauen, welche allerdings in ihrer ganzen Schönheit mit Worten nicht gepriesen werden kann.

Bei der Regelmäßigkeit der Winde, die über den Gardasee hingehen, ist das Vergnügen des Fahrens mit Segelbooten besonders leicht gemacht.

Nach Mitternacht, gegen Sonnenaufgang, sinkt die kalte Luft von den Bergen herab und gegen Mittag wird sie von der warmen Südströmung verdrängt, welche gegen die Berge hinansteigt. Man kann mit Benützung dieser Strömungen Morgens auslaufen, am ölreichen Ufer von Malcesine oder bei den Citronengärten Limones, an irgend einer der vielen malerischen Schluchten, auf irgend einer der Klippen landen und sich gegen Mittag vom Südwind rasch nach Hause führen lassen.

Hier sind nicht, wie an den anderen engeren und winkligen See'n Vorgebirge, Ecken, um welche herum plötzlich ein anderer Wind pfeift und den kleinen Nachen in Gefahr setzt — die ganze

Wasserfläche wird von gleichmäßigen, anhaltenden und regelmäßigen Kräften in Bewegung gesetzt. Es gereicht sicherlich zu hohem Vergnügen, an einem sonnigen Tage so durch die tiefblaue Fluth mühelos hindurch zu pilgern und sich in dem Ocean von Wärme und Glanz zu baden, der auf den mächtigen Bergen wie über dem weiten Becken liegt.

Die geselligen Freuden Rivas sind annoch kärglichst gemessen. Die Deutschen und die Italiener (wenn man die Bastardrace Südtirols mit diesem Namen bezeichnen will) halten sich wie Oel und Wasser auseinander, was man im Kleinen schon in den Cafe's unter den Portici des Hafenplatzes bemerken kann.

Da liegen zwei Cafehäuser neben einander: Correnti und Andreis benamst, beide mit deutschen Zeitungen versehen. Selten läßt sich ein Deutscher in ersterem sehen und in letzterem, in welchem sich die beiden Nationen aus alter Ueberlieferung zusammenfinden, halten sie sich wenigstens nach den Zimmern getrennt. Im einen Gemache findet man nur Deutsche und deutsche Blätter, im anderen nur Italiener und italienische Zeitungen.

In der Säulenhalle vor den Zimmern dieses Cafehauses herrscht nicht minder der Deutsche vor und auf den Tischchen liegt neben den Wiener Zeitungen die Allgemeine, mit großen Stücken grünen Glases beschwert, damit sie der allzeit eifrige Seewind nicht hinaustrage zwischen die Füße der lustwandelnden Signori, die auf dem Platze gähnen oder der Diplomatie Lehren austheilen und mit emphatischer Stimme alltäglich die Theilung Europas vornehmen.

Hier wandeln auch die Schönen von Riva vorüber, den Kopf in den gefälligen schwarzen Spitzenschleier gehüllt

und den Leib festtäglich mit orangegelbem Gewande geziert — meist braune, schmächtige, hagere Gestalten, die beim Polentabrei früh altern.

Wunderlich ist deren, über ganz Südtirol und einen Theil Italiens verbreitete Sitte, sich nicht täglich die Haare zu kämmen. Sie halten es für „ungesund", dieß selbst zu thun und müssen deßhalb, da nicht jeder eine Dienerin oder dergleichen zu Gebote steht, oft mehrere Tage warten, bis sie eine freundliche Hand finden, welche ihnen die Frisur zurecht legt. Dienerinnen, welchen man unter der Woche nicht ein Mädchen zur Verfügung stellen kann, welches sie selbst bedient, werden an Sonntagen fortgeschickt, um sich das Geschäft von einer unbeschäftigten Bekannten besorgen zu lassen. Die Damen von Riva reihen sich im Uebrigen, was den Besitz häuslicher Tugenden anbelangt, ihren Schwestern im Königreiche an: sie sind in allen Stücken das Gegentheil von dem, was sich jeder Mensch in Deutschland vorstellt, wenn er an ein Mädchen oder an eine Frau denkt.

Es kann wohl erwartet werden, daß mit der allmäligen Bildung von fremdländischen Wintercolonien an diesem Gestade auch mehr Gelegenheit zu geselliger Anregung geschaffen wird. In Meran ist man bereits bei Allem angelangt, was die gewöhnliche Menschheit in ihrer Langweile ersonnen hat: Spielabende, Concerte und Liebhabertheater. Dahin hat es freilich zu Riva noch weit.

Vorläufig ist die milde Sonne da, der an Farben unerschöpfliche See — eine ewige Bühne der herrlichsten Erscheinungen, das stätige Grün und das erfreuliche Wachsthum, welches den Nordländer durch allerlei ihm unbekannte Bildungen anmuthet. Mit Liebe zur freien Natur, guten Büchern,

vieler Geduld und dem einen oder anderen Bekannten werden sich einige Monate wohl hinbringen lassen.

Erfreulich für den gesunden Germanen sind die Biergärten, welche sich sämmtlich vor den nördlichen Thoren aufgethan haben und auch von den Vertretern des Kunstvolkes, ja von den feurigsten Patrioten, nicht verschmäht werden.

Man trinkt dort birra nazionale, das heißt, ein kunstloses, unschuldiges Gebräu, welches zu Roveredo angefertigt wird. Noch anmuthiger aber dünkt uns dieser Genuß zu San Giacomo, wo sie das Getränk an einem Gießbach neben Citronen- und Feigenbäumen mit gutem Erfolg bereiten. Dort ist es besonders im ersten Frühling schön, wenn das frische Buchengrün aus der rauschenden Schlucht hervorscheint.

Von dort gehen auch gar schöne Wege nach Tenno und seinem Castell hinauf, von welchen aus über die weiten Oelgärten und die ganze grünende Campagna über die Höhen des Loppio-See's hinweg bis zu den Bergen gesehen wird, welche vom andern Ufer der Etsch herüber ragen. Liebhaber des Schlittschuh-Laufens finden nicht selten im See von Tenno dazu Gelegenheit, den vaterländischen Winter umstarrt, wenn er gleich nur zwei Stunden von Riva entfernt oben in seiner Bergmulde liegt.

Ein erheblicher Uebelstand sind die Felswände, welche sich im Westen gerade bei den letzten Häusern der Stadt hoch über dieselbe erheben. Diese bewirken, daß an Wintertagen die Sonne schon kurz nach zwei Uhr untergeht und kühle Schatten sich über die Häuser hinbreiten. Hart am See wird diese Kühlung durch die weit gleichmäßiger erwärmte Luft über dem Wasser gemildert, landeinwärts dagegen fällt der plötzliche Uebergang nicht selten peinlich auf.

In dieser Hinsicht ist es am östlichen Ufer besser bestellt, denn erhebt sich ihm auch die Sonne später als dem anderen, so leuchtet sie ihm dagegen am Nachmittag um mindestens zwei Stunden länger und im Winter kann die Wirkung eines einstündigen früheren Morgensonnenscheins gegen die längere Erwärmung der Luft in den Nachmittagsstunden kaum in Betracht kommen. Auch zu Arco scheint die Sonne länger, als an diesem nordwestlichen Seeufer.

Der Gardasee ist eine kleine Welt für sich und bietet in seiner großen Ausdehnung vom Hochgebirge an bis zu den flachen Gestaden des Mincio eine Fülle von unbekannten Bildern. Die Hochfläche auf dem Brescianer Ufer, die wilden Schluchten auf dem Veroneser, die zahllosen Kirchlein und Trümmer, die Gärten der „Riviera", die vielgestaltige Bergwelt von Maderno, der weiße Felsstrand von Campione — das Sorrent des See's — die Oelwälder von Toscolano, die schattige Insel, die auf dem großen Gewässer zu schwimmen scheint, die Schaumbäche von Tignale und Tremosine, die engen grünen Landstreifen neben den rothen Felswänden und dem türkisblauen, tausend Fuß tiefen See — der sprühende Tobel des mächtigen Ponalsturzes: alles das liegt in der Entfernung weniger Stunden und kann mit dem Dampfer an jedem Tage genossen werden.

Von schönen Gängen in der Ebene empfiehlt sich an warmen Tagen der nach La Grotta, einem gar kühlen Oertchen am Felsen des Monte Brione, dessen Höhlung die edeln Vorräthe an Getränken frisch erhält — nach dem öden Arco hinaus, nach Torbole am heißen Monte Brione hin. Hier wird der See in seiner ganzen Größe und Herrlichkeit genossen und an heiteren Tagen sieht man wohl die Hügel

zwischen Salo und Brescia, selbst Desenzano kann mit Gläsern erkannt werden. Mächtig schlägt der See an die gelben Felstrümmer unter der Veste San Nicolo.

Hier kann sich der Fremdling der wunderbaren Fluth und ihrer Farbe erfreuen.

Vielleicht denkt er dabei an Adolf Schaubach und seine Prophezeiung, daß dieser See niemals, wie alle anderen Alpensee'n, von der Erdoberfläche verschwinden werde, weil ja sein Grund mehr als sechs hundert Fuß unter dem Meere liege und das Wasser nicht mehr abfließe, wenn der Seespiegel auch nur bis zur Oberfläche des Meeres gesunken sei. Sonderbare Behauptung! Der Gardasee wird so gut zerstört wie der Großglockner und die Flüsse, welche täglich ihr Geschiebe in ihn entleeren, füllen in Aeonen auch dieses tiefe Becken aus, daß trocknes Geröll die Stelle bezeichnet, an welcher jetzt der tiefe Abgrund von rastlosen, duftenden, warmen Wellen überwallt wird.

Maler-Studien am Gardasee.

Eine Thatsache, welche heut zu Tage jedem Schulknaben bekannt ist, die Wahrheit, daß die geistige Beschaffenheit und Gemüthsart der Leute von dem Boden und der Luft ihres Landes abhängt, habe ich weder des Weiteren auszuführen, noch zu erklären.

Wohl aber möchte ich darauf hinweisen, daß auch das Betragen der Reisenden unter sich und die Leichtigkeit, mit welcher sie Bekanntschaften und Verbindungen anknüpfen, nicht völlig außerhalb jedes Einflusses von der Art des Landes zu denken sei, welches sie eben durchwandern.

In den heiteren Thälern Steiermarks, in den Waldschluchten Oberösterreichs, in den einfachen Herbergen Baierns sind auch die fremden Gäste untereinander umgänglicher, als diejenigen, welche in der gebildeten Schweiz zusammentreffen. Und wie hier, in den südlichen Thälern, der Einheimische vielen Antheil nimmt an denen, welche aus weiter Ferne zu ihm kommen und mit offenbarer Gutmüthigkeit sich dessen

Treiben betrachtet, auch wenn er gar nichts von demselben versteht, so sprechen auch zwei gern miteinander, wenn sie sich in der Zurückgezogenheit dieser Berge begegnen und auch sowohl dem Lande nach, dem sie entstammen, als in ihren Absichten, ihrem Beruf und ihrer Erscheinung völlig verschiedene Menschen sein mögen.

Diesem Umstande ist es zuzuschreiben, wenn ich hier mit Malern, die wie ich durch Berg und Thal schweiften, häufiger Unterredung pflog, als in solchen Gegenden, in welchen man zu einer bestimmten Nachmittagsstunde überall den Klang einer bestimmten Table d'hôtes-Glocke hört, man mag sich befinden wo man will, sei es auch an dem Rande eines Gletschers oder im Dunkel eines alten Waldes, dessen Bäume vom Staub eines Wasserfalles benetzt werden.

An einem Nachmittage im Spätherbst ging ich von Nago über die alte, dicht von Kalktrümmern übersäete Straße durch den Oelwald gegen den Gardasee hinab.

Die Spielmaisen (Parisole), die einzigen Singvögel, welche so klug sind, sowohl den Schlingen als den Gewehren und Leimruthen der wälschen Jagdliebhaber mit Glück zu entwischen, zwitscherten in der mächtigen Fülle des graugrünen Laubes, in welches der hohe Fels von Westen her schon Schatten warf, daß der Oelhain in düsterer Dämmerung dastand, sowie die Einbildungskraft christlicher Künstler sich gerne jenen anderen Oelhain im heiligen Lande zu der Stunde vorstellt, in welcher der Herr den blutigen Angstschweiß des Todes zur Erde triefen ließ.

Ein junger Maler, natürlich ein Deutscher — die Italiener malen so viel wie gar keine Landschaften — saß

im Schatten eines Felsblocks und zeichnete die anmuthigen Formen einiger Oelbäume, welche, schwer mit Früchten beladen, ihr leichtes, feingliederiges Geäst vom Abendwinde bewegen ließen.

Wir grüßten uns und er machte mich auf das sonderbare Bestreben der Bäume aufmerksam, welche sich alle von der westlichen Thalwand ab dem Monte Baldo und dem Osten zuneigen wie Feueranbeter, welche den Aufgang des großen Gestirnes erwarten.

Er sagte mir, er kenne den Oelgarten von Tivoli, den schönsten von ganz Italien *), habe aber keine so herrlichen Bäume in demselben gesehen, als in dieser einsamen und unbekannten Schlucht. Ich antwortete ihm, daß diese Bäume in der ganzen Gegend den Ruf großen Alters genößen und sicherlich schon dagestanden seien, als die Venezianer mit ihren Galeeren **) durch die Schlucht herab auf den

---

*) Eduard Paulus sagt darüber in seinen reizenden „Bildern aus Italien": Nirgends sind die Oelbäume so schön als hier. Merkwürdige Bäume, uralt, kernlos; die stehengebliebenen Rindenschalen, allseitig verkrümmt und zertheilt, winden sich als abenteuerlichste Bilder aus dem Boden empor, als wären es Menschen, die schon halb zu Bäumen geworden, die schon Wurzel geschlagen, und noch mit aller Kraft sich der Erde entwirbeln möchten. Dante hat gewiß davon sein Bild von den zu Bäumen werdenden Menschen genommen. Sehr lieblich an den Oelbäumen ist auch ihr zartes Geäste und ihr schmales silberglänzendes Laub, besonders wenn die Sonne und der blaue Himmel hindurchscheinen; ihr Schatten ist dann wunderbar licht.

**) Herzog Filippo Maria Visconti von Mailand bekriegte Venedig; er beherrschte den Gardasee durch Landtruppen und eine kleine Flotte. Da machte 1439 der Candiote Sorbolo dem venezianischen

See vordrangen. Ihr Holz widersteht einer auf sie abgeschossenen Flintenkugel, welche nur eine leichte Schürfung hervorbringt und abgleitend zur Erde fällt.

Feldherrn Gattamelata den Vorschlag, eine Flotte über die Alpen in den See zu führen. Man lachte über seinen Plan anfangs, dennoch wußte er es durchzusetzen und erhielt zwei Galeonen, drei Galeeren, eine große Veroneser Barke und 25 kleinere Schiffe. Dieses Geschwader führte er die Etsch hinauf bis Ravazzone, von wo es zu Land auf Walzen oder besonderen Wagen weiter befördert wurde. 2000 Arbeiter füllten die Vertiefungen aus, überbauten die Schluchten mit Brücken, sprengten die Felsen und ebneten den Weg, auf welchem 2000 Ochsen (2—300 an einer Galeere) das Geschwader in den See von Loppio brachten.

Jenseits des See's stieg die Flotte in der Bahn eines Wildbaches bis auf die Wasserscheide, welche die Etsch vom Gardasee trennt. Da nun der Gardasee bedeutend tiefer (über 300 F.) liegt, als das Etschthal bei Mori und diese Tiefe nicht durch ein langes Thal gemildert wird, sondern im Gegentheil durch jähen Absturz abgebrochen ist, so fand die Flotte im Hinabgleiten die größten Schwierigkeiten zu bekämpfen. An starke Ankertaue befestigt, wurden sie mit vielen Winden langsam auf die schiefe Bahn hinabgelassen, welche sie in den See geleitete. Mit Staunen sahen die Umwohner die Meeresschiffe hoch oben von den Schultern des Monte Baldo herabschweben. Die Reise hatte 15 Tage gedauert und 30,000 Gulden gekostet. Dieses Geschwader wurde durch die Zaghaftigkeit seines Führers, Pietro Zeno, von den Mailändern bei Maderno den 20. November 1439 vernichtet; nur zwei Galeeren retteten sich. Die Venezianer erbauten nun auf dem See selbst acht Galeeren. Riva war der Hafen der Mailänder, Torbole der venezianische zum Ueberwintern. Am 10. April 1440 kam es zwischen beiden Flotten zur Schlacht, in welcher der neue venezianische Befehlshaber Centavini einen großen Sieg erfocht, mehrere Schiffe und Riva eroberte, wodurch Venedig bis zum Ende des Krieges die Herrschaft über den See behauptete.

Es ist in der That ein wundersamer Anblick, das Abendwerden in einem von mächtigen Felswänden verdüsterten Olivenhain.

Man glaubt sich in einer jener Landschaften zu befinden, wie sie sich die Verfasser der spanischen Autos sacramentales vorgestellt haben und meint, es müsse unter einem der Bäume, welche den Wechsel so vieler Jahrhunderte gesehen haben, ein graubärtiger Einsiedler mit einem großen Buche sitzen, welcher unter dem Gewölbe der Aeste, durch welche das Licht gebrochen, wie durch die Fenster eines Domes, hereindringt, über die tiefsten Geheimnisse des Glaubens nachsinnt.

Eine Art von Ehrfurcht vor solcher Herrlichkeit hat sich sogar der Eingeborenen bemächtigt, auf welche die Natur im Allgemeinen nur in so ferne einwirkt, als sie sich deren Schaffen und Wirken in Geldsummen vorzustellen vermögen. Der längst verstorbene letzte Eigenthümer der Bäume hat es seinen Erben und ihren Nachfolgern zur immerwährenden Verpflichtung gemacht, dieselben immer als ein Ganzes beieinander zu lassen und niemals den Grund und Boden zu theilen, welchen sie seit so vielen Menschenaltern beschatten.

Es wurde bald völlig Nacht und die Mondsichel glitzerte in tausend Feuerlilien durch die schmalen Lücken.

Der Maler erzählte mir Vielerlei von den Felslandschaften und den Buchten, welche er in Farben skizzirt hatte und kam immer wieder auf den ohne allen Zweifel richtigen Gedanken zurück, daß eben jene Nacktheit, welche die meisten Felswände der Ufer kennzeichnen, wenn auch für das nordische Auge auf den ersten Blick abstoßend, doch gerade jene Klarheit und Majestät der Linien bedinge, durch welche sich der Gardasee so herrlich vor den anderen großen Seebecken der Halbinsel, zum Beispiel vor dem Comer- und Langensee auszeichnet.

Der größte Theil der letzteren ist so in anmuthigen Gärten und Pflanzungen versteckt, welche den Boden in grünen Wogen überziehen, daß die eigenthümliche Wesenheit der Landschaft weniger hervorbricht und die ewigen Linien der Natur unter vergänglichem Schmuckwerk versteckt liegen.

Freilich sprachen wir, als wir in dieser Weise unsere gemeinsamen übereinstimmenden Gedanken austauschten, nur von dem Nordufer des See's, insbesondere von demjenigen Theile, welcher in das felsenfeste Tirol eingekeilt ist.

Ich glaube, sowie wir werden wohl die meisten der zahlreichen Künstler gedacht haben, welche zeitweilig an diesen Gestaden schwärmen.

Ich sann, wenn ich im schönsten Zimmer des Hauses Mazzoldi am Hafen von Torbole aus dem südlichen Fenster über die unendliche Wasserfläche und den gewaltigen Aufbau ihrer Felsen hinschaute, fast immer über die Meinung nach, welche die berühmten Männer, wie Achenbach und Andere, die ihre Namen mit Bleistift dort an der weißen Wand hinterlassen haben, über diese Verschiedenheit des Benacus von anderen italienischen Gewässern hegen mögen.

Ich wiederhole es, daß ich hier nur von dem nördlichen Theile des Gewässers spreche.

Denn weiter hinab zu, an der grünen Landzunge von Toscolano, im Wandelpanorama der Berge von Salo und den grasigen Buchten von Garda stehen auch an Lieblichkeit und Pracht fruchttragenden Wuchses diese Ufer keineswegs hinter denen des Verbanus oder Larius zurück. Ja sie würden sich dort geradezu mit ihnen vergleichen lassen, wenn nicht das erhabene Rund der weiten Wogenfläche und die schillernden Gesichtskreise des entfernten, mit dem Himmel zusammenfließenden Wassers auch diesen

blühenden Gärten einen ganz anderen Anblick verliehen, als jenen an den sanfteren Ufern der anderen Gewässer, deren geringe Breite sie weit eher mit dem Rhein und seinen Landhäusern zusammenstellen läßt, als mit dieser brausenden, felsenstarrenden, meerähnlichen, aus Gebirgs- und Wasser-einöden, aus Gärten und dürrem Geröllland zusammengesetzten, ergreifenden und viel umfassenden Landschaft.

Auch die boromäischen Inseln, um derentwillen allein Viele, von den falschen, in trügerischem Lichte gleißenden Beschreibungen gewöhnlicher Romanschreiber und urtheilsloser Alltagsreisender verführt nach den Gestaden des Verbanus pilgern, schwimmen von Herrlichkeit umstrahlt im Gardasee, und Niemand, welcher Augen hat, wird behaupten wollen, daß einige Magnolia, einige Orangenkübel und einige Cedern, welche man auf dem vielberühmten Eiland des Lago Maggiore bemerkt, den Eindruck des Wassers und des Hochgebirges ersetzen können, wie es sich um die Isola di Garda herum als weites Rundgemälde ausbreitet.

Jene Insel, der schönste Garten des Gardasee's, erscheint demjenigen, welcher im Süden zwischen ihr und dem Sasso di Manerba durchfährt, als die Blüthe von dem, was sich nordische Einbildungskraft von einem italienischen See erwartet: in weiter Runde blauer Himmel und endloses Wasser von Segeln durchzogen, hohe, brennende Oleanderbäume am Strand, das tiefe Blau der Berge überall durch das satte Grün des Inselgartens hindurchschimmernd und über allen diesen die hohen Schneelinien, hinter welchen die verdrossene Welt des Nordens hinabgesunken ist.

Das gehört nicht mehr zu unserem Buche und ich erwähne es aus jenem Grunde, daß diejenigen, welche mit

der Kühnheit der Felsenlinien und mit den edlen Umrissen unfruchtbarer Bergstirnen sich nicht begnügen, deßhalb noch keineswegs Grund haben mögen, sich zu den als anmuthiger gepriesenen Gestaden jener anderen See'n hinüber zu wünschen. Der Benacus hat Alles und Jegliches, was jene besitzen, aber er hat es in einer weit mehr glorreichen Fassung und von vielen gewaltigen, an Abwechslung und Farbenpracht reicheren Erscheinung umgeben als jene.

Im Uebrigen ist es zweifellos, daß jene beiden anderen See'n vorzüglich deßhalb zuerst gesehen und gepriesen wurden, weil an ihnen zwei der allerältesten und bekanntesten Wege vorüberführen, welche Deutschland und Italien verbinden. Wer über den Gotthardt nach Wälschland reist, berührt den Lago Maggiore und derjenige, welcher vom Splügen herabkommt, muß den Comersee sogar seiner ganzen Länge nach bereisen, wenn er eine der großen Städte Oberitaliens erreichen will. Unser Benacus aber ist immer ein wenig außerhalb des großen Verkehres gelegen, seine Gestade sind wenig bevölkert und von seinen Reizen wird erst seit den wenigen Jahrzehnten gesprochen, in welchen sich etwas mehr Sinn für die Schönheiten der unbelebten Natur in der Welt geltend gemacht hat, als in den früheren Zeiten academischen Geschmackes.

Ich konnte an diesem Abend die Farbenskizzen des Malers nicht mehr betrachten und so verbrachten wir einen Theil der Nacht, indem wir im Olivenwalde auf und ab gingen und uns an der Wirkung des Mondlichtes auf der Wasserfläche ergötzten.

Ein Vorgebirg nach dem andern lag klar da, wie die Coulissen einer Schaubühne und in dem Zug der Berge

zwischen Limone bis Campione hinab, welcher im Tageslicht wie eine geschlossene Wand dasteht, zogen die Lichter und Schatten gar deutlich jene Furchen, welche den Einschnitten der Thäler entsprechen. Die Luft war ganz still geworden und nicht ein einziges Blatt des Olivenhaines bewegte sich mehr, aber der See schwankte noch in unregelmäßigen Wellen fort und schlug dumpf gegen die kleine Mauer aus Felsblöcken, durch welche das Erdreich des Olivenhaines gegen den Andrang der Fluth geschützt ist. Mit dem Vorrücken des Mondes gegen den Scheitelpunkt wurde der Goldstreifen im See immer breiter und manchmal durchzog ihn langsam ein schwarzer Punkt, der Kahn eines nächtlichen Fischers. Der Monte Baldo warf einen kernschwarzen Schattenkegel über den See hinüber auf die mondbeglänzten Wände des westlichen Gebirges, einen Kegel so schwarz, daß seine Finsterniß etwas Körperliches zu sein schien. Hart auf dem Rande jenes vom Monde noch erreichten Gebirges aber lag ein furchtbares weißes Ungethüm, dessen Rachen gegen Italien hinab schaute, eine Gestalt, viele tausend Mal größer, als jene der schauerlichen Fischeidechsen, welche einst die Wälder von thurmhohen Farrenkräutern durchstreiften.

Ich machte meinen Begleiter darauf aufmerksam und sprach die Meinung aus, es möchte dort oben, wie sich aus der Abgerissenheit und der langgepeitschten Form dieses dunstigen Ungethüms vermuthen ließ, wohl ein ganz anderer Wind pfeifen, als der laue Luftstrom gewesen war, welcher heute während des Nachmittags den See erregt hatte.

Er war derselben Meinung und wir machten uns darauf gefaßt, daß nunmehr die monatelange Reihe schöner Tage durch einiges Wettern würde unterbrochen werden.

Auch das flackernde Funkeln der Sterne verrieth, daß die Luft, durch welche ihre vergrößernden Strahlen herabfielen, mit unsichtbaren Wasserdämpfen angefüllt sei. Der Orion, welcher sich seit einigen Tagen, nachdem er den ganzen Sommer und Frühherbst über von unserem Gesichtskreise verschwunden gewesen war, ließ sich seit einigen Nächten wieder über dem grauen Trümmerwerk von Zurezz erblicken. Heute Nacht aber glich er neun goldblauen züngelnden Flämmlein, fast so wie die Ampeln hinter farbigen Glaskugeln, die mit Wasser gefüllt sind, flackern, so schwer beladen mußte der Scirocco, welcher augenscheinlich oben durch die Lüfte hinzog, mit den Wasserbläschen sein, welche er aus dem blauen Weltmeere in sich aufgesaugt hatte.

Diese Entdeckung, welche dem Gebirgswanderer Verdruß bereitet, schuf uns Vergnügen. Wir waren beide, ohne es uns ausdrücklich mitgetheilt zu haben, offenbar des glanzvollen Himmels, welcher sich seit der Zeit der Sommer-Sonnenwende kaum durch ein Gewitter unterbrochen über diesem Lande hindehnte, überdrüßig geworden. Der Mensch erträgt ja, nach Göthe's Ausspruch, nichts weniger leicht, als eine lange Reihe von schönen Tagen. So gingen wir denn im munteren Vorgefühl eines vom Himmel herab bevorstehenden Umschwunges der Dinge jeder in sein Haus und auf sein Lager.

Es wurde Mitternacht, ich schaute oft in den Garten hinaus, in welchem die Baumblätter unbeweglich glänzten, vermochte aber nichts zu sehen, als das wunderbare Mondlicht, welches wie ein greifbarer Körper, eine ruhige Fluth über Allem stockte und mich fast blendete, wenn ich auf die Linnen meines Lagers schaute, welche darin eingetaucht

waren. Ein solches helles Linnen lag auch im Himmel gerade unter dem Mond, und hinter ihr öffnete sich die schwarze Tiefe.

Es war schwer in diesem Glanz einzuschlafen, denn wenige Lichtreize sind so mächtig, als die der Mondstrahlen, wenn sie gerade in die Augen fallen. Endlich aber übermannte mich die Müdigkeit des weiten Weges, den ich heute zurückgelegt hatte, es kam mir vor als sänke ich langsam wie einer der Felsblöcke des Monte Baldo auf den Grund der Lichtfluth hinab, in welcher ich schwamm und im traumlosen Schlafe vergaßen die Sinne der Außenwelt.

Als ich die Augen wieder aufschlug, erreichte ihr erster Blick den Felsengrund von Zurrez, an welchem dichtgeballte Wolkenknäuel hingen, so tief grau wie das Gestein.

Es war fast Tag.

Ein kühler Fluthregen rauschte herab, Berge und See wurden von Nebeln verdeckt. An der absonderlichen Kühlung, welche zu der scheibenlosen Fensteröffnung hereindrang, verspürte ich, daß oben auf den Bergkuppen nunmehr nach langer sommerlicher Pracht der Winter, wenn auch nur auf wenige Tage, eingezogen sein mußte.

Die Ankunft des Winters auf den Bergen hat Aehnlichkeit mit seinem Scheiden und weder der Winter noch der Frühling kommen auf einmal und unwiderruflich, wie man nach den Liedern unserer Lyriker glauben möchte. Die Schneedecke glänzt an vielen Morgen von den Kuppen herab und ist am Abende wieder verschwunden, bis sie endlich nimmer weicht und ausharrt und immer tiefer und fester den felsigen Grund behauptet mondelang. Dann aber glitzert erst die Maiensonne wieder von dem Gestein ab, über welches die erweichten, verwässerten Flocken triefen.

Als nach einigen Stunden der Regen aufhörte und die Nebel sich zur großen grauen Decke hinaufrollten, standen die Berge nah und schwarzblau da, wie man sie stets durch trübe, mit Wasserdünsten angefüllte Luft sieht. Ihre Scheitel aber schauten silberweiß herab und selbst der Monte Pichea glich einem Gletscher. Eine eisige Luft zog von ihnen zum See nieder, die tausendfarbige Landschaft war in wenigen Stunden gänzlich verwandelt worden.

Mit der Luft, welche dort von den Schneefeldern herabwallte, wandelte es den nordischen Fremdling heimatlich an. Die Einheimischen klagten über Frost und auch die Stechfliegen des Gardasee's rührten sich nicht von den Stubendecken und vergaßen die Einforderung ihres alltäglichen Blutzinses. Selbst die Hühner, welche sonst emsig in der kothigen Dorfgasse umhergackerten, hatten sich alle in einen Korb zusammengekauert, der auf einem trockenen Lastwagen lag, auf welchem man Tags vorher Trauben aus den Pflanzungen hereingeführt hatte.

Die Faullenzer des Dorfes — und deren sind fast so viele als Einwohner — saßen nicht wie gewöhnlich auf der „Pietra della Piazza", den Steinen und Steinbänken, welche hie und dort an den Häusern zur Beförderung der Kunst angebracht sind, sondern standen und trippelten schlotternd zwischen den Pfützen der Piazza hin und her.

Der Maler war fortgegangen, wahrscheinlich um eine Studie des See's in der ihm neuen Beleuchtung eines nordischen Regenhimmels anzufertigen. Ich war nicht gesinnt, ihm nachzugehen und ihn zu stören, weil ich voraussah, wie kurze Zeit ihm die Wolken dazu lassen würden. Wir leben hier nicht in dem Lande, in welchem sich der Regen, einmal

eingebrochen, festsetzt und einnistet, als ob er zur Landschaft gehörte wie die Bäume und die Felsen, und die Berge.

In der That war schon wenige Stunden nach Mittag eine bleiche Sonne hinter dem dünner gewordenen Schleier zu erspähen und sie zeigte mir im Fort Niccolo ungesucht ein kleines Genrebild, und welches ich wohl selbst auf der Leinwand hätte festhalten mögen.

Dort zogen lustige braune Soldaten mit ihren Brotsäcken und Blechkesseln schreiend hindurch, welche nach langer Dienstzeit nunmehr in ihre fernen heimatlichen Thäler zurückkehren durften. Ein alter, fast grauköpfiger Sergeant sah ihnen mit wehmüthigen Blicken nach und gab dem Einen aus seinem Dorfe, welchen er küßte, Grüße und einen dicken Brief mit einigen Geldstücken an seine hochbetagte, arme Schwester mit. Ein blasses Kind aber hatte sich in Erwartung der Soldaten, welche die Straße kommen mußten, mit einem Korbe voll Feigen an den großen Felsen gestellt und wartete stumm, ob nicht einer der singenden Bursche ihm etwas von seiner geringen Waare abnehmen wollte. Aber diese zogen lärmend vorüber und das Kind schaute nach wie vor auf den leeren schwarzen See und auf die trübe Sonne, welche hoch über ihm in den kalten Dünsten verhüllt war.

Am nächsten Tage sah man keinen Schnee mehr auf den Berggipfeln, Gebirge und Wasser glänzten wieder in der alten Herrlichkeit und die Trübung dieses einen Tages war verschwunden wie ein Traum.

Ich suchte mit dem Maler das nämliche Olivengehölz auf, in welchem wir vor dem Schneefall uns an dem Mondlicht zwischen den schlanken Zweigen erfreut hatten.

Dießmal ergötzte uns der Schatten, welcher den gegen den weißen Kiesstrand heranrollenden Wellen vorauseilte, das Spritzen des Schaums an den Felsblöcken und die langen weißen Linien, welche an ihnen emporhüpften, das Spiel der weißen und grauen Blattseiten im Winde und das rollende Getöse der Fluth am seichteren und flacheren Strande.

Es war mir ein Vergnügen, meinen Begleiter mit den Gränzen seiner Kunst zu necken, indem ich ihn auf Alles das hinwies und ihn fragte, ob es dem Pinsel möglich sei, eine Schöpfung hervorzubringen, welche auf die Sinne und sei es auch auf dem Umwege einer leicht erregbaren Einbildungskraft einen ähnlichen Eindruck hervorbringe, wie hier der Anblick und das Gefühl der körperlichen Wirklichkeit.

Der Maler bejahte es, ich aber meinte, es gäbe weder ein Kunstwerk, welches das Empfindungsvermögen in solcher Weise anzuregen, noch eine Einbildungskraft von solcher Reizbarkeit, welche die vom Künstler geholten Eindrücke zu erreichen vermögen.

Obwohl die Wellen mit Macht über den weißen Kiesstrand am Felsenufer hinrauschten, so konnte ich mich weder zu dieser Stunde, noch überhaupt jemals auf meinen Spaziergängen am Strande mit der Vergleichung befreunden, welche Virgilius in seinem Lehrgedichte vom Landbau zwischen dem Gardasee und dem Meere anstellt. Er sagt dort, der Benacus bäume sich mit seinen Fluthen tosend wie das Meer auf, und der vielgereiste Bädeker setzte hinzu, dieselben seien selten ruhig. Alles dieß ist nicht wahr und man darf meiner Versicherung zuverläßig Glauben schenken, da ich

fast ein Jahr lang täglich auf seinen weiten Spiegel hinausschaute.

Mit dem Meere kann man seine Bewegung nicht vergleichen, weil die Wellen nicht annähernd von ähnlicher Größe und Macht sind, der Künstler aber wird hinzusetzen: weil ihnen völlig jene regelmäßige Bewegung, jener Rhythmus abgeht, mit welchem das Meer in abgemessenen Pausen, welche man mit denen der Pulsschläge verglichen hat, erschütternd an die Küste donnert.

Doch fand mein Maler eine Aehnlichkeit der Meereswogen mit denen heraus, welche da vor unseren Füßen als milchiger Schaum auf dem Strande verrannen. In dem Augenblicke, in welchem sie an seichterer Stelle anlangend sich überschlugen, daß ihr oberer Theil kopfwärts dem Ufer zuflog, sah man durch diesen die Sonne hindurchschimmern, während der bauschige Untertheil dunkel heranwallt.

Das aber ist eines jener Farben- und Lichtspiele, welche das Auge des Fremdlings besonders anziehen, der verwundert und bewegt am lauten Strande dahingeht.

Vom Olivenhain gingen wir weiter in südlicher Richtung den See hin.

Man muß hier von der kleinen Terrasse, zu welcher das Erdreich unter den Oliven aufgemauert ist, etwa drei Fuß hinabspringen und schreitet dann eine Weile auf den spitzigen Kieseln des Strandes weiter.

Dieser Weg, etwa zwei Fuß breit, rechts vom See, links von einer Gartenmauer begränzt, ist nicht zu allen Zeiten gangbar, weil der See nicht selten die Steine bedeckt, über welche unser Fuß nunmehr geräuschvoll dahinschreitet. Ueber die Mauer hängen Zweige mit langen

Dornen auf den schmalen Pfad heraus, um denjenigen, welcher da mühsam vorüber geht, die Lust zu nehmen, über die Gartenmauer hinüberzusteigen und von den Feigen oder Trauben zu naschen, welche dort an der Berghalde gedeihen.

Das steinige Ufer aber, auf welchem wir dahin wandeln, nimmt bald ein Ende und wir gelangen zu einer anmuthigen Bucht des See's, aus welcher uns das Wasser im dunkelsten Blau entgegenschimmert, ein wahres Farbenprachtstück, wie man sich nur immerhin die schweigsame, tiefe, verlassene Bucht eines Alpensee's vorzustellen vermag.

Hier aber tritt auch das Wesen des südlichen Landes in das Bild herein. Ueber dem grünen Rasen und den Felsblöcken des flachen Strandes stehen glänzende Maulbeerbäume und feingliederige Oliven. Andere Felsblöcke schauen gelb unter der schwarzblauen Fluth hervor.

Es liegt auch ein ungeheuerer Nagelfluhblock da, gerade an der Stelle, wo sich die Bucht zum See ausbiegt. Die hochaufspritzenden Wellen haben an seinen Wänden und auch auf seiner Oberfläche Höhlungen von allen möglichen Formen ausgewaschen, auch längliche, welche die Einbildungskraft der Uferbewohner für die Fußspuren und Tritte der Kinder erklärt, welche unter dem Felsen hervorkommen. Dieser Felsen ist nämlich für die Jugend von Torbole das, was den Kindern in manchem deutschen Dorfe der „Kinderbrunnen“. Jetzt gleiten an seiner Wand breite Lichtfunken hinauf, das Wiederspiel der auf dem leisbewegten Wasser zitternden Sonnenlichter.

Man nennt diese Bucht La Valle oder „das Thal“. Ueberall duften unter seinen Oelbäumen in kurzem Grase die wilden Münzkräuter, und auch aus dem weißen Schotter

hart am Ufer sprießt überall duftiges Wachsthum, selbst von den Gaisen, die dort stets herumnaschen, noch immer nicht zerstört.

Man überschaut vom Strande des „Thales" den allergrößten Theil des See's und an hellen Tagen dämmert röthlich der Saßo di Manerba herauf, dem kleinen Vorgebirge hinter der Isola di Garda, auf welcher in grauer Heidenzeit ein Minerventempel gestanden haben soll. Campione inmitten seiner Citronengärten erscheint als weißer Punkt und der Ponal rauscht deutlich herüber, wenn an trüben Tagen der Westwind geht.

Hier in dieser „reducta vallis", welche vor dem Nordwind durch ölbedeckte Hügel geschützt ist, welche im Winter sicherlich um zwei Stunden länger von der Sonne beschienen wird als Riva, dessen Häuser dort über dem merkwürdigen Uferblock über den See herschauen, möchten wir uns gerne eine Hütte bauen. Wasser und Steine vertheidigen uns gegen unberufene Besucher und in der stillen, ölgleichen Fluth, welche das Becken der Bucht ausfüllt, ist auch nur selten ein Fischernachen zu sehen. Der Volksmund schreibt dem Thale ewigen Frühling zu und es kann nicht gezweifelt werden, daß an klaren Wintertagen die mittägige Sonne so warm von seinen Hängen zurückgestrahlt wird, daß der nordische Fremdling inmitten des unvergänglichen Grüns sich in den Maienmonat versetzt glauben mag.

Durch den Fleiß menschlicher Hände aber könnte hier ein Garten entstehen, mit welchem an Schönheit der ihn einfassenden Ufer und an Milde der Lüfte kein anderer an allen See'n Wälschlands verglichen werden würde.

Eine Geschichte vom Garda-See.

Wenn man von Mori durch das öde Thal des Comeraso an den Gardasee geht, sieht man in der Nähe des Dorfes Loppio ein Haus, welches nicht im Geringsten Aehnlichkeit mit der wälschen Bauart hat. Statt des gewöhnlichen grauen Gemäuers, statt der Finsterniß hinter scheibenlosen Fenstern, statt der beschmutzten Thorwege von Marmor, statt jener verwitterten Gebäude, die aus der verwahrlosten Gasse irgend einer großen Stadt auf's Land versetzt worden zu sein schienen, steht ein hübscher Bauernhof da, in jenem Geschmack gebaut, wie man ihn im grünen Hügellande von Steiermark, Oberösterreich, in den Alpen Baierns findet: ein Haus mit spitzem Dach, langen Holzgalerien und einem kleinen Thürmchen mit Glocke. Es ist eine aus der anmuthigeren Bergwelt des Nordens in dieses heiße Thal übergesiedelte Idylle.

In solcher Meinung werden die meisten Fußwanderer, welche das Land mit offenen Augen für die Eigenthümlichkeiten und Gebräuche seiner Bewohner durchreisen, einige Augenblicke verwundert vor dieser Ansiedelung stehen bleiben. Ihre Verwunderung aber würde sich ohne Zweifel steigern, wenn sie erführen, daß an diesem niedlichen deutschen Alpenhause einige der düstersten Ueberlieferungen des ganzen Thales haften.

Die Mauern, aus welchen es aufgebaut ist, umschlossen in früherer Zeit eine Kirche. Die Kirche wurde verlassen und der Raum in einen Bauernhof umgewandelt, so gut es nach der vorhandenen Anlage des Heiligthums möglich war. Es mag wohl selten vorkommen, daß Kirchen, ehe sie ein Unfall oder die Zeit zerstört, zu solch alltäglichem Zwecke ausgenützt werden. Diese Kirche aber war durch ein solch unerhörtes Verbrechen entweiht worden, daß man lieber an dem Gedanken festhielt, sie vollständig zu verlassen und den Gläubigen die Erinnerung an die vollbrachte Gräuelthat auf das Wirksamste dadurch abzuschwächen, daß man das Gebäude seiner Bestimmung als Ort der Andacht für immer entzog.

Es hatte sich nämlich dort ereignet, daß ein durchreisender Bischof, während er in dem Kirchlein die Messe las, von der Hand eines Mörders am Altare getroffen, todt zusammensank.

Ueber die Person dieses Verbrechens blieb immerwährend ein Geheimniß ausgebreitet, sowie auch über manche andere Vorfälle, welche kurz darauf, nachdem das Mauerwerk zum Bauernhaus eingerichtet worden war, in der Umgegend von sich reden machten.

Unter den Einwohnern dieses und der benachbarten Thäler fand sich nicht ein Einziger, welcher das Gemäuer, an welchem ein solcher Fluch haftete, auch nur geschenkt hätte übernehmen mögen. Es blieb deßhalb viele Jahre leer stehen, bis endlich ein fremder Mann — er sollte aus Fassa oder aus Buchenstein gekommen sein — ein geringes Angebot auf das mittlerweile stark verwahrloste Mauerwerk machte. Die arme Gemeinde war froh, als sie eine kleine Summe für das nutzlose Bauwerk erhielt, welches in kurzer Zeit für die in der Nähe auf dem Felde Arbeitenden durch seine Baufälligkeit noch gefährlich werden konnte.

Während jener Zeit, in welcher die gesperrte Kirche völlig leer stand, hatte sich, wie das bei gleichen Veranlassungen fast immer eintrifft, unter den Thalbewohnern eine ganze Reihe von Legenden über sonderbare Erscheinungen gebildet, welche des Nachts innerhalb derselben wahrgenommen wurden. Man sah Lichter und hörte Stimmen, Vorübergehende wurden aus den Fensterhöhlen mit Steinen beworfen oder vernahmen, wenn sie in die Nähe der Kirche kamen, Schritte hinter sich, ohne daß sie einen Menschen entdecken konnten, von welchem sie herrühren mochten.

Es war ganz natürlich, daß solches Gerede auch dann nicht verstummte, als aus der verödeten Kirche ein bewohnbares Haus zusammengezimmert worden war. Der neue Einwohner, schon als Fremder etwas scheu angesehen, wurde der Gegenstand von allerlei Gerüchten und trat so zu sagen das Erbe der unheimlichen Ueberlieferungen an, mit welchen die Einbildungskraft der Bergbewohner den Ort ausgestattet hatte.

Als kurze Zeit nach seiner Ansiedelung mehrere große Diebstähle und Raubanfälle in dem sonst so friedlichen

Thale bekannt wurden, ging das Gerede so weit, daß man diese Uebelthaten sogar mit dem verfluchten Hause und seinen Bewohnern in Zusammenhang brachte.

Es waren aber das nur eitle Redereien.

Für jeden genaueren Beobachter stellte sich nicht einmal der Schein eines greifbaren Verdachtes heraus. Der Mann, ein unverheirateter rüstiger Dreißiger, arbeitete den ganzen Tag fleißig mit seinem Knechte, nebst ihm dem einzigen Einwohner des Hauses, in der kleinen Besitzung und mit einbrechender Dämmerung hatten sich beide an Sonntagen wie während der Woche stets ohne Ausnahme zur Ruhe gelegt.

Was dem Manne eigentlich zur Empfehlung hätte gereichen sollen, das eben erweckte den Argwohn der mißtrauischen Bauern. Weder er noch sein Knecht ließen sich jemals in einer Schenke, ja nicht einmal beim Pallone-Spiele *) sehen, bei welchem sonst nicht leicht Jemand von den jüngeren Leuten fehlt. So ist der Lauf der Welt. Würde er das Gegentheil gethan, sich in den Schenken beim Moraspiel heiser geschrieen und sich jeden Sonntag betrunken haben, so hätten die Leute gesagt: „Seht da den unnützen Menschen. Jetzt verpraßt er vielleicht seinen verbrecherischen Erwerb.“

In der Nähe dieses Hauses nun standen vor einigen Jahren an einem heißen Nachmittage drei Fischer aus Torbole,

*) Ein Spiel mit einem großen Gummiball, den sich die Männer, deren bloße Arme durch eine darum gewickelte Hammelsblase geschützt sind, wechselseitig zuwerfen. Zu diesem Spiel versammeln sich an Sonntag-Nachmittagen alle männlichen Einwohner auf der „Piazza“ des Dorfes.

welche zu Mori ihre Fische verkauft hatten und nun mit dem kleinen Erlös in der Tasche langsam schlendernd nach Hause zurückkehrten.

Die Zeit, in welcher auf den kümmerlichen Aeckern rings umher, durch welche überall das nackte, graue Kalkgestein hervorschaut, ein großer Blüthengarten von Klatschrosen und Stiefmütterchen prangte, war längst vorüber. Die langdauernde Sommerhitze hatte den Rasen auf dem Felsen schon strohgelb gefärbt, die Wachteln waren aus den Stoppeln der abgemähten Getreidefelder in die Maispflanzungen geflüchtet und viele Kirschbäume trugen schon die zweiten Früchte. Es war einer jener brennend heißen Tage, an welchem die Luft nach der Ausdrucksweise der Einheimischen „ein Feuer" scheint und die Haut selbst im Schatten wie mit Nadeln gepeinigt wird.

— Ich denke, wir können nun wieder weiter gehen, sagte der älteste der drei Fischer, ein Mann von etwa sechzig Jahren, das Rasten hilft uns ohnehin nichts. Ich lege mich lieber zu Hause schlafen.

— Du hast Recht, wenn du für dich sprichst, Il Moro! antwortete der Jüngere von den zwei Begleitern, der zwanzig Jahre weniger zählte. Unter deiner Haut spürte ich vielleicht auch keine Hitze. Aber so lange die unserige noch nicht so gegerbt ist wie dein Gesicht, das schon bald aussieht, wie unsere alte Barke, die wir letzthin neu getheert haben, so lange mußt du uns schon erlauben, daß wir in der Glut langsamer gehen, besonders bei dem Anstieg dort am Loppiosee hinauf.

Il Moro wollte eben etwas antworten, als ihn derjenige der drei Männer, welcher bis jetzt geschwiegen hatte,

rasch bei der Schulter faßte, ihm den Kopf auf die Seite richtete und ihm zuflüsterte:

— Dort schau hinüber, Il Moro! Heute läßt sich gar einmal der Zucco *) vor ehrlichen Leuten sehen.

Die Blicke der drei richteten sich plötzlich nach dem unheimlichen Hause, unter dessen Thüre der Fremde stand und dem Rauch seiner kleinen Bauernpfeife nachsah, wie er sich durch die bleischwere Glut der Luft hin verbreitete.

Der Fremde war ein schön gewachsener Mann mit schwarzem Vollbarte, großen klugen Augen und ruhigen, fast sanften Gesichtszügen.

Er schaute so theilnahmslos auf die drei Fischer hinüber, als ob sie seine Neugierde nicht mehr anregten, wie irgend eine der zahllosen Cicaden, die über ihnen in den Weidenbäumen zirpten oder eine der Staubsäulen, die manchmal, auf unbegreifliche Weise von einem völlig unfühlbaren Lüftchen aufgeregt, von der Straße weg sich in das verbrannte Dorngebüsch hineinschleppten.

Die drei gingen nunmehr weit rascher, als sie es ohne das Auftauchen des Fremden gethan hätten, von dannen. Denn es drängte sie, ungehört von ihm zu besprechen, was ihnen bei seinem Anblick durch den Sinn gegangen war.

Es ist gut, sagte Tonio, der jüngste der Fischer, daß ich nicht angefangen habe, euch von den goldenen Schüsseln in der Kirche zu Brentonico zu erzählen, so lange uns der Zucco hören konnte. Die Geschichte war mir gerade eingefallen, als ich das Haus sah und an die frühere Kirche dachte.

---

*) Kürbis. Spottname für Deutsche, als welcher der Fremde galt.

— Was ist's mit den Schüsseln? fragte neugierig Il Moro.

— Es wundert mich, daß ich's euch noch nicht erzählt habe. Ich habe es heute auf dem Markt in Mori als erste Neuigkeit von dem Gefängnißaufseher in Brentonico erfahren. Aus der Kirche dort sind die goldenen Schüsseln gestohlen worden, auf welchen im Mai die Seidenwürmer eingesegnet werden. —

Früher hat man auch hie und da einmal etwas vom Stehlen gehört, aber einen solchen Frevel weiß gewiß der Aelteste nicht, sagte Il Moro kopfschüttelnd.

— Und warum hättest du denn diese Geschichte nicht vor dem Hause des Zucco erzählen wollen? frug Beppo, der bis jetzt Tonio in Verwunderung angegafft hatte.

— Warum? Ei, weil der die Geschichte gewiß auf sich bezogen und gemeint hätte, wir erzählten sie gerade vor seinem Hause, damit er sich ärgere.

— Aber was geht es denn ihn an? fuhr Beppo fort.

— Per bacco, weil ihn Alle für einen Diebshehler oder wohl gar für einen Dieb selbst halten.

— Das ist ein leichtfertiges Gerede, nimm mir's nicht übel, Tonio, sagte Il Moro. Muß Jemand deßhalb, weil er in einem Hause wohnt, in welchem vor hundert und noch mehr Jahren eine Uebelthat begangen worden ist, selbst ein schlechter oder auch nur ein verdächtiger Mensch sein? Was weißt denn du, ob in deinem eigenen Hause nicht vor Zeiten etwas geschehen ist, woran du auch keine Freude hättest, wenn es andere Leute wüßten.

— Aber mir nichts dir nichts wird Einem doch gewiß in der ganzen Gegend nicht allgemein das Nämliche nachgesagt, entgegnete Tonio kleinlaut.

— Meinst du? sagte Il Moro spöttisch. Wenn ich heute erzähle, in unserem See sei eine Trutta*) von einem Centner gefangen worden, so sagen es morgen alle Leute nach von Mori bis Riva und am Dienstag erzählen sie's auf dem Markt zu Desenzano und wenn ich am Mittwoch in den Torcolo, das Tiroler Wirthshaus zu Verona, komme, so ist auch schon der und jener da, welcher davon weiß und Leib und Seele verwettet, daß es so gewesen ist und nicht anders.

Die Begleiter lachten und Beppo sagte:

— Darin, Il Moro, hast du ganz gewiß Recht und mir ist mehr als einmal das Nämliche begegnet. Aber, daß Tonio von dem Gefangenen-Aufseher zu Brentonico gesprochen hat! Ich glaube der ist auch ein Fremder und erst seit kurzer Zeit in seinem Amt. Denn, wenn ich recht gehört habe, ist der alte Aufseher um Ostern herum gestorben.

— So ist es, bemerkte Tonio. Ich weiß nicht, woher der Mann gekommen ist, will auch nichts weiter mit ihm zu schaffen haben. Die Leute sagen, er behandle seine Gefangenen, wie die Hunde.

— Dazu wäre es nicht nothwendig gewesen, einen Fremden hereinkommen zu lassen, brummte Il Moro. Es scheint, zu uns kommen lauter solche, mit denen es nicht gar sauber aussieht. Doch, was gehen uns eigentlich diese Geschichten an? Höchstens, daß man sich zeitweilig den Mund daran verbrennt — das ist aller Nutzen, den wir haben können. Laßt den dort oben die Vagabunden, die er unter dem Riegel hält, quälen, so lange es ihm beliebt und

*) Lachsforelle.

seine Vorgesetzten ihn zur Verantwortung ziehen oder nicht. Und laßt den Zucco da aus seinem Haus herausgaffen wie er will. Ich gehe daran vorbei, als wäre es ein Bienenkorb.

— Nun, man spricht eben von dem einen und dem andern, sagte Tonio etwas gereizt.

— Ich weiß schon, wie du es meinst, Tonio! erwiederte Il Moro, ihm auf die Schulter klopfend. Man muß bisweilen auch von anderen Dingen reden, als vom Netzflicken, und damit du siehst, daß auch ich und meine Leute gerne etwas Unterhaltenderes im Munde führen, so kommt heute Abend alle zwei, wenn die Sonne untergegangen ist, zu mir in meinen Bosco *). Mein geistlicher Vetter von Dro hat mir ein Fäßchen gelben Wein geschickt, der ist ein wahrer Türke **).

Die beiden Begleiter lachten und bedankten sich. Der alte Moro aber fuhr fort:

— Dort in der Vogelhütte, die mitten in der großen Cornelkirschenhecke steht, habe ich von meinem Sohn zwei Bänke anbringen lassen. Wir machen die Thüre auf und können in der durchströmenden Luft angenehm die Kühlung genießen.

— Wenn uns nur dein türkischer Wein nicht zu warm macht in der Kühlung! sagte Beppo lachend.

— Dann müßen wir dich eben zu dem Wasser führen, das unter den Kalksteinen rieselt und dich taufen. Du hast

*) Eigentlich Wäldchen. Wegen der gemischten Natur der Pflanzungen auf den Felshängen aber auch in der Bedeutung: Garten.

**) Sprichwörtliche Redensart für starken Wein.

ohnehin noch keinen Beinamen, wie sich's gehört für einen ordentlichen Fischer.

In dieser Weise scherzten die drei noch eine Weile fort, während sie ihre Straße gingen. Die rothbraunen Wolken, welche unbeweglich um die höchsten Berggipfel lagen wie der Qualm eines ungeheueren unterirdischen Feuers, verhießen einen schönen Abend.

Bald hatten sie die ersten Oelbäume erreicht, zwischen welchen die alte Straße sich unterhalb Nago zum See hinabzieht und wenige Augenblicke später trennten sie sich mit dem Versprechen, heute Abend nach Sonnenuntergang im Bosco zusammen zu treffen.

Innerhalb der von grauen Kalkmauern umgebenen Schlucht, die von dem zerstörten Castell Penede überragt wird, gibt es keinen wilderen und seltsameren Garten, als den des alten Fischers Il Moro.

Gegen den jetzt verödeten, mit Gras bewachsenen Weg, der vor Anlegung der neuen Prachtstraße steil vom See nach Nago hinauf führte, ist er wie alle benachbarten Pflanzungen durch hohe graue Mauern verwahrt. Im Hintergrunde aber läuft er gemach in die sanft geneigten, fast kahlen Felsplatten aus, welche vom Volke Le Laste genannt werden und ihres Gleichen gar viele haben in dem dürren von Wald entblößten Lande.

Wenn man eine solche Pflanzung betritt, so wird man ein Wirrsal der verschiedenartigsten Gewächse vorfinden, für deren Gesammtheit es in der deutschen Sprache keinen Namen

gibt. Im Schatten gewaltiger Oelbäume, die krumm und gerade, knorrig und zweigespalten sich über den Boden erheben, liegt goldgelber Weizen, steht rother Mohn, rauschen die dürren Blätter des Mais im Abendwinde, duftet die Ricinusblüthe, glänzt die purpurne Granate und der rothe Löwenzahn, mitten unter Himbeersträuchern begegnet der Blick den Weichseln am leichten Ast, der gelben Juden- wie der rothen Cornelkirsche und rankt sich die weiße großblüthige Winde um den schlanken Stamm des Haselnußbaumes *). Nahe am grauen Fels hängt die Rebe mit rothen Bohnenblüthen bunt untermengt und drängen sich um den Stamm breitblätteriger Feigenbäume zahllose Brennesseln, aus welchen ein dürftiger Johannisbrodstrauch mit seinen glänzenden Blättern halb erstickt hervorragte.

Die Wege in diesem Labyrinth sind mit spitzen weißen Steinen besäet, welche die Regengüsse von den Laste herabgeschwemmt haben und von beiderseits undurchdringlichen Hecken eingefaßt. An manchen Stellen ist ein schmales Loch durch diese Hecken hindurchgehauen, in welches man zur Herbstzeit Netze und Schlingen für die hindurch schlüpfenden Vögel einlegt.

Jetzt, während des Hochsommers, waren diese Oeffnungen noch frei und man schaute ungehindert durch sie hindurch nach den starren Kalkwänden, die im Verein mit der allgegenwärtigen düsteren Farbe der Oelbäume der Schlucht ein gar absonderliches und ödes Aussehen geben.

Mitten nun in diesem Bosco stand das Haus oder

---

*) In diesen südlichen Gegenden wird die Haselnuß zum hohen Baume.

vielmehr die gebrechliche Hütte, in welcher man zur Zeit des Vogelfanges die Lockvögel unterbrachte.

Heute Abend lag da ein ansehnliches Faß Wein, dessen Spund bereits aufgeschlagen war und aus welchem eben der alte Moro ein Glas voll herausgenommen hatte. Er hielt den Inhalt gegen die geöffnete Thüre in die Dämmerung, die draußen noch weißlich über dem Kalk lag.

Selbst in diesem Schatten glänzte das duftige Getränk und seine Farbe glich unverkennbar dem Schimmer des Mondes, dessen Sichel gelbroth vom Rande des hohen Riffes durch die schwüle Luft herabzitterte.

— Evviva! rief dem alten Manne Tonio entgegen, der in diesem Augenblicke eilig über die klappernden Steine des Laubganges herbeikam. Den erkenn' ich schon aus der Ferne als das richtige Gewächs von der Costa di Rangione! *) Ich verschmähe ihn zwar jetzt auch nicht, aber Eines mußt du mir doch zugeben: der Wein ist zu keiner Zeit besser, als um die Stunde der Morgenröthe auf dem See draußen, wenn man die ganze Nacht gefischt hat. Da ist's eine wundersame Stärkung. Am Abende aber, fürchte ich, packt er den Kopf zu stark.

— Eh, sagte Il Moro munter, dich alte Fischotter wird er nicht umbringen.

In diesem Augenblicke kam auch Beppo zur Thüre des Gartens herein. Er ging nicht sofort auf die Hütte zu, sondern blieb eine Weile unter dem nächsten Feigenbaume stehen, um einige der gelben Früchte, die abgefallen im spärlichen Grase lagen, aufzulesen.

---

*) Eine der besten Weinlagen Südtirols in der Nähe von Dro.

— O, Beppo, rief ihm der Alte zu — laß die Feigen gehen — es sind Fiori *) und du bekömmst das Fieber davon!

— Beruhige dich, Moro! Ich komme gleich in deine Apotheke. Ich glaube, wir dürfen froh sein, wenn uns heute keine andere Krankheit mehr packt, als das Fieber.

In der That ließ es Beppo, nachdem er in der Hütte angelangt war und sich neben den anderen auf der Bank niedergelassen hatte, nicht am Einnehmen der Arznei fehlen. Eben so wenig unterließen es aber auch die beiden Genossen, obwohl sie keine gelben Feigen gegessen hatten.

Tonio erhöhte die Munterkeit durch seine Vorträge auf einer von ihm mitgebrachten Maultrommel **). Das Glas kreiste unaufhörlich und es dauerte nicht lange, so hörten sie die Maultrommel nicht mehr, sondern begannen ein Jeder in seiner Weise ein anderes Lied zu singen, wie es ihm eben beifiel. Der Eine mühte sich mit dem:

„Camiccia rossa,
Camiccia santa,“ ***)

der Andere mit der „bella Inglesina,“ der Dritte mit irgend einem der sinnlosen Gesänge ab, womit die Fischer mitunter ihre Arbeit im Mondlicht oder beim Fackelschein begleiten.

So sangen, lachten und schwätzten sie durcheinander und es schien in der That die Prophezeiung Beppo's, daß

*) Fior di fico heißen die Erstlingsfrüchte des Feigenbaumes. Man hält sie für ungesund.

**) Spassapensieri, das heißt Gedankenvertreiber.

***) Rothes Hemd, heiliges Hemd (ein Garibaldinerlied).

er heute kein Fieber mehr spüren würde, für alle drei in Erfüllung zu gehen.

Mittlerweile machten sich im Bosco draußen schon die ersten Regungen des Land- oder Nordwindes bemerklich, welcher sonst bei klarem Wetter erst nach Mitternacht in voller Stärke auf den See hinaus zu wehen beginnt. Beppo schrie eben aus voller Kehle sein:

Savoja, Savoja,
Si vinca o si muoja!

in den Mondschein, als ihn Tonio an der Schulter packte und ihm noch lauter zurief:

— Sei doch still, corpo della Madonna! Horch einmal wer da draußen kommt!

Beppo kümmerte sich nichts um diese Aufforderung, sondern setzte seinen patriotischen Gesang mit lebhaften Geberden fort, indem er seinerseits ebenfalls Tonio an der Schulter ergriff.

Il Moro aber war eilfertig hinaus gesprungen, um zu sehen was es gäbe. Er schaute sich nach allen Seiten in dem mondbeglänzten Garten um, konnte aber keine andere Bewegung entdecken, als das Schwirren der Hecken im kühlen Luftzug und das Zittern der leichten Oelzweige, die dem Mondlicht bald ihre hellen, bald ihre dunklen Blattseiten entgegen wandten.

— Tonio hört und sieht heute wieder einmal Alles, wovon ein Anderer nichts merkt! sagte Il Moro zurückkehrend. Da, trink das Glas aus, das frischt dir vielleicht die Augen und die Ohren wieder auf.

— Corpo di Osteria! rief Tonio, ich habe ganz

deutlich Jemanden herankommen hören — du wirst mir doch nicht ausreden wollen —

Und im folgenden Augenblicke sprang nunmehr auch er hinaus, um die Ungläubigen zu überzeugen.

— Es werden die nämlichen Leute sein, die durch unseren Garten gehen, welche er neulich bei der Nacht im See draußen ganz in Flammen hat fahren sehen! *) sagte Beppo. Er ist heute schon ganz auseinander — seit ihm der Gefängnißaufseher die Diebsgeschichten erzählt hat, spricht er von nichts Anderem mehr, als von Nachtwandlern und Räubern.

— Es ist der Wein! erwiederte Il Moro ruhig. Nimmt er noch einige Gläser mehr, so trinkt er sich wieder nüchtern.

— He! Pst! Pst! zischelte in diesem Augenblicke Tonio unter der Thüre, deren Pfosten er mit der Linken gewaltsam umklammert hielt, während er mit der Rechten den Beiden winkte.

Diese kamen herbei, indem sie sich fragend betrachteten.

— Da schaut hin! sagte Tonio ganz leise, indem er es vermied, die Hand nach der mit dem Kopfe angedeuteten Richtung auszustrecken — dort hockt Einer zwischen dem Gestrüpp. Man sieht nichts als den Kopf und die Achseln — es ist ein breitschulteriger Lümmel.

— Nu, ich fürchte mich nicht — denn in der Hütte wird er sich nichts Anderes holen können, als einen Rausch.

*) Es kommen in der That manchmal auf dem See elektrische Erscheinungen der Art vor, daß man Fahrzeuge und Menschen von lichten Flammen umgeben sieht.

Der alte Moro lachte so laut, daß es von der Felswand des Castells wiederhallte.

Da, komm' her Tonio! Ich will dich deinen breitschulterigen Lümmel in der Nähe sehen lassen! rief er, den Gefährten an der Hand fassend.

Die drei gingen nunmehr rasch gegen das Gestrüpp hin, während die etwas unsicheren Füße das Geröll der engen Wege gewaltsam nach links und rechts schleuderten.

— Schau, sagte Il Moro, als sie an der bezeichneten Stelle angekommen waren — hätte mich der Bursche nicht gereut, ich hätte ihn gleich geköpft und dir seinen Schädel zum Geschenk gemacht. Aber er ist noch jung, er kann sich noch bessern!

Mit diesen Worten wies er auf einen ungeheueren Kürbis hin, der auf einer Bank auflag, die man ihm untergeschoben hatte, damit sein Gewicht nicht die Staude herabziehe, welche sich an einer Stange emporrankte.

— Feste Schultern hat er freilich, der Spitzbube! sagte Beppo, der sich nunmehr müde vor Lachen auf die Bank niederließ und es vergebens versuchte, die schwere Frucht aufzuheben.

— Siehst du, stichelte Il Moro, du hast heute Nachmittag immerwährend gesagt, der Zucco*) sei ein Spitzbube — jetzt siehst du es deutlich, daß du dich nicht geirrt hast. Was hat der Kerl da bei der Nacht im Garten herum zu liegen? Gutes kann er nicht im Schild führen. Schau nur seine falschen Augen an, wie der Gauner uns betrachtet.

---

*) Zucco heißt Kürbis und Deutscher.

Damit deutete er auf zwei große gelbe Flecke, die, als Vorzeichen der beginnenden Reife des Kürbises, sich bereits von der glänzend grünen Oberfläche der Frucht abhoben.

Tonio konnte nichts anderes thun, als über den Streich mitlachen, den ihm seine Einbildungskraft gespielt hatte. Nach einer Weile aber sagte er, heftig auf das Geröll stampfend, im Tone völliger Verstimmtheit:

— Ich habe aber dennoch etwas kommen hören und wenn der Kürbis da jetzt durch ein Wunder mit einem Mal zu sprechen anfinge, ich ließe mir's von ihm nicht ausreden, so wenig wie von dir.

Tonio sprach diese Worte mit solcher Ueberzeugtheit, daß die Beiden unwillkürlich noch einmal ihre Blicke durch das Gehölz schweifen ließen, in welchem das Mondlicht in der Gestalt von langen Streifen und rundlichen Flecken rastlos durch die Zwischenräume der bewegten Zweige hin und her schwankten. Aber so sehr sie auch spähten, sie vermochten nichts zu entdecken als die wunderlichen Stämme der Oliven.

Wenn, wie es vor Zeiten geschah, Menschen durch Zaubersprüche plötzlich in Bäume verwandelt werden können, so stellt mancher Olivenhain eine Schaar taumelnder Betrunkener dar, welche der Bann eines Olympiers sich mit einer Rinde überziehen und in ihren absonderlichen Stellungen hat festwurzeln lassen. Bei manchem der Bäume beginnt der zusammenhängende Stamm erst etwa eine Klafter vom Erdboden entfernt und wird bis dahin von grauen Säulen getragen, von denen man nicht sofort zu unterscheiden im Stande ist, ob sie Luftwurzeln oder gespaltene Stücke des Stammes selbst sind. Indem sie mitunter weite Bogen bilden, verstärken sie die Aehnlichkeit des Stammes mit einem

Menschen, der im Ausgleiten einen Fuß in die Höhe hebt. Andererseits bilden die gekrümmten Verrenkungen unter dem Stamme selbst nicht selten bauschige Höhlen, die groß genug sind, um einen Mann zu verbergen, unter anderen Stämmen sind sie so mächtig, daß es unmöglich ist zu sagen, ob der Baum am Ende nicht aus zwei Pflanzen, die sich aus der Entfernung von einigen Fuß gegen einander neigten, allmählig zusammengewachsen sei.

Endlich hatte denn auch der Spaß mit dem Kürbis ein Ende und die drei begaben sich lachend in die Hütte zurück, während Tonio unabläßig betheuerte, er habe recht gehört und er wolle es aller Orten beschwören.

Endlich ging dem Moro die Geduld aus. Er blieb vor einem Olivenbaume in der Nähe der Hütte, an welcher sie eben vorüberkamen, stehen und sagte:

— Per bacco, so muß es am Ende der Zucco gewesen sein, den du in der Hand gehabt hast. Der möchte freilich Füße haben, die man hören könnte auf den Steinen da.

In diesem Augenblicke raschelte es in der Höhlung der Olive und ehe die drei noch Zeit hatten, Rufe des Erstaunens oder der Furcht auszustoßen, stand hoch aufgerichtet und mit lächelnder Miene der Fremde vor ihnen, welcher sie heute schon von der Thüre des verrufenen Hauses aus betrachtet hatte.

— Der Fremde! riefen Il Moro und Beppo zurückweichend.

— Lo Zucco! schrie Tonio, indem er sich mit der Hand am Stamme des Baumes festhielt.

— Ja, Signori, lo Zucco ist es, der vor euch steht.

Ich habe mancherlei mit euch zu sprechen. Erlaubt mir, daß ich mich zu dem Wein einlade, bei welchem ihr vorhin so munter gewesen seid und wobei ich euch zu meinem Bedauern gestört habe. Es redet sich leichter beim Weine. Und da mich nun doch einmal der Zufall zu euch geführt hat, so will ich es dem Zufalle danken und versuchen, ob ihr mir nicht bei der Unternehmung behiflich sein wollt, zu welcher ich mich für diese Nacht ausgerüstet habe.

— Oho! sagte Il Moro furchtlos auf ihn zuschreitend, wir schleichen uns des Nachts keineswegs auf dem Grund fremder Leute ein, und für Euere Unternehmungen danken wir ganz gehorsamst.

Wenn ich euch aber einen Rath geben soll, so geht nach Hause und legt euch schlafen, die Leute sind euch auf der Spur und es könnte wohl sein, daß ihr ein schlimmes Geschäft machtet, wenn ihr noch länger spazieren geht.

— Ei, Alter, erwiederte der Fremde, ihm auf die Schulter klopfend, macht nur nicht, daß es euch ähnlich ergeht wie euerem Freund da, der vorhin einen grünen Kürbis für einen verwegenen Einbrecher gehalten hat. Ich bin der Räuber nicht, wohl aber werdet ihr die Räuber sehen, wenn ihr mir ein paar Stündchen Gesellschaft leistet. Ich bin ein Galantuomo — hier habt ihr meine Hand darauf, da, nehmt meine Waffen, versteckt sie wo es euch beliebt, oder noch besser, theilt euch darein! Es ist nicht unmöglich, daß wir ihrer bedürfen werden.

Von den Fischern schaute einer den andern groß an. Der feste Ausdruck in den Worten des Fremden aber, seine Ruhe und ein bestimmtes, zutrauliches Wesen bewogen sie von dem anfänglichen Vorhaben, das in Jedem aufgestiegen

war, abzustehen. Alle drei hatten nämlich gedacht, den Verdächtigen von zweien festhalten zu lassen, während der dritte den Gemeindediener holen wollte, und merkwürdiger Weise hatte sich Jeder schon im Voraus die Rolle dieses dritten beigelegt.

— Behaltet nur Euere Waffen! sagte endlich Tonio. Wir drei haben uns vor Euch nicht zu fürchten, Ihr mögt an Euerem Leibe versteckt haben was Ihr wollt.

Der Fremde lächelte, Il Moro aber nahm, nunmehr völlig ernüchtert, das Wort:

— Wir wollen Euch zu unserem Weine einladen, damit Ihr Zeit habt uns zu erklären, wie Ihr um diese Stunde an einen solchen Ort kommt und es für nöthig erachtet, Euch vor ehrlichen Leuten wie eine Nachteule in den nächsten besten Baum zu verkriechen.

— Das soll geschehen, mein Lieber! sagte der Fremde, und ihr werdet Dinge hören, von denen ihr noch nichts geträumt habt.

Damit ihr aber ganz unbesorgt sein könnt, so will ich meine Mordwerkzeuge dort neben den Kürbis auf die Bank hinlegen. Vor dem werdet ihr nunmehr euch nimmer fürchten.

Die Fischer erhoben keine Einsprache und der Fremde barg in der That ein großes Messer und zwei Pistolen, die er unter seiner kurzen Jacke hervorzog neben dem ungeheuerlichen Gewächs, welches zu seiner Entdeckung geführt hatte.

Sodann begaben sie sich mit einander in die Hütte, durch deren Ritzen nunmehr der schon hoch gestiegene Mond sein volles Licht ergoß.

— Wollen wir nicht ein Licht anzünden, damit wir besser sehen? sagte Tonio.

— Ich habe keines mitgebracht, erwiederte Il Moro. Ich konnte nicht voraus wissen, welche Gesellschaft wir noch zu bewirthen die Ehre haben sollten.

Dieses war mit einem spöttischen Seitenblick gesprochen, welcher dem Fremden nicht entging.

— Nun, so zünden wir ein Feuer an, schlug Beppo vor.

— Für die Räubergeschichte, die wir miteinander zu verhandeln haben, ist das Mondlicht eben recht, erwiederte der Fremde. Ein Feuer könnte auch von Leuten gesehen werden, die nicht wissen sollen, daß wir hier wachen. Und überdieß werdet ihr mich noch heute Nacht auch ohne Licht hinlänglich kennen lernen.

Diese sonderbare Bemerkung mochte wohl in den Fischern den kaum beschwichtigten Argwohn wieder aufgeregt haben. Der Fremde bemerkte es und sagte:

— Wenn ihr die Meinung verloren habt, ich sei ein Räuber, werdet ihr vielleicht auf eine andere nicht minder unrichtige gerathen und mich für einen Spion oder Schergen halten. Ich bin weder das Eine noch das Andere!

Nach dieser Ansprache, die einem Jeden zu denken gab, folgte ein längeres Stillschweigen.

Il Moro wußte sich nicht anders aus der Verlegenheit zu ziehen, als indem er dem Eindringling ein Glas Wein hinhielt.

— Ich sehe schon, sagte dieser, nachdem er es geleert, es wird besser sein, wenn ich euch ohne viel Umschweife in das einweihe, was heute Nacht hier geschehen soll. Drei Räuber,

die jetzt im Gefängniß zu Brentonico untergebracht sind, wollen heute Nacht in euerer Kirche einbrechen und euere goldene Monstranz stehlen.

— O! rief Tonio, das ist nicht möglich. Wie sollen sie denn aus dem harten Gefängniß und aus der strengen Aufsicht entkommen?

— Davon später, entgegnete der Fremde ruhig. In etwa zwei Stunden werden sie dort zwischen den Büschen die Laste herabschleichen. Eine viertel Stunde später kehren sie mit ihrem Raube zurück.

— Wohin kehren sie zurück? fragte Il Moro.

— Wohin anders, als in ihr Gefängniß?

Die drei Fischer drückten, jeder in seiner Weise, schreiend ihre Verwunderung und ihren Unglauben aus.

— Sagt, was ihr wollt, fuhr der Fremde fort. Eueren Augen werdet ihr am Ende wohl trauen.

— Was habt Ihr Euch mit ihnen zu schaffen machen wollen?

— Wenn ich die armen Teufel retten könnte, ich würde es von Herzen gerne thun — sagte der Fremde in einem Tone, der, so unwahrscheinlich den drei Fischern die Behauptung vorkommen mußte, dennoch so aufrichtig klang, daß sie keine Bemerkung mehr dagegen einwendeten.

— Die eigentlichen Schuldigen sind nicht sie, fuhr der „Zucco" fort.

— Aber ich begreife nicht, sagte endlich Il Moro, der von seinem Erstaunen allmählig zu sich kam — ich begreife nicht, warum Ihr das Alles nicht der Obrigkeit übergebt, sondern Euch unberufen selbst auf den Weg macht, der Euch vielleicht das Leben kosten kann.

— Warum? erwiederte der Fremde und seine Augen funkelten.

Er schien mit einem Male seine bisherige Ruhe und Ueberlegenheit verloren zu haben.

Warum? Weil es nur einen einzigen Menschen gibt, welcher dem heimzahlen kann, der mich um das Glück meines ganzen Lebens gebracht hat und dieser Einzige — bin ich! Von mir soll er entlarvt werden und ich will es sein, der ihn der Schande und dem Elend Preis gibt, wie er es Anderen angethan hat!

Die Ueberraschung, welche solches Gerede den Fischern bereitete, war so groß, daß sich keiner an den Fledermäusen störte, die vor einigen Augenblicken sich in die monddurchschienene Hütte herein verirrt hatten und ihnen wenige Handbreiten über den Köpfen schwirrten.

Als Il Moro und Tonio ihre Blicke wieder von dem Fremden, der nunmehr starr und unbeweglich auf den Boden schaute, abwendeten, wurden sie gewahr, daß sich Beppo nicht mehr in ihrer Mitte befand.

Il Moro ging einen Schritt vor die Hütte aus und spähte nach allen Seiten. Dann rief er seinen Namen durch den Garten. Aber es blieb Alles still und nur die Oelzweige rauschten.

Der Fremde sagte lächelnd:

Der Feigling ist fortgegangen, um die Polizei zu holen. Liegt mir auch nichts daran. Er wird immerhin sehen, daß ich es war, der ihm die Maske vom Gesicht gerissen. Wegen der drei armseligen Spitzbuben aber hättet ihr besser gethan, ihr Männer, wenn ihr nach keiner Hilfe mehr geschrieen haben würdet. Oder fürchtet ihr euch am Ende

noch immer vor mir? Trinkt euch Muth ein, da ist noch Wein genug!

Die beiden Zurückgebliebenen fühlten vielleicht den Vorwurf, der in diesen Worten des sonderbaren Fremdlings enthalten war.

— Thöricht ist es eigentlich von Beppo, sagte Il Moro nach einer Weile. Ob der lange Gemeindediener noch mit dabei ist bei der Jagd oder nicht, das ändert an der Sache noch nicht um einen Nagel. Sind die drei Strolche mit Waffen versehen, so ist es gleichgiltig, ob der auch noch seine alte Flinte auf's Geradewohl in die Nacht hinein abschießt.

— Wer sagt denn, daß er gerade den Gemeindediener holt? erwiederte Tonio mit gedämpfter Stimme. Vielleicht — und dabei deutete er mit den Achseln auf den Fremden hinüber — am Ende — wer weiß was er thut.

— Mir ist's einerlei, ich fürchte mich nicht, antwortete Il Moro. Ich will gerne so lange dableiben, bis ich sehe, was hinter der Geschichte steckt. Aber Eines thun wir. Es ist heute schon davon gesprochen worden, daß Beppo noch keinen Spitznamen hat. Wenn der Hasenfuß zurückkommt, so führen wir ihn an die Kalksteine hin zu dem kleinen Wasser, oder schütten ihm gleich da herinnen ein Glas Wein über den Kopf und taufen ihn Don Pacifico oder den friedfertigen Fischer von Torbole.

Während diese so mit einander sprachen, hatte sich der Fremde wieder dem Weinfasse genähert und sich ein Glas nach dem andern daraus eingeschenkt.

— Es ist gut, daß wir solchen Wein haben und nicht die Räuber, sagte er endlich, das Glas, welches er eben in

der Hand hielt, bedächtig ausschlürfend. Mit dem Trank würden sie sich sicherlich nicht fassen lassen, wie die Forellen in eueren Schleppnetzen.

— Wenn sie nur schon so gefangen wären, sagte Il Moro. Klüger wäre es nach meiner Meinung dennoch, wenn sich einige in der Kirche selbst oder hinter den Oelbäumen um die Kirche versteckt hielten.

Dann könnten sie vielleicht abgesperrt werden, wie die Ratte in einer Falle.

— Liebe Leute, erwiederte der Fremde plötzlich mit steigender Heftigkeit, das geht gar nicht nach meinem Sinn, durchaus nicht. Auf solche Weise könnte es sich mehrere Stunden hinziehen, bis wir sie in unseren Fäusten haben. Ich will aber, daß sie noch vor Tagesanbruch wieder zu Hause sind in ihrem Gefängniß.

— Eh, per bacco, rief Tonio, auf das Gefängniß werden sie nicht lange zu warten haben.

— Sicherlich nicht, sagte der Fremde. Wenn sie aber nicht zur gehörigen Zeit zu Hause sind, so schleppt der Hauptschuldige, durch die Verzögerung gewarnt, Alles das aus dem Wege, was ihn verderben kann. Und diesen soll die Züchtigung erreichen, wenn sie seine armseligen Handlanger ergreift.

— Wer ist denn derjenige, von welchem ihr da immer sprecht?

— Wer anders, als der Gefängnißwärter von Brentonico? erwiederte der Fremde ruhig.

Die beiden Fischer stießen Schreie der Verwunderung aus.

Der Fremde trat vor die Hütte, lauschte eine Weile und sagte:

— Ich höre in der Ferne Stimmen und Schritte zwischen den Mauern. Es sind gewiß die Leute, welche der gute Beppo in seiner Einfalt herbeigeholt hat. Die Augenblicke drängen. Ich will es euch in wenigen Worten erklären. Dieser Mensch dort oben ist mein Todtfeind, wie er der Feind aller guten Menschen ist. Mein eigenes Leben hat er zertreten und unglücklich gemacht, ich aber habe die Spuren seiner verbrecherischen Gänge ausgespäht. Die schlimmsten der Gefangenen, welche seiner Obhut anvertraut sind, stiftet er zu neuen Uebelthaten an, indem er sie des Nachts aus seiner Haft entläßt. Auf diejenigen, die sich im Gewahrsam des festen Thurmes befinden, konnte kein Verdacht fallen. Die Beute, welche sie machen, wird getheilt, indem er die eine Hälfte für sich behält, die andere aber den Gefangenen zu erstatten verspricht am Tage ihrer Freilassung. Um den letzten Argwohn zu verscheuchen, ließ er überall das Gerücht von seiner eigenen Grausamkeit aussprengen, während er am Tage in Gesellschaft seiner Mitschuldigen praßt. Nicht minder verstand er es, von dem Tage an, an welchem ich mich hier niederließ, allerlei schleichenden Verdacht gegen mein Haus und gegen mein zurückgezogenes Leben zu erwecken. Denn er mochte wohl ahnen, in welcher Absicht ich mich nahe bei ihm angesiedelt hatte. Viele Nächte hindurch habe ich im Wald, auf dem Feld, bei Regen und Sturm in der Nähe seiner Behausung zugebracht, bis ich das Geheimniß ergründete. Gestern noch habe ich im Gestrüpp des Monte Baldo die Verabredung des nächtlichen Planes belauscht, wegen dessen ich heute die Kirche überwachen und die Freibeuter bis in den Schlupfwinkel ihres Gefängnisses verfolgen wollte. Ich hätte ihnen die Freiheit angeboten, wenn sie

mir den Ort verriethen, an welchem ihr Kerkermeister und Hauptmann die Beute ihrer Gefahren verwahrt. Nun ist es anders gekommen. Es sind zu viele Zeugen vorhanden, wir können sie nicht mehr entrinnen lassen, aber es wird meiner Ueberredung gelingen, daß sie den Mitschuldigen durch ihre Zeichen herauslocken. Dann ist der Augenblick gekommen, nach welchem ich mich ein Jahrzehent lang im Wachen und im Träumen gesehnt — der Augenblick, in welchem diese Kreatur sich vor mir im Staube winden und heulen soll. Es wird nicht nur meine Rache, es wird ein gutes Werk sein.

Ehe die beiden Fischer noch Zeit fanden, ihren Gast über die Einzelnheiten der Geschichte auszufragen, füllte sich der Garten mit etwa einem Dutzend Menschen, von denen die Meisten mit Vogelflinten, einige auch mit Aexten bewaffnet waren. Der Ortsvorsteher trat, von Beppo geführt, in die Hütte herein.

In der nächsten Viertelstunde hatte ihm der Fremdling ausführlicher die seltsamen Umstände auseinander gesetzt, unter welchen er heute in die Gesellschaft der Fischer gerathen war.

— Das Faß Wein soll mich nicht reuen, sagte Il Moro, wenn wir dieses Nest ausheben können und die Männer ließen es sich nicht zweimal sagen.

Die Trinkgesellschaft, deren Erregtheit durch dieses nächtliche Abenteuer und durch die Spannung auf die Dinge, welche bevorstanden, auf das Höchste gestiegen war, umfaßte nun viermal mehr Leute als das muntere Kleeblatt, welches in der Dämmerung zuerst sich seine Gläser gefüllt hatte.

Der Fremde war der Gegenstand unausgesetzter Neugier, es wurde aber auch gescherzt und von Il Moro Don Pacifico's Gesundheit ausgebracht.

Eine Stunde vor dem Zeitpunkte, welchen der Fremde als den verhängnißvollen bezeichnet hatte, schlichen sich alle vom Vorsteher geführt nach der Mauer, welche die Kirche umgibt. Hier verbargen sie sich hinter großen Steinen, hinter den Oelbäumen, einige auch hinter den Grabdenkmälern des Friedhofes.

Ihre Geduld wurde nicht auf die Probe gestellt. Es verrann keine Stunde und drei Männer, welche mehreren der Anwesenden längst bekannt waren, stiegen leise mittelst einer Leiter über die Mauer.

Keiner der lauernden Männer wagte zu athmen. Die drei Eindringlinge schleppten die Leiter, vorsichtig nach allen Seiten spähend, bis an die Mauer unter dem Kirchenfenster.

In diesem Augenblick gab der Vorsteher durch einen schrillen Pfiff das Zeichen zum Angriff. Mit wildem Geschrei, welches sie ausstießen, um die Diebe einzuschüchtern, stürzten Alle auf dieselben los.

In wenigen Augenblicken lagen die Verbrecher gebunden auf dem Boden, ohne daß entweder ihnen oder Jemanden der Angreifer ein Leid geschehen wäre.

Nunmehr trat der Vorsteher mit dem Fremden zur Seite und sie berathschlagten sich einige Augenblicke, was mit den Gaunern zunächst zu beginnen sei. Die Leute bemerkten, wie der Vorsteher zu Allem, was der Fremde sagte, mit dem Kopfe nickte.

Endlich wurden sechs der am besten Bewaffneten ausgelesen und die Gefangenen in ihrer Obhut, geführt von

dem Fremden, auf steilen Gebirgspfaden nach dem entlegenen Brentonico gebracht.

Die Fischer blieben zurück.

— Unser Abend ist schön ausgegangen! sagte Tonio. An Unterhaltung hat es nicht gefehlt.

— Daran hätten wir heute Nachmittag gewiß nicht gedacht, wie wir dort beim Hause am Loppio-See vorübergegangen sind, erwiederte Il Moro.

— O, mir ist es im Geiste vorgegangen, daß ich mit dem Menschen noch einmal etwas zu schaffen bekommen würde! fuhr Tonio fort.

— Geh, wenn du träumen willst, so gehe nach Hause, antwortete Il Moro lächelnd. Ich thue's auch.

— Meinethalben sage, was du willst. Am meisten hat doch Beppo aus der Geschichte davon getragen, der hat wenigstens einen Spitznamen.

Während die Fischer unter solchen Scherzen nach Hause gingen, im Dorfe noch neugierig von der aufgeschreckten Einwohnerschaft ausgefragt, wanderten die Gefangenen in anderer Stimmung über die Felshänge von Zuretz ihrem Ziele entgegen. Der Mond schien in aller Pracht über die Trümmer hin und die fernsten Schatten der Felszacken standen nahe da, als wären sie mit den Händen zu greifen.

„Dieser Mensch, sagte der Fremde während der Wanderung dem Vorsteher, dieser Mensch, welcher, wie die Gefangenen uns selbst gestanden haben, sie des Nachts auf Raub ausschickt und, wie ich mit Grund vermuthe, schließlich noch um die Beute betrügt, war zu allen Zeiten ein Schurke. In Fleims, meiner Heimat, war es ein Mensch, den Jeder fürchtete — ein Diebshehler und noch Schlimmeres.

Einem reichen Herren, der dort ein Schloß stehen hat, spielte er auf eine Art, die zu gräßlich ist, als daß ich sie Euch erzählen möchte, das schönste und tugendhafteste Mädchen des Thales in die Hände. Wir liebten uns und der Traum meiner jungen Jahre war, sie einst heimzuführen. Nachdem die Abscheulichkeit vollbracht war, für die jener Herr straflos ausging (ich hatte mich vor Kummer aus dem Lande entfernt) und das unglückselige Geschöpf in seiner Schmach und Schande nicht mehr wußte wohin, ließ jener Herr sie von dem nämlichen Menschen heiraten, den nunmehr sein Verhängniß erreicht. Er versprach ihm eine hinlängliche Mitgift — aber Herr und Diener waren einander werth. Als der Elende sich um die Mitgift getäuscht sah, quälte er das Weib zu Tode — es starb in Verzweiflung. Als er aber nunmehr seinem Herrn und Meister mit Enthüllungen drohte, verschaffte ihm dieser durch seinen Einfluß die Stelle, die er jetzt inne hat. Einige Wochen später siedelte ich hieher über — war ich doch felsenfest überzeugt, daß, wenn ich ihn überwachte, ein Tag der Rache kommen würde. Und er ist da, schrecklicher, als ich ihn mir jemals geträumt. Als ein elender Verbrecher wandert er nunmehr selbst in den Kerker, den er wegen der übrigen Greuel über und über verdient hat."

Die Prophezeiung des Fremden erfüllte sich nicht. Denn einer der Gefangenen, welchen man, vor dem Gefängnisse angekommen, nöthigte, nach einander vier Steine an das vergitterte Fenster zu werfen — das gewöhnliche Zeichen der Rückkehr — fand, nachdem jener das Thor geöffnet, Zeit, ihm zuzuflüstern: „Wir sind verrathen". Mochte Jener nun auch noch die Bewaffneten erspäht haben,

welche sich in den Schatten der Häuser hielten — genug, er sprang wie ein Luchs zurück und ehe die mit Geschrei Nachstürmenden Zeit gehabt hätten, die Thüre des Zimmerchens am Thor, in welches er sich geflüchtet hatte, zu erbrechen, krachte ein Schuß und mit dem schwarzen Pulverrauch, der aus den klirrenden Scheiben in das Mondlicht stieg, flog seine düstere Seele in das Nichts.

Einige Tage nachher hatte das „unheimliche Haus" einen neuen Herrn. Der „Fremde" war und blieb verschwunden.

Herbstansichten im Val di Ledro und Val Conzei.

Die Straße, welche über den stahlblauen Tiefen des Gardasee's – der Sage nach soll der See gerade dort an den graubraunen Wänden am tiefsten sein — nach dem Ledrothal führt, zeichnet sich von Weitem durch die weiße Linie aus, welche ansteigend die Abstürze sich hinaufschlängelt. Das Gestein der Felswand ist hier durch die Hand der Arbeiter aufgeschürft worden und die zwanzig Jahre, seit welchen die Bahn in den Felsen gebrochen worden ist, haben die bloßgelegten und aufgerissenen Wände nicht so verwittern und bräunen können, wie die Jahrtausende das Gestein ober und unter der Straße.

Von den letzten Häusern Riva's steigt die Straße fast ununterbrochen bis zur Wasserscheide zwischen dem Ledro-See und der Chiese. Sie muß eine Meerhöhe von mehr als zwei tausend und zwei hundert Fuß überwinden, bis sie sich drüben wieder gegen Val Ampola hinabsenkt. Die jäheste

Steigung befindet sich unmittelbar über dem Dröhnen und Stäuben des Ponalsturzes und wenn die Straße, vom See aus betrachtet, überhaupt wie eine ungeheuerliche weiße Natter erscheint, die an den Wänden hinkriecht, so sieht es vollends dort, wo vier Windungen gerade über einander liegen, aus, als habe sich die Schlange zusammengeringelt und strebe mit gesteigerter Kraft in die dunkle Schlucht hinein, aus welcher das donnernde Wasser zu Tag stürzt.

Jetzt — an einem hellen Octobertage — hallt es an den Wänden nicht mehr vom schrillen Sang der Cicaden, die sich der sommerlichen Glut erfreuten, dagegen bleibt die Farbenpracht des immer tiefer herabsinkenden See's gleich unbeschreibbar und die braunen Felsen am azurnen Rand und die Nachen, welche in dem blauen, glänzenden Himmel fliegen, die purpurnen Schatten der Wände über der Farbe des Wassers — das Alles gleißt und bewegt sich noch über dem flüssigen Becken.

Gar schön sieht man von der Ponalstraße aus auf Riva und Arco, vor Allem aber auf den Monte Brione, der sich hier in seiner wahren Gestalt zeigt, in der eines Hornes, dessen beide Enden gegen Westen zurückgekrümmt sind. Zwischen den Spitzen dieser Hörner steigt in grünen Staffeln sein buschiger Rücken an — die dem Osten zugekehrte Seite aber bricht jäh auf die Olivenhaine ab, die sich auf dem von ihr abgestürzten Schutt angesiedelt haben.

Im Sommer waren die Tunnels vergnügliche Oerter, weil sie Schatten boten gegen die Strahlen, die von der Felswand abprallten, jetzt quält die Wärme, welche vom milden Herbsthimmel strahlt, nicht mehr und der Tunnel wird uns nunmehr durch die mächtigen Staubschichten beschwerlich,

die nach wie vor in seiner vor den Wettern geschützten Höhlung liegen. Das wenige Licht, welches durch die Oeffnungen eindringt, wird durch die vom Fuße aufgeregten ungeheuerlichen Wolken verdüstert.

Liegen einmal die vier Windungen über dem Ponalsturz hinter uns, so haben wir mit diesem Eingange ins Ledrothal einen Boden erreicht, auf welchem sich Alles von dem allgemein n Aussehen der Seeufer unterscheidet: ein kühler Hauch kommt aus dem engen, bis hoch hinauf bewachsenen Felsthale, in tiefen Schlünden rauschen die Wasser, Schaum und Thau überall und die schräg über den schwarzblauen Schatten der Wände hereindringende Sonne, von beperlten Büschen verstreut — klappernde Mühlen, maigrüne Anger, das ist die Landschaft des Ledrothales, welche indessen fast bis zur Wasserscheide hinauf die Merkmale der angränzenden, südlichen Natur zeigt. Denn weit im Thale sieht man noch die Ranken des Weinstockes und da, wo dieser vor den rauheren Lüften nicht mehr bestehen kann, werden die Felder wenigstens noch von der glänzenden Laubfülle des Maulbeerbaumes beschattet. —

So liegen die kleinen Dörfer, unter denen der Ponal dahinrauscht, im üppigsten Grün und manchmal dringt das Auge durch lange Irrgänge, durch deren Schatten die eiligen Bergwasser in Schaumstreifen zur Tiefe rieseln. Dabei gefällt sich der Blick in der Uneingeschränktheit des Weges, welcher nicht mehr, wie in den fruchttragenden Feldern des Tieflandes, durch Mauern oder Zäune gegen die grünen Bögen und Laubgewölbe abgesperrt ist.

Wenn man sich einen englischen Park in scheinbarer Undurchdringlichkeit und in aller Macht seines Wachsthumes

denken und sich dabei vorstellen will, dasselbe bestehe statt der Eichen, Ulmen, Ahorne, Buchen, Eschen, statt des wuchernden Unterholzes von Sträuchern, Farrenkräutern und Moosen aus ebenso vielen Fruchtbäumen und aus der darunter gedeihenden Saat nährender Körner, so hat man ein Bild von den Auen, welche sich zwischen Biacesa und Pre ausdehnen.

Wir haben bei unseren Beschreibungen wälscher Thäler nicht selten Gelegenheit gehabt, auf den Abstand hinzuweisen, welcher zwischen der Herrlichkeit des fruchtreichen Gefildes und dem Zustande menschlicher Ansiedelung in ihrer Mitte besteht.

An wenigen Orten läßt sich diese betrübende Wahrnehmung in eben so augenfälliger Weise machen, als hier, wenn man zwischen Biacesa und Molina die Straße verläßt und den Seitenweg über Pre einschlägt, durch welches Dorf in früheren Jahren die Hauptstraße selbst zog, welche man nunmehr den nördlichen Felsabhang entlang angebracht hat. Nichts beweist klarer die tiefe Stufe, auf welcher Gesittung und der Wohlstand stehen, als der Blick in ein solches Trümmernest.

Schauen wir beispielsweise aus dem Fenster der Herberge, in welcher wir da zu Prè uns erfrischen, auch die Scene, die sich draußen in der Dorfgasse vor uns aufthut.

Die drei- und vierstöckigen Häuser, welche oben mit Heu und weiter unten mit menschlichen Wohnungen angefüllt sind, sehen genau so aus, als ob vor wenigen Tagen ein gewaltiger Brand seine Lohe durch ihre Thüren und Fensteröffnungen hätte schlagen lassen. Sie sind von unten nach oben hinauf mit einer dicken Schichte Ruß bedeckt.

Durch die Fensteröffnungen sieht man in schwarze Räume ohne Hausrath, in dem Bogengange gerade gegenüber werden Gaisen gemolken unbekümmert um die unfläthige Scene, welche der Beschreibung unzugänglich ringsherum aufgeführt wird. Dazu rauschen die klaren Brunnen, die von den üppigen Berghalden herabrinnen und aus irgend einem Gemäuer ertönt der Singsang eines verstimmten Claviers. Hie und da hängt über eine der Mauern noch eine farbige Blüthe hinab und zeigt inmitten des Dorfes selbst die Herrlichkeit der Natur gegenüber gestellt der Verwahrlosung der Menschen.

Noch weit widerwärtiger aber als Alles dieses sind die zahlreichen Vogelthürme, auf welchen draußen im duftigen Wald den kleinen Vögeln nachgestellt wird. Hunderttausende von Singvögelein werden dort vernichtet und todt in Körben nach den Städten der Lombardei hinausgesandt, wo sie dem gierigen Volk die trockene Polenta würzen müssen. Der Vogelthurm ist ein adeliges Vergnügen, ein Vergnügen der „Signori“. Man kann sich daraus einen Begriff machen von dem Bildungsgrade und den Sitten dieser Menschen. Mir hat es stets Befriedigung gewährt, zu sehen, wie der einzige Ort in allen diesen wälschen Thälern, an welchem lustiger Vogelsang ungehindert aus den dichten Baumwipfeln erschallt, der zur Kaserne La Rocca in Riva gehörige Lustgarten ist. Im Schutze der deutschen „barbari“ also gedeihen die Sänger und leben unbekümmert um die Netze und die Folter-Fallen, welche der adelige Scharfsinn des „Kunstvolkes“ ihnen stellen mag. Schwarzplättchen, Meisen, Amseln, Finken, Drosseln — Alles das würgen hoch- und niedrig geborene Mägen mit ihrem Maisbrei hinunter.

Netze sind hie und da über ganze Thäler hingespannt, um den Zugvögeln, die sich schaarenweise darin verwickeln, den Weg zu verlegen.

Außerdem aber sind auf den Bergen noch zahllos die sogenannten Archetti gelegt, das heißt kleine, aus Zweigen angefertigte Schlingen, welche dem Vogel den Fuß zerquetschen und in welchen er meist vor Schmerz und Hunger zu Grunde geht, weil es selbstverständlich denjenigen, welche die Archetti gelegt haben, nicht möglich ist, alltäglich die weiten Berggebiete abzugehen und die Thiere in ihren Schlingen zu erwürgen. Der Jäger findet seine Beute sehr häufig nur, wenn sie bereits verwest ist.

Es bestehen Gesetze gegen die Rohheit, aber Niemanden fällt es ein, sie zur Geltung zu bringen oder ihnen zu gehorchen. Welche Bedeutung haben im Uebrigen Gesetze gegen den Vogelfang, wenn alltäglich die getödteten Vögel in ungeheuerer Anzahl auf dem Markte feilgeboten und von den Beamten selbst gekauft werden, welche ihren Fang verhindern sollen? Da hängen an endlosen Schnüren die Insectenvertilger und Sänger unserer Wälder und die kaiserliche Polizei, welche Zeit genug hat, sich um die gleichgiltigsten Sachen von der Welt zu bekümmern, geht ruhig daran vorüber oder feilscht gar selbst um diese Zuspeise zu ihrer Polenta. Derlei sieht man an jedem Herbsttage von Bozen ab in jeder Stadt des gesegneten „Trentino" bis nach Verona hinunter.

Weder Beamte noch Geistliche (letztere predigen zuweilen, schießen aber selbst was da kreucht und fleugt), noch die Lehrer des Volkes in der Presse (den zu Roveredo erscheinenden „Raccoglitore", ein überhaupt sehr anständiges und nützliches Blatt, ausgenommen) haben Zeit oder finden Veranlassung, das verwahrloste Volk und die noch verwahrlosteren Signori von solchen Ab-

scheulichkeiten abzuhalten. Würden diese Leute nur ihre Thäler still und todt machen oder nur ihre Weinpflanzungen vernichten, deren Schützer, die larven- und raupenfressenden Vögel, sie aufzehren, so könnte uns wenig daran liegen.

Es fehlt gerade noch das zum Elend der Colonenwirthschaft, zu ihren entholzten Bergen, zum Schmutz ihrer heruntergekommenen Trümmerhäuser, zu ihrer unvernünftigen Nahrung, zu ihrer Unkenntniß der ersten Begriffe von Reinlichkeit, Ordnung und Bequemlichkeit, um die ohnehin schon auffallende Aehnlichkeit mit Irland zu vervollständigen. Wir aber haben ein Recht, die Sache theilweise als unsere eigene anzusehen und von unseren Regierungen zu verlangen, daß sie bei den Behörden, welche über jenes Volk gesetzt sind, ihren Einfluß aufbieten, um weiteren Schaden von unserer Heimat abzuwenden.

Jeder Beobachter weiß, daß in unserem Deutschland in Wald und Feld die Anzahl der Vögel abnimmt.

Der Ursprung des Uebels liegt dort in jenen vom „Kunstvolk" bewohnten Gefilden, in welchen die Schwalben aus den Nestern geholt und gebraten werden (sie lassen sich indessen selten in den Häusern sehen), in welchen man niemals einen Vogel über die Straße hüpfen sieht, ohne daß ein Stein hinter ihm herfliegt, in welchen der Storch auf dem Dache, die Nachtigall im Busch und der Falke im Thurm ein gleich beliebtes Gericht sind.

Wir dürfen es nicht bei unserem Zorn darüber bewenden lassen, daß sich das Wesen eines ganzen Volkes so von den Geboten der Natur und des Gemüthes abgewendet hat.

Es ist nothwendig, daß sich immer mehr Stimmen gegen jene Taugenichtse erheben, durch deren Herbstvergnügen

die schönste Zierde unserer Wälder und theilweise auch der Schutz unserer Saaten in stets wachsende Gefahr gebracht wird.

Hinter Molina gelangt man sofort zum See und bemerkt das langsame Herausfließen eines breiten, seicht über die Kiesel hinplätschernden Baches, des nämlichen Ponal, welcher weiter unten sich seinen Weg zum tiefen Gardasee durch schauerliche Klüfte hindurch gebahnt hat. Eine schilfige, dreieckige Insel trennt die beiden Arme des Wassers, dessen Fluth noch eine geraume Strecke weit zwischen der Wellenbewegung des See's und dem Rinnen des Flusses zu zögern scheint.

Der See selbst gleicht manchem Gewässer in den nördlichen Voralpen.

Ihn umgeben Wiesen und buschige Hügel und die Berge ragen nur in gewisser Entfernung über das Wasser herein. Auch machen selbst die höchsten von ihnen nur einen schwächlichen Eindruck. Denn wir befinden uns überhaupt schon kaum mehr zwei Meilen in der Luftlinie von der gänzlichen Abflachung des Gebirges in die lombardische Ebene hinaus entfernt. Und auch von dieser bescheidenen Höhe, welche überall für das Gebirge dort bezeichnend ist, wo es mit dem Flachland zusammenstößt, muß noch die Höhe des Ledrosee's abgezogen werden, welche bereits mehr als zweitausend Fuß beträgt. Am stattlichsten von allen Gipfeln, die in den See schauen, nimmt sich verhältnißmäßig noch der Monte Baldo aus, der blau aus der Tiefe heraufsteigt und mit der rundlichen Kuppe seines höchsten Gipfels weithin Alles überragt, was an den Ufern des Ledrosee's selbst in die Augen fällt.

Die Straße führt in anmuthigen Windungen am nörd-

lichen Ufer hin, bald von Wiesen umgeben, bald von schönen Nußbäumen beschattet, bald auch hart neben dem rauschenden Schilf des See's.

Das Gewässer nimmt im Allgemeinen Theil an den Luftströmungen, welche den großen Gardasee bewegen und so macht sich denn nun auch in dieser klaren Nachmittagsstunde die Ora bemerklich, welche, durch die Kluft des Ponal eindringend, eine mächtige Seitenwelle auf diesen See herwirft. Lange Schaumreihen überziehen das Gewässer und manche kleine Bucht, in welche die weißen Blasen hineingetrieben worden sind, hat den Anschein einer gefrorenen, mit Schnee bedeckten Fläche. Auch das Anschwemmsel zerbrochener Schilfstäbe am Grasufer schwimmt in breiten Schauminseln. So regt hier eine Bewegung das Wasser auf, welche durch Bedingungen und Einflüsse hervorgerufen wurde, die mit dem Wesen des großen Nachbars zusammenhängen.

Unser Weg führt uns heute durch die Dörfer Mezzolago und Bececca hindurch gerade ins Val Concei.

Dieses letztere Thal, von einigen elenden Dörfern bevölkert, zieht sich gegen Norden in das Gebirge hinauf und man kann über die Jöcher, welche es abschließen, hinüber nach Giudicarien, in die Gegend von Stenico oder aber auch über den Monte Pichea nach Campi und von dort nach Riva hinabgelangen.

Vielleicht war es die Absicht der Garibaldiner, gegen welche hier am 21. Juli 1866 ein blutiges Gefecht geliefert wurde, über den letzteren Weg hinüber nach den Ufern des Gardasee's vorzudringen. Dieser Weg wurde ihnen durch die Tapferkeit der Tiroler verlegt und auch die Anwesenheit

ihres gefeierten Führers konnte ihnen nicht über die Berge, von solchen Männern gehütet, hinweg helfen.

Ueberall bemerkt man Spuren des Handgemenges an den Häusern, sowohl zu Bececca als auch zu Locca und Enguiso.

An verschiedenen Stellen haben die Hinterbliebenen den im Gefecht Getödteten Steine als Denkmäler gesetzt. Doch ist dieß ausschließlich nur von Deutschen, nicht von Italienern geschehen, welchen der Sinn für derlei in geringerem Grade inne wohnt.

Nur auf einer Hügelkuppe ober Bececca ist — wohl auch zum Zwecke einer offenbaren Kundgebung — den „volontarj combattendo per la patria“ ein Denkmal gesetzt worden, welches indessen umgestürzt daliegt und mit Koth besudelt ist. Wir konnten nicht in Erfahrung bringen, wem die Urheberschaft solcher Roheit zuzuschreiben sei. —

Zu Enguiso ist ein viereckiger, mit niedrigen Mauern umgebener Kirchhof, auf welchem man am verhängnißvollen Tage die Leichen der Gefallenen nicht beerdigen konnte, weil schon zu jener Zeit der Boden mit den Särgen der Dorfbewohner so angefüllt war, daß für die Fremdlinge kein Raum übrig blieb. Man hat sie deßhalb, Tedeschi und Garibaldini, in brüderlicher Eintracht miteinander in eine große Grube gelegt welche sich vor der Kirchhofsmauer befindet und durch ein Kreuz gekennzeichnet wird. Man hat sie mit Kalk überstreut, oben aber ist die Grube durch Bretter und Steine geschützt. So liegen sie dort unten, von welchen die Einen pflichtgetreu für ihren Kaiser fochten, die Anderen ein armseliges Bergland ihrem Reiche einverleiben wollten. Auf dem Kirchhofe selbst erhebt sich nicht

ein einziges Kreuz, die Hügel erheben sich unregelmäßig neben einander, alle wirr von Gras und Kräutern bedeckt. Die Leute scheuen die Ausgabe für das kleinste Zeichen der Erinnerung, sei es auch ein winziges Holzkreuz.

Auch in der kleinen Todtenkapelle befindet sich weder ein Bild, noch irgend eine andere Zierde des Trauerortes, nur eine schwarze Bahre steht darin, der einzige Gegenstand, welcher sich vom Grün der wildwachsenden Pflanzen in diesem Leichenacker abhebt, wenn man die rothen, wilden Nelken ausnimmt, die über die Mauer her eingewandert sind und wie verstreute Blutstropfen im Grase liegen.

Wir besuchten den Herrn Pfarrer, um diese und jene Einzelnheit über die im Gefechte Verunglückten zu erfahren. Sein Haus ist das einzige im Orte, welches von außen betrachtet Aehnlichkeit mit einer behaglichen menschlichen Wohnstätte hat.

In den anderen Häusern — wenn man lückenhaftes Gemäuer so nennen kann — dringt der Rauch überall zu den Fenstern über die rußigen Mauern hinaus, Steine und Balken liegen aller Orten umher, nicht ein einziges der Häuser ist vollständig ausgebaut und der kümmerlichen Habe drohen die von unten her stets angeräucherten Strohdächer mit Vernichtung durch Feuer.

Es stehen jedoch die italienischen Thäler Tirols in dem Rufe, daß in ihnen eine ansehnliche Anzahl von Bränden jährlich in betrügerischer Absicht gelegt wird und so wollen wir uns denn auch vor dem Ruß, dem Rauch und den Strohdächern dieses Nestes beruhigen.

Beim Herrn Pfarrer aber ist es schon viel anmuthiger, nicht nur im Hause, sondern auch neben demselben. Denn

er besitzt einen Garten, der sich dem grünen Wiesenrand des Berges anschließt und in welchem Pflaumenbäume, Krautköpfe, Rettig und rother Löwenzahn munter neben einander gedeihen. Diese Idylle wird durch einen alten, nunmehr verlassenen Ziehbrunnen, dessen Walze von Spinnenweben bedeckt ist, sowie durch die grüne Decke der zierlichsten Farrenkräuter an den Mauern vervollständigt.

Das Rathhaus des Dorfes ist auch zugleich dessen Schulhaus und sieht nicht minder verwahrlost aus, als die anderen Wohnhäuser. Rauch und Koth haben auch hier ihre Spuren zurückgelassen, die Mauern sind besudelt und auch die übliche Kohleninschrift: evviva Garibaldi! fehlt nicht, welche von unkundigen Händen an so vielen Häusern dieser Dörfer angebracht wurde.

Die Kirchen in diesen Thälern sind meist in einem und demselben Style, nämlich dem der Renaissance, schmucklos erbaut.

Die Armuth der Einwohner ist Veranlassung, daß man wenig Geräthe und Zierrathen in ihnen bemerkt, auch ist der nüchterne und selbstsüchtige Sinn des Volkes überhaupt Schenkungen zu derartigen Zwecken abgeneigt. Im nördlichen Tirol, unter der deutschen Bevölkerung, gibt es in manchem armseligen Dorfe Kirchen, welche von Gold und Silber strotzen. Hier aber findet man überall das Gegentheil. Eine einfache blaue Tünche, ein Altarblatt, Bänke und Sitze, einige Laternen — das ist meistens der gesammte innere Schmuck des Heiligthumes.

Im Val Concei ist wenig zu sehen. Es ist eine ziemlich breite Thalmulde, im Halbkreise von den obengenannten Jöchern abgeschlossen, unten mit schönem Rasen, oben mit

spärlichem Wald bewachsen, der hie und da auch durch Steinrissen unterbrochen wird, welche sich bis in das Thal herab erstrecken.

Als wir wieder gegen Mezzolago am Ledrosee herauskamen, stand der Mond am Himmel. Weit im See drinnen lag ein mächtiges, blendendes Goldfeld, von welchem her bis zu unserem Ufer sich hier und dort, von der Nacht unterbrochen, ein zitternder Streifen zog.

Das Ganze hätte Aehnlichkeit mit einem ungeheueren Kometen-Stern und seinem Schweife gehabt, wenn nicht der Glanz dieses letzteren immer nur in dunklen Abständen aufgeleuchtet hätte.

Auch im Dorfe glänzten Lichter und den Schein von manchem derselben warf in verzerrten Linien der See zurück, welcher noch erregt war von der Nachwirkung des Windes. Auch die Sterne spiegelten sich und manches weiße Haus, die scharfen Schatten der Berge aber lagen im Wasser als wären es finstere Mauern.

In diesen Schatten zog sich derselbe Nebel, welcher draußen im Mondlicht wie eine sonnige Wolke glänzte, als blasser Streifen hin. Die grünen Wälder waren schwarz wie die Berge und eine lautlose Ruhe war im Thal, manchmal nur vom dumpfen Anschlag einer stärkeren Welle, oder vom matten Schrei eines Kindes im Dorfe unterbrochen.

So schieden wir vom Ledrothale.

Ein Gang zu Unserer lieben Frau zur Buche.

(Bei Nago.)

Das erste Morgenlicht der Frühe, welches ferne Berge aufhellt, ist von dem milden Scheine einer Nacht, die vom Vollmond durchglänzt wird, manchmal nicht leicht zu unterscheiden.

Sind jene Berge nackte Felszacken, so täuscht sich der Blick nicht lange, weil der fahle Schimmer bei genauem Hinsehen mehr von rosenrothem als von goldgelbem Schein durchzogen wird, die Gletscher aber am entlegenen Gesichtskreis zucken bald bleich, bald topasfarben auf und wäre nicht das Morgenwehen in der Welt und erbleichten nicht die Sterne, so wüßten wir nicht, ob wir nicht noch immer unter dem Vollmond der Mitternacht wandelten.

Es ist ein Zwielicht, wie es vor Aeonen an den ringenden Tagen so vieler Jahrtausende über der umdunsteten und menschenleeren Erde gelegen haben mag.

Die Köhler, welche heute die ganze Nacht in einem dichten Legföhren-Gestrüpp des Monte Baldo bei einem Feuer

gesessen hatten, das den Fischern im See unten wie ein Gestirn auf dem schwarzen Bergrande vorkam, hatten freilich den Morgen schon lange kommen gesehen; denn der Mondschein hatte ihnen nicht die fernen Eisgebirge gegen Norden gezeigt und jene fahlen Spitzen schienen ihnen erst herüber, als der Morgen wie ein Milchglas an ihrem Himmel aufdämmerte. Ich kam zu ihnen von San Giacomo herüber und hielt eine Weile bei ihnen Rast.

Sie waren alle froh, als die lange und kalte Herbstnacht vorüber war und die Wolken rasch an den Hängen gegen Süden hinabjagten und sich in der Tiefe der gewaltige See zeigte, einem ungeheueren Felde von matten, grauem Eise vergleichbar.

Bald kam dann auch die Sonne selbst, die sie bis jetzt nur an den Gebirgen des Gesichtskreises wahrgenommen hatten, zu ihnen über den Kamm herüber und leuchtete ihnen weingelb ins Gesicht und färbte die großen Thautropfen, die an den Legföhren hingen.

Selbst der Rauch von ihrem kleinen Meiler stieg lustiger in die Höhe und vermengte sich, immer rascher von dannen ziehend, mit dem Bergwind, der alle Dünste gegen das große Wasserbecken hinabtrieb.

Einer ihrer Kameraden, welcher zu dieser Stunde aus seiner Schlafkammer im Thale zu ihnen hinaufsah, ob es über den Berg her noch nicht Morgen würde, hätte nichts gesehen. als eine winzige goldene Wolke, die an ihnen vorbei eilte und doch waren sie mitten im glänzenden Nebel und sahen von der Welt nichts als sich, die Genossen und die knisternden Funken und die lange blaue Rauchsäule, die wie ein steiler Steig sich durch den Nebel emporzog.

Je mehr die Sonne über den Berg vorrückte, je blauer die tiefen Wasser dort unten und der Himmel selbst wurden, desto spärlicher kamen die Nebel vorüber und desto munterer wurden die Genossen.

— Ghecco, rief der Aelteste von ihnen, lade dem Thiere die Kohlen auf! der Herr wird dich heute erwarten.

Und Ghecco kam zustimmend herbei und lud Säcke, in welche die Fleißigen die morschen Kohlen der Legföhren eingefüllt hatten, dem Maulthiere auf, welches nebenan auf dem feuchten Rasen graste.

— Vergiß das Brod nicht! wurde ihm noch nachgerufen, nachdem er mit seinem Maulthiere schon über das graue Geröll unterhalb der Legföhren langsam hinabschritt. Ich ging gern mit ihm, weil ich des Weges weniger sicher war.

Die Steine trieften noch von dem schweren Thau der Nacht und wenn das beladene Thier über eine jener glatten und steilen Platten zu gehen kam, welche an nicht wenigen Stellen den Steig unterbrechen, trat Ghecco stets heran und führte es vorsichtig am Zügel.

— Gedulde dich nur, Napoli, sagte er dann, zuweilen das Thier streichelnd, die Zeit des Kohlenbrennens ist bald vorüber und dann ist es aus mit den harten Gängen auf den Baldoberg.

Das Thier aber ging gleichmäßig und unbekümmert um die Schwierigkeiten des Weges in gewohnter Weise den Berg hinab und beschleunigte weder seinen Schritt, wenn es gar bequem über sanfte Rasenflächen hinging, noch zögerte es auf den nassen steilen Steinhängen.

Als er auf einer jener Matten ankam, welche die jäheren Absätze des Berges unterbrechen, nahm er dem Thiere

mitleidig die Säcke ab und ließ es frei im Grase herumgehen.

Er selbst aber ging zu den zahlreichen Haselbüschen, welche dort auf der grünen Flur herumstehen, und pflückte seine Taschen voll Nüsse, die er den Kindern seines Herrn mitzunehmen gedachte. Er machte eine reichlichere Ernte darin als das arme Thier auf seinem Rasen, welcher bis hart auf den Boden abgemäht war, und in dem sich mehr kurze, graue, holzige Stoppeln zeigten als saftige Halme.

Indessen, Napoli mußte ein genügsames Thier sein, denn die kurze Rast und die Weide behagten ihm augenscheinlich. Er schlenderte langsam auf dem Plane umher und hob nicht einen Augenblick seinen Kopf von dem dürftigen Futter, welches er vorfand.

— Wäre freilich besser für dich, Napoli, wenn ich dich auf den Türkacker auslassen könnte, dort unten beim Feld Zurez. Wäre ich mein eigener Großvater, so könnte ich dich wohl dort hineinführen, der hat noch die großen Wälder gehabt und so viel Goldstücke in seinem Schrank, als du Kohlen in deinen Säcken. Sein Enkel ist ein Knecht und er war ein Herr, setzte er, zu mir gewendet, hinzu.

Darauf stand er eine Weile ganz trübselig da und fuhr sich mit der Hand über die Stirne, wie wenn er diese allerdings peinliche Erinnerung mit Gewalt verscheuchen wollte.

Plötzlich aber kam ihm ein anderer Gedanke und er stieg rasch gegen die Felsen hinauf, die sich hinter den Büschen erhoben.

Dort standen, über das Gestein hin verstreut, die kurzen himmelblauen Gentianen, die Nachblüthe derjenigen, welche

im schönen Mai da oben verwelkt waren, und über ihnen dichte Büschel von Alpenrosen mit vielen Blättern, welche der Herbst des Berges schon roth gefärbt hatte. Von diesen pflückte er ab, was nur in seine Hände ging, indem er zu mir sagte:

— Wer weiß, wann ich wieder einmal bei unserer lieben Frau zur Buche vorüber komme. Ich will sie heute ehren und den Großvater damit, der ihr das erste Täfelchen gestiftet hat.

Er legte die gesammelten Blüthen und Zweige in einen leeren Sack, in welchem er Brod für seine Genossen auf den Berg bringen sollte, holte Napoli herbei, belud ihn wieder mit seiner Last und abermals ging es langsamen Schrittes den Bergweg hinab.

Als wir bei der Cascina ankamen, einer gemauerten Sennhütte, neben welcher ein eiskaltes Wasser über eine steinerne Rinne hin in ein stattliches Becken fällt, ließ Ghecco das Thier trinken.

Es saßen einige Hirten auf den grauen Kalkblöcken rings um das Wasser, rauchten und plauderten, während andere am Becken selbst allerlei Gefäße wuschen, die sie im Hausrath ihrer Sennerei bedurften.

Ghecco ließ sich mit ihnen in ein Gespräch ein über die Hitze, welche sie während des Sommers auf der Malga zu erdulden gehabt hatten und über die Wohlthat des schönen kühlen Brunnens, dessen Wasser hier den Thieren zu gut kam, während sie überall sonst auf diesem Abhange des Berges schmachten mußten. Heuer hatten sich nicht einmal in den Höhlungen und Spalten des obersten Berggrates die kleinen Schneeüberreste erhalten, welche sonst dort oben

in den rauhen Lüften dem Sommer trotzen und zeitweilig sogar durch neue Flockenniederschläge vermehrt werden.

Die bei der Cascina aber konnten getrost bei ihrem Wasser sitzen, welches zu allen Jahreszeiten gleich kühl und reichlich aus der Felsenspalte hervorquillt.

Für jetzt aber, gestanden die Hirten, waren sie des unaufhörlichen schönen Wetters überdrüßig und sie hätten sich gar sehr einige Regentage gewünscht, deren Kühle die Vögel von den höheren Berggegenden herabscheuchte. Denn so lange es schön und warm blieb, verließen jene Thiere die hohen sonnigen Kuppen nicht, von welchen sie zur Ebene hinab sich erst dann zu flüchten pflegen, wenn kalte Nebel oder frühzeitiges Schneegestöber die hohen Halden unwirthlich machen. Die Hirten aber haben überall auf dem Berge ihre Schlingen gelegt, mit welchen sie den Vögeln nachstellen.

So vertreiben sie sich die Oede ihrer Einsamkeit, erbeuten Leckerbissen zu ihrer Mahlzeit und machen gar auch noch einigen Gewinn, indem sie das Ueberflüssige auf den Markt schicken. Auch die Aussicht auf einen anderen Gewinn war ihnen abgeschnitten, so lange der Himmel immer sonnig und klar über dem Berge lag. Auf den Matten sprießten sonst, wenn die Herbstregen kamen, zahllose der wohlschmeckendsten Schwämme auf, welche sie mit reichlichem Gewinn in der Stadt feilboten.

Jetzt aber war noch weit und breit keines dieser Gewächse am Berge hin zu entdecken.

Auch das Melissenkraut, von welchem einer der Hirten eine köstliche Essenz zu bereiten wußte, konnte in der Dürre nicht gerathen.

Nachdem wir solches ausführlich mit den Hirten be-

sprochen hatten, drängte Ghecco zum Aufbruch, weil ihn der Herr unten im Dorfe erwartete.

Mir schien es aber, als ob er unserer Unterredung überhaupt völlig verwirrt und zerstreut zugehört habe, und ihm ein Gedanke, der ihn schon früher in meiner Gesellschaft beschäftigt hatte, nicht aus dem Kopfe habe weichen wollen.

Wir schritten schweigend neben einander her.

Auch die tiefe Welt unten nahm in den stäten Lichtern des wolkenlosen Nachmittags eine Färbung an, wie wenn in ihr jeder Laut, ja das Leben selbst erstorben wäre.

Das blühende Thal der Sarca lag, von unserer Höhe aus betrachtet, metallisch grau da, so wie die Welt in den Augenblicken einer Sonnenfinsterniß erscheint. Seine grüne Ueppigkeit war völlig in dieser Todtenfarbe verschwunden. Seine Berge aber und Felsen ragten aus ihm unheimlich hervor wie ungeheuerliche zu Stein gewordene Gespenster.

So lösen sich, von der höchsten Lichtfülle getroffen, die bunten Erscheinungen des Lebens in einen einzigen, unheimlichen Ton auf und wer weiß, ob sich dieselbe Wahrnehmung nicht im Reiche der Geister wiederholt und ob deren mächtigstem, welchem die Dinge, von leuchtender Höhe aus betrachtet, nicht von Wolken und gaukelnden Schatten verwirrt erscheinen, nicht wie ein starres und unwandelbares graues Feld der Vernichtung in das Auge fielen?

Solches Licht bleibt den Geistern der Menschen verschlossen und ihre Sinne bedürfen des Lebenshauches, welcher den Druck der Farben und die Empfindung von Buntem oder Einförmigem, von Schatten und Licht, von Gutem und Bösem hervorbringt.

Nachdem wir von der Cascina eine Strecke abwärts

gestiegen waren, verschwand allmählig die bleierne Starrheit über dem grünen Thal, es zeigten sich dessen vielgestaltige Auen, es schied sich der blaue Fluß vom Weingefilde, die Hügel von den weißen Häusern, die saftige Wiese vom schwärzlichen Olivenhain.

Dafür aber geriethen wir von Zeit zu Zeit in ein Heer von Dünsten, welches die Oravom erregten warmen See in die kalte Luft heraufjagte. Die Sonne, welche kurz vorher uns die bunte Pracht der Niederung wieder angefacht hatte, schimmerte nunmehr in mattem Roth durch die gewaltige Jagd.

Oeffnete sich wieder ein Riß in den Dampfballen, so sah man, daß auf den Bergen jenseits des See's in gleicher Höhe dieselbe Trübung sich dahin zog. Doch schienen ihre Haufen gar langsam und unbedeutend am Hange zu schweben, verglichen mit den düsteren Nebelbergen inmitten deren wir uns selbst abwärts bewegen.

Der Beobachter von dort drüben hätte den Blick gegen uns her gewandt, sich vielleicht der nämlichen Täuschung hingegeben.

So ist es überall mit den Drangsalen, welche den Pfad entfernter Menschen verfinstern. Sie erscheinen als ein leicht vorüberziehendes Wölkchen gegenüber dem Sturme der wilden Gespenster um uns selbst her.

Mit dieser Bemerkung möchte ich jedoch keineswegs gesagt haben, daß der Nebel, welcher uns hie und da ereilte, unangenehm auf die Wanderer einwirkt. Sie werden sich im Gegentheile der feuchten Kühlung erfreuen, welche die gewohnte Trockenheit der heiteren Luft unterbrechen.

Noch eindringlicher hatte ich das am heißen Nachmittage

des vorhergehenden Tages empfunden, an welchem ich, auf der grasigen Kuppel des höchsten Gipfels lagernd, mich des wechselnden Schattens erfreute, welcher durch die Nebel, die uns zeitweilig mit ihrem würzigen, wasserduftigen Hauch einhüllten, um uns herum ausgebreitet wurde.

Es war ein gar herrliches Schauspiel gewesen, welches diejenigen umgab, die auf der weiten Kuppel des Berges rasteten: vor uns die grasbedeckte Wölbung, aus welcher die Stürme der Jochhöhe an vielen Stellen das graue Kalkgestein unter der dünnen Rasendecke losgeschürft hatten, unter uns der See, eine matte Fläche von Zinn und in weiter Runde die mächtigsten Schneehäupter des Berglandes, bald golden aufleuchtend, bald von einem der großen Wolkenringe verweht, welche übereinander gelagert sich langsam in die ungeheuere Runde drehten.

Wir hatten nunmehr die tiefe Mulde, über welche sich zwischen ihren Bäumen die Casa di Polidoro erhebt, und unter welcher in der Tiefe die Fontana del Varno rauscht, im Mai von Nachtigallen umsungen, längst hinter uns, näherten uns schon den ersten mit Mais bepflanzten Feldern, welche auf den Monte Baldo freilich fast so hoch hinaufreichen, als drüben auf dem Stivo die Kohläcker.

Ich schlug Ghecco vor, nunmehr auf dem nächsten Wege nach Nago hinabzusteigen und uns durch das sogenannte „Foram", eine Trümmerschlucht, die an den meisten Stellen nicht mehr als klafterbreit ist, hindurch zu winden.

Er aber beharrte darauf, bei Unserer lieben Frau zur Buche vorüber zu kommen, weil heute für ihn ein gar wichtiger Tag sei, den er nicht vorüber gehen lassen wollte,

ohne nach der alten Sitte seiner Familie das Bild der gnadenreichen Mutter dortselbst zu ehren.

Auf dem Wege, welcher von Nago zur Cascina und noch weiter darüber hinaus führt, standen, wie auch sonst auf dem ganzen Baldoberge, noch vor wenigen Jahrzehenten zahllose mächtige Buchen, welche den Rasen beschatteten und den Schatz seiner Quellen hüteten. Jetzt sind von diesen Wäldern nur mehr wenige Bäume, vielleicht im Ganzen ein Dutzend vorhanden, die übrigen sind zu Kohlen verbrannt und um geringes Geld verschleudert worden.

In der Höhlung eines Stumpfes, dessen gewaltige Weitung noch von der Herrlichkeit des Stammes zeigt, welchen derselbe einst trug, ist ein bescheidenes Bildniß der heiligen Jungfrau angebracht, welches die Umwohner „Nostra Signora del Fag" das heißt „Unsere liebe Frau zur Buche" benennen.

Aus dem alten Stumpfe über dem Bildniß ist ein neuer jugendlicher Stamm entsprossen und auch sonst sind dem alten morschen Holze zahlreiche Zweiglein entkeimt, an welchem sich saftgrüne Blätter im Bergwind bewegen. Fromme Leute mögen wohl meinen, solche wunderbare Kraft des Lebens gehe von dem Bilde selbst aus, vor welchem schon so manche Bitte und so manches Dankgebet gelispelt worden ist. Denn es geht von dem Bilde überall die Sage, daß es den Andächtigen Segen bringe.

Ghecco ließ nun abermals seinen Napoli grasen und machte sich daran, aus den Büscheln von Alpenrosen, welche er mitgebracht hatte, einen Kranz zu flechten.

Es dauerte keine Viertelstunde und das Gewinde war um das Täfelchen befestigt.

Es bildete einen gar anmuthigen Schmuck mit den rothen, verwelkten Blättern, die einzeln sich von dem lederglänzenden Grün abhoben, den himmelfarbenen Gentianen und den vereinzelten Nüssen, welche Ghecco geschickt in freundlicher Abwechslung anzubringen gewußt hatte.

In diesem Kranze war, wie auf dem Stumpfe der Buche selbst, Frühling und Herbst, Jugend und Alter vereint. Wie auf dem uralten Holze das grüne Laub sproß, so erinnerte neben der reifen Frucht der Kelch der Frühlingsgentiane an die ahnungsvollen Tage des Aprilmonates, an welchen noch die lustigen Wasser der Lawinen in den See rauschten und der Kukuk in dem hellgrünen Eichengestrüpp sang, welches jetzt die Berghalde braun färbte.

Ich frug Ghecco, was es mit diesem Kranze für eine Bewandtniß haben solle.

Er lachte und meinte, es sei ein Anliegen eigener Art. Mehr aber vermochte ich nicht von ihm zu erfahren.

Als wir miteinander das Trümmerfeld erreicht hatten, welches sich unter der „abgerissenen Wand" und den Hörnern von Zurez hinzieht, hielt Ghecco bei dem ersten Oelbaum, der dort auf dem grauen Felsen steht, einen Augenblick stille. Ich bemerkte, daß in diesen Baum der Buchstabe L eingeschnitten war, dessen Vertiefung die Rinde aber schon um mehr als einen Zoll überragte.

Ghecco sagte mir, er habe das als Knabe vor mehr als fünfzehn Jahren gethan.

Der Sturz von Felstrümmern, der einst von der abgerissenen Wand und den Zacken ausging, mag ein furchtbarer gewesen sein, weil Blöcke selbst auf dem entgegengesetzten Hange liegen. Diese müssen, vom jähen Fall in

der Tiefe aufprallend, noch mit Gewalt dorthin geschleudert worden sein. In diesem Augenblicke aber war der Schauplatz der Kämpfe und der wilden Tobsucht vom rothen Schein der untergehenden Sonne beleuchtet, welche über das todte Gefilde einen Schimmer von troſtreicher, rosiger Wärme ausstrahlte.

Bei den ersten Häusern des Dorfes Nago kamen Ghecco Leute entgegen, die ihm zulächelten und Andere, die ihn laut beglückwünschten.

Er kümmerte sich nicht mehr um mich noch um seinen Napoli, sondern ging mit einem dieser Männer, in dessen Arm eingehängt, geraden Weges hastig in eine der Seitengassen des Dorfes.

Mehrere Tage später begegnete er mir wieder.

Sein Kranz hatte, wie er mir lachend verkündete, seine Schuldigkeit gethan. Denn an jenem Tage endlich war es den Thränen und Bitten Luigias gelungen, ihren Vater zu erweichen, der seit Jahren dem still verabredeten Bündniß der Beiden den trotzigen Widerstand des behäbigen Mannes gegen den Armen entgegen gesetzt hatte. Das war, wie er mir mittheilte, die Angelegenheit gewesen, die ihn damals, zur verhängnißvollen Zeit, so mächtig bewegt hatte und das L im Oelbaume war der Anfangsbuchstabe des Namens, dem er so lange Zeit hindurch die Jugendliebe treu bewahrt hatte.

Im Etschthal.

Roveredo hat von allen Städten, welche an der Etsch liegen, meines Erachtens die anmuthigste Lage. Die Laubwälder auf den östlichen Giebeln, der glasklare Bergstrom, welcher, aus dem Thale Terragnollo hervorbrechend, die Via de' Calcionari durchstäubt, die schatten- und wasserreichen Gärten, die gewaltigen Rosenhecken, welche an Maientagen in ihrer vollen rothen Pracht dastehen, die schwarzen Cypressen, welche, zahlreicher noch als die weißen Kirchthürme des gesegneten Landes sich überall aus den üppigen Pflanzungen erheben. Von der vergangenen grünen Waldherrlichkeit des Flußthales aber zeugt das Stadtwappen, die Eiche (robur), welcher der Virgilische Vers:

magno cum robore quercus
ingentes tendet ramos,

als sinnige Verzierung beigegeben ist.

Alles dieß mit einem Blick überschaut, stellt ein Bild zusammen, wie es sich weder vom Dos di Trento, noch von irgend einer der Anhöhen um das weinreiche Bozen herum in gleicher Mannigfaltigkeit zeigt.

Wenn man um jene Zeit den neuen Corso hinausgeht, blühen am Ende der Stadt die mächtigen Linden und spendet

die Doppel-Allee der hohen Pappeln, die sich im Norden gegen Calliano hinzieht, zu allen Tageszeiten wohlthätigen Schatten.

Im unvergleichlichen Garten der Villa Masotti plätschern die Wasser, die vom Gebirge herabgeleitet sind und hat man erst die freie Campagna erreicht, so befindet man sich gar in einem ununterbrochenen Garten, in welchem schon im Mai die dicken Wülste der Feigen fast reif an den Bäumen hängen und überall süßer Saft in edle Bäume steigt.

Eine der schönsten Aussichten eröffnet sich bei der Ueberfuhr von Sacco, welches man füglich eine Vorstadt von Roveredo nennen kann.

Man überschreitet dort die Etsch auf einem großen Kahn, welcher durch ein über den Fluß gespanntes Seil gehalten wird. Die Häuser, welche am Ufer stehen, genießen auch in den glühendheißen Sommertagen des Etschlandes stets angenehme Kühlung, welche über die Wasser hinhaucht, die aus den fernen Schneefeldern vom Ortler an bis zu den wilden Tauern zusammengeflossen sind.

Um jene Zeit, in welcher der Fluß je nach der Sonnenwärme, welche jenes Eis löst, immerwährend steigt und fällt, sind seine Ufer oft von einem breiten Schlammgürtel eingefaßt, welchen die abgeflossene Hochfluth aufgeweicht hat. Zu solch' verwahrlostem Aussehen des Gestades stimmt gut der Anblick mancher Häuser am Ufer, die so fensterlos, schwarz, verwittert und morsch herüberschauen, als ob sie eben von dem entgegengesetzten Elemente, dem Feuer, heimgesucht worden wären.

Gerade da aber, wo am westlichen Ufer der Kahn der

Ueberfahrt anlandet, erhebt sich über dem Uferschlamm ein Christusbild an der Mauer, welches im Frühling von herrlichen Rosen umblüht wird. Nicht leicht geht einer von denjenigen, welche in den Kahn steigen oder ihn verlassen, an dem Bilde vorüber, ohne es andächtig zu grüßen.

Diesen Gruß versäumte auch ein Mann nicht, welcher eben, von Sacco herüberkommend auf das schlammige Ufer gesprungen war. Obwohl er seine ganze Kraft aufbieten mußte, um eine kleine Anzahl von Hämmeln, die durch die überstandene Fahrt scheu gemacht, in Unordnung über den Uferschlamm hin und her sprangen, zusammenzuhalten, so hielt er doch mehrere Augenblicke lang den grauen Filzhut in den Händen und murmelte auch etwas vor sich hin, was vielleicht ein Gebet war, vielleicht auch eine Verwünschung der störrigen Thiere.

Der Mann war leicht als ein Dreißiger zu erkennen, sein grauer Filzhut bedeckte ein kräftig dareinschauendes, von einem schwarzen Barte umgebenes Gesicht.

Endlich hatten sich die Thiere von der Ueberraschung des Nachens erholt und nunmehr ging es eilig hinauf die Abhänge hinan, von welchen das weiße Isera herabschaut und die vielen Landhäuser und über welche sich der Weg immerfort durch Gärten voll der edelsten Weinreben hinzieht.

So oft der Hirt mit seiner Heerde an einem der zahlreichen Mauerwerke vorbeikam, auf welchen eine bestaubte Malerei in undeutlichen Farben dem Wanderer ein Ereigniß der heiligen Geschichte zeigt, nahm er immer wieder seinen Hut ab und sprach wohl auch ein Wort leise vor sich hin.

Die Staubwolke, welche die Thiere hinter sich zurück-

ließen, färbte ihm die Haare und den schwarzen Bart, daß seine ganze Gestalt bald nicht minder grau darein sah als die glühenden Mauern, zwischen welchen er langsam den Spuren der Heerde folgte. Die Wolke erhob sich so hoch, wie die Glockenthürme von Mori, welches er eben erreichte und senkte sich, von keinem Winde weiter getragen, langsam auf die Blattflächen der Bäume herab, welche, einst grün glänzend, nunmehr seit Wochen vom Staube der Straße beschwert dastanden und sich in ihrer Farbe keineswegs mehr von irgend einem anderen Gegenstande ringsumher unterschieden.

Von den gelben Schnecken an, welche sich an den Ecksteinen der Straße festkleben, bis zum Lorbeergebüsch um den Springbrunnen im benachbarten Lustgarten war Alles von gleichförmigem Grau verweht worden. Auch die Thiere, welche sich auf dem Wege begegneten, schienen von einerlei Fell bekleidet zu sein: die Hämmel wie die Esel und Rinder — Alle sahen aus wie die Straße oder die Wolke, in welcher sie lechzend einherschritten.

Wenn Einer den Hirten vor manchem Bildstock seine Lippen bewegen sah, so hätte er meinen mögen, der Mensch bete um Erlösung aus solcher Qual, denn der Schweiß troff ihm vom Leibe und der dichte Kalkstaub, der in der Luft schwebte, ätzte ihm die Haut.

Es war aber vielleicht doch ein anderes Anliegen, welches er mit halblauten Worten den staubigen Bildern vortrug. Es mochte in seiner Brust noch eine andere Qual ihn beengen, als die der Lunge und andere trübe Gedanken vor ihm herziehen, als die um die wandelnde, beißende Wolke.

Man kann auch sagen, wenn dem Hirten der Staub so große Pein verursacht hätte, er würde zuversichtlich in den Wellen des Baches, der außerhalb Mori aus den Wassern des Loppio-See's und denen vom Gardumo-Thale zusammenrinnt, sich Linderung gesucht haben. Er schritt jedoch an demselben, der klar in einem weiten Geröllbette dahin rauscht, weiter und kümmerte sich so wenig um das Wasser, als sich irgend ein anderer bestaubter, von Schweiß und Schmutz bedeckter Wälscher darum bekümmert.

Der Bach murmelte an ihm vorüber, wie er an den gemauerten Bildstöcken.

Dort, wo der breite Steig nach Gardumo sich aus dem Thale des Comeraso empor hebt, verließ der Hirt endlich die Straße und ihren Staub und trieb seine kleine Heerde über die steinige Halde empor.

Es ist ein steiler und von zahllosen Felstrümmern bedeckter Pfad, der sich da zu den hochgelegenen Dörfern unter der Spitze des Stivo hinaufwindet, aber doch konnte er nach dem Glutstaub der Landstraße Erholung gewähren. Auch kommen, je mehr man sich den Hochflächen nähert, kühle Lüfte herab und statt der dichten Staubschichten bedecken dort Farrenkräuter die Steine neben dem jähen Wege.

Es war etwa zwei Stunden vor Mittag, als sich der Hirt dem ersten Dorfe, San Felice, näherte.

Die der Sonne abgewendeten Berghänge waren fast noch unsichtbar unter dem Dufte einer schwarzblauen, unergründlichen Färbung versteckt, über welcher der Lichtflimmer der sonnigen Luft schwebte, die von den Thaudünsten der Nacht gesättigt war.

Der Mond schwebte noch wie ein leichtes Wölkchen am

Westhimmel, von Osten her aber überzogen tausendfarbige Strahlen die thaubedeckten Wiesen steiler Hänge, denen jetzt erst die Sonne aufging. Der Bach rauschte tief aus seiner Schlucht herauf und die Robinien, welche aus den Weinpflanzungen hervorragen, bewegten ihre Blätter leise in dem kühlen Winde, der in's heiße Thal hinabzog.

Mit einem Mal drängten die Schafe scheu zurück. Es kam ihnen, den Pfad rüstig herbeieilend, ein Mann entgegen, welcher auf einem Stocke eine lebendige Nachteule und auf dem Rücken eine Anzahl langer, oben mit Leim bestrichener Stäbe trug.

— Ho, Pietro, woher so früh? rief ihm der Hirt entgegen, indem er mit dem Stocke, welchen er in der Hand hielt, die Schafe, welche gar zu furchtsam rechts auf den Wiesenabhang sich flüchteten, in den Hohlweg zurückscheuchte.

— Ich war auf der Vogeljagd mit meiner Eule, entgegnete der Angeredete lächelnd, aber ich komme mit leeren Taschen nach Hause. Es liegt noch immer so viel Thau, daß die Vögel mit nassen Füßen und Federn auf die Leimruthen kommen und nicht daran hängen bleiben können. Aber wo bringst denn du die Schafe her, Romano?

— Ich glaube, ich mache mit diesen kein besseres Geschäft, als du mit deiner Nachteule. Sie sind den Hochsommer über auf der Vedretta *) gewesen, haben zum Scheeren heim nach Roveredo gehen müssen und sollen jetzt noch hinauf zur obersten Baita auf dem Monte Stivo.

*) Er meint die Gletscher in Val Genova.

Ich habe dem Herrn gesagt, daß ich nicht weiß, woher die Thiere dort das Futter nehmen sollen. Ist doch im Juli Alles so vertrocknet, daß sogar bei unserer Quelle das Wasser fast ganz und gar ausging. Er aber meint, es würden jetzt bald die Herbstregen kommen und das Gras schleunig wieder nachwachsen auf dem Berge.

— Ich glaube es nicht, Romano, entgegnete der Jäger. Wenn das Wetter anders werden sollte, so müßten die Vögel schon weiter zum Thal herabkommen. Sie halten sich aber noch immer dort oben auf und ich muß jetzt mit meiner Eule, wenn ich etwas fangen will, bis zu dem höchsten Gestrüpp hinaufsteigen, in welchem ich sonst um diese Zeit mit meiner Flinte nur auf wilde Hühner jagte.

— Ich meine schier auch, du hast Recht. Wenigstens hat mir gestern in Mori ein Fischer gesagt, daß auf dem Seegrund noch immer die Seegräser nicht recht wachsen wollen. Und alle Fischer meinen, daß die Dürre anhält, wenn diese nicht weiter zum Wasserspiegel heraufwachsen.

— Dir kann es einerlei sein, erwiederte Pietro. Wenn das Gras dort oben nicht gedeihen will für die Thiere, so bringst du sie dem Herrn zurück.

— Du hast Recht, wenn die Sorge um das mein größter Kummer wäre, so möchte ich wohl glauben, ich sei glücklich. Aber —

Hier hielt Romano plötzlich inne, als ob es ihn gereute, das auszusprechen, was er hatte sagen wollen, er besann sich einige Augenblicke und fuhr dann fort:

— Ist es wahr, daß wir bald wieder Krieg haben werden? Du kommst doch öfter mit Herren zusammen, welche etwas wissen. Wir erfahren gar nichts da heroben auf

unserer Alpe und wenn ich einmal in die Stadt hineinkomme, so getraue ich einfältiger Mensch mich nicht zu fragen, aus Furcht, die Leute möchten mich auslachen. Und dann, weißt du, ist es ja ohnehin verboten, über solche Dinge laut zu sprechen. Vor dir aber, Pietro, habe ich keine Angst.

— Bist du ein närrischer Kerl! entgegnete lachend der Jäger. Wer wird es dir wehren wollen, zu fragen, wonach du willst?

— In der Stadt sagen sie, die Gensdarmen hätten es verboten von dem neuen italienischen König zu reden und wer etwas vom Garibaldi erzählt, den sperren sie gar nach Trient oder noch weiter draußen ein und er mag lang warten, bis er wieder herauskommt.

— Man hört es dir wohl an, Romano, daß du keine andere Gesellschaft hast, als deine Hämmel oben auf dem Stivo. Und so will ich dir's denn sagen, damit du dich nicht weiter ängstigst. Es geht wohl unruhig zu drunten im Königreich, aber kein Mensch weiß etwas davon, daß sie Krieg anfangen oder in unser Gebirg hereinkommen wollen. Und wenn's auch so wäre, dich auf deiner Baita lassen sie gewiß in Frieden.

— O, wegen dem habe ich keine Angst, antwortete Romano lebhaft aber, —

Er vollendete seinen Satz wiederum nicht, sondern schaute Pietro verlegen und stumm an.

Dieser zuckte die Achseln und sagte:

— Geh hinauf auf deinen Berg und habe keine Angst, weder um dich, noch um deine Thiere. Weiß der liebe Gott, womit dich Jemand in der Stadt oder sonst wo zum Besten hat halten wollen. Lebewohl, Romano!

Mit diesen Worten ging der Jäger den Weg, welchen der Hirt heraufgekommen war, lachend hinab und ließ diesen ganz verblüfft stehen. —

Erst nach einer Weile gewann Romano seine Fassung wieder und trieb seine Heerde an, indem er vor sich hin murmelte:

— Die heilige Muttergottes helfe uns Allen! Wenn es nur wahr ist, was er gesagt hat. Ich wünsche ihm, daß er so viel Vögel fängt, wie vor Zeiten der Herr des Roccolo de' Mesturi *). Angelogen wird er mich wohl nicht haben was hälfe es ihm denn?

Kaum eine Viertelstunde später hatte der Bursche das Dorf San Felice erreicht, welches in ansehnlicher Höhe von einer zertrümmerten Burg der Grafen von Castelbarco überragt wird.

Die Thiere waren auf der letzten Strecke mit Mühe zum Weitergehen angetrieben worden. Viele legten sich zeitweilig nieder oder blieben stehen und fast alle hinkten jämmerlich den jähen Steinpfad hinauf.

Romano mußte vorläufig daran denken, seine Schutzbefohlenen eine Weile rasten zu lassen, bevor er sie zu dem weiten Wege nach der hochgelegenen Sennhütte antrieb.

Neben einem der armseligsten Häuser des Dorfes San Felice zieht sich eine Wiese den Berghang hinab, welche von hohen Weidenbäumen angenehm beschattet wird. Mehrere schaumige Wasseradern rinnen durch sie zur tiefen Schlucht

*) Ein Vogelthurm in der Nähe von San Felice, jetzt verfallen.

des Gardumo-Baches und eine von ihnen stürzt aus einer Holzrinne über ein mächtiges Mühlrad hin, dessen Geräusch man wohl vernimmt, welches aber sich unter den Bäumen völlig versteckt bewegt.

Mitten in der Wiese war von einer der kleinen Wasseradern ein Tümpel gebildet in welchem eben mit wuchtigen Steinen beschwert große Hanfbündel auf dem schlammigen Boden lagen.

Romano ließ seine Heerde vor der Thüre des Hofes stehen und ging hinein, indem er laut: Teresina! Teresina! in das rußige Gemäuer hinter dem Hofe schrie.

Es dauerte eine Weile, bis aus einer braunen morschen Holzthüre, welche noch mit Ueberresten vergilbter, abgerissener Papiere beklebt war, zugleich mit einem Schwall blauen, beizenden Rauches ein Kopf zum Vorschein kam, welcher antwortete:

— Bist du's, Romano, ich kann heute kaum sehen, so drückt uns die Sonne den Rauch herab.

Zugleich hielt sich die braune Gestalt, welche mit dem Namen Teresina gerufen worden war, die Hand vor die Augen, wie wenn es ihr möglich gewesen wäre, durch diese Bewegung den Qualm abzuhalten, welcher allenthalben um sie her loderte.

— Ich will die Hämmel ein wenig auf deiner Wiese rasten lassen. Sie sind müde und ich muß fürchten, daß ich sie nicht mehr zu meiner Baita hinaufbringe, wenn sie sich da nicht ein wenig erholen können.

— Schon recht, erwiederte Teresina lachend, ich ver-

stehe dich schon, führe du deine Hämmel nur hinunter, das Glas Wein bringe ich dir gleich heraus in den Hof.

Teresina verschwand. Romano aber that wie ihm geheißen worden war. Er jagte die Hämmel über die Steineinfassung der Wiese hinab und setzte sich sodann auf ein umgestürztes Faß in den Hof, um abzuwarten, bis ihm Teresina das angebotene Glas aus dem Keller heraufbrächte.

Während dieser Zeit hatte Romano alle Gelegenheit, sich im Gehöfte umzusehen.

Der Hof war mit schweren Steinen gepflastert, welche die Berge und Thäler der Umgegend im Kleinen nachzuahmen schienen.

Ueber ihn hin waren Misthaufen, dürre Laubzweige, abgeschnittene Fichtenäste verbreitet. Die Mücken tanzten über allem diesen in der Sonne umher und neben dem ersten Stockwerk des Hauses schauten die Maiskolben von einer dort schwebenden braunen Altane blutroth herab.

Endlich kam Teresina, stellte das schmutzige Glas voll Wein neben ihn auf das Faß und sagte:

— Was bringst du mir Neues vom Polidoro, wie geht es ihm dort unten in seinem Garten?

— O, Teresina, antwortete der Hirt mit schleppender Stimme, ich wollte, er hätte von diesem Garten und seinem Herrn niemals etwas gesehen. Etwas Gutes kommt nie dabei heraus, wenn unser Einer mit Leuten zusammenkommt, die ihm den Kopf verrückt machen.

Teresina sah den Hirten mit ihren großen schwarzen Augen befremdet an. Sie schwieg eine Weile, sodann sagte sie in hastigem, ängstlichen Tone:

— Ist er etwa der erste Gärtner? Wer soll den großen Herren ihre Gärten bestellen, wenn nicht unser Einer. Sie selber werden sich nicht plagen wollen, wenn sie das Geld haben. Aber sag' mir nur, Romano, was ist denn geschehen?

— Dir, Teresina, will ich's wohl sagen, was aus dem Polidoro geworden ist. Ihr habt einander lieb und ich weiß gewiß, du hilfst mir für ihn beten.

— Madre Santissima! rief das Mädchen, indem es seine Hände ineinander faltete. Sage es mir nur, um Gotteswillen!

— Höre mich an, Teresina, ich will dir in kurzen Worten erzählen, wie Alles gekommen ist. Siehst du, der Herr, bei dem unser Polidoro Gärtner war, ist einer von denjenigen, welche das Land an den wälschen König hinüber spielen wollen und immer mit anderen reichen Herren zusammensitzt, wo sie ihre Pläne abmachen und mit einander berathschlagen, auf welche Art sie die Kaiserlichen hinaustreiben wollen. Weil sie sich aber fürchten, in der Stadt zusammen zu kommen, so haben sie sich das Landhaus des Herrn ausgesucht, bei dem unser Polidoro dient. Es steht mitten im Garten unter dichtem Gebüsch und wer sie nicht hören soll, der hört sie nicht. Auf unsern Polidoro haben sie gar nicht Acht gegeben. Vielleicht haben sie sich gedacht, der ist zu gering, als daß er sie verstehen könnte. Während er draußen vor den Fenstern des Gartenhauses den Schwefelstaub mit dem Blasbalg auf die Reben schüttete, hat er ganz gut hören können, was die im Hause drinnen mit einander verhandeln. Und da ist er nun vor ein paar Tagen zu mir gekommen, hat gesagt, er wolle nun und

nimmermehr sich zu den Soldaten abstellen lassen, und dem fremden Unterdrücker — so hat er gesagt — dienen. Ich soll dich schön grüßen und du wirst schon von ihm erfahren.

— Nun, rief Teresina, und was hat er gethan?

— Ja, das ist eben der Jammer, sagte Romano kleinlaut, vorgestern ist er hinüber ins Italien und will dort Soldat werden und nicht eher wiederkommen, bis unser Land befreit ist. So ungefähr hat er zu mir gesagt, mir noch einen Gruß an dich aufgegeben und fort ist er, dort hinüber.

Bei diesen Worten zeigte der Hirt mit der Hand nach den felsigen Kuppen des Monte Baldo, welche sich jenseits des Loppio-See's, San Felice gerade gegenüber über das Thal erheben und in diesem Augenblicke von lichtglänzenden Wolken verdeckt waren, so daß man aus der Handbewegung Romano's eben sowohl hätte schließen können, er wolle andeuten, daß sein Bruder über die Wolke hinweg in das schöne Himmelreich gegangen sei.

— O, mein Gott, schrie das Mädchen, ich seh' ihn nie wieder. Wenn er auch einmal zurückkommt, so werden sie's mit ihm machen, wie sie's den andern gemacht haben und werden ihn in einen Kerker sperren, aus dem er —

Sie vollendete ihre Rede nicht, sondern schluchzte laut auf und verbarg das Gesicht zwischen den Händen.

Nach einer Weile sagte sie stammelnd:

— O, es hat mir geträumt, daß Alles so werden wird. Vor ein paar Nächten habe ich ihn im Traum gesehen, da stand er auf einem Berge und ich winkte ihm. Er streckte auch die Arme gegen mich aus, aber dann kamen

die Nebel dazwischen gerade so wie jetzt auf dem Baldoberge drüben, er verschwand und ich konnte weiter nichts mehr von ihm sehen, so sehr ich ihm auch nachrief und ihn anflehte, er möge sich zeigen.

— Eh, Teresina, so arg ist es nicht, wie du thörichte Dirne dir einbildest. Wenn kein Krieg ins Land kommt, so wird ihm wohl kein Leid geschehen und auch wenn er zurückkehrt, können sie ihm nichts Anderes anthun, als daß sie ihn unter die Soldaten nehmen. Das wäre jetzt auch geschehen, wenn er dageblieben wäre und so weit bliebe es beim Alten.

— Hätte er nicht auch eine hohe Nummer ziehen können, dann wäre er frei geblieben, antwortete Teresina jammernd. Ich wäre gewiß alle Tage zum Christusbild bei der Ueberfuhr von Sacco hinunter gegangen und hätte für ihn gebetet.

— Das kannst du jetzt nicht minder thun, Teresina, und ich thue es auch. Weine nicht so, es wird sich vielleicht Alles zum Guten wenden, wenn wir miteinander fleißig beten, ich sein Bruder und du seine —

— Teresina! rief es in diesem Augenblick aus dem Inneren der schwarzen Höhle, aus welcher noch immerfort der blaue Qualm herausdrang. Teresina! Schaue nach der Suppe, die Knechte kommen aus der Kirche.

Das Mädchen sprang rasch auf, wischte sich mit dem Aermel seines abgetragenen Kleides die Thränen aus den Augen, legte die Hand auf Romano's Schulter und sagte:

Bleib noch ein wenig da, Romano. Der Weg zu deiner Baita ist weit und du kommst zu sehr von Kraft, wenn du nicht eine Schale Suppe einnimmst.

Teresina sprang eilig in den finsteren Raum zurück, in welchem einzelne Faullenzer des Dorfes, da es ein halber Feiertag war, auf Schemeln plaudernd um das Feuer saßen, obwohl schon die Hitze, welche durch die geöffnete Thür eindrang, lästig genug war.

Einer von diesen bemerkte die gerötheten Augen des Mädchens und befragte es. Teresina aber antwortete, das Wasser sei ihr aus den Augen gelaufen, als sie aus dem Rauch in das grelle Sonnenlicht hinaus getreten sei.

Sodann trat sie zu dem Kessel, der an einer Kette über dem Feuer hing, welches aus moderigen Zweigen übelriechend aufknisterte und rührte in demselben. Sie fuhr mit einem eisernen Löffel hinein und versuchte den grauen Inhalt, sodann schüttete sie denselben in eine große Schüssel, welche von ihr auf den braunen Tisch gestellt wurde, dessen drei Füße in Erdlöchern staken, während ein vierter kürzerer sich auf einige untergelegte Kalkplatten stützte.

Ehe die Knechte sich daran machten den Inhalt der Schüssel mit ihren Löffeln auszuschöpfen, hatte Teresina in einem kleineren Gefäße dasjenige weggenommen, was sie für den Hirten bestimmt hatte, der draußen im sonnenbeschienenen Hofe saß.

Es war ein Feiertagsgericht, welches sie da auftrug: eine Suppe mit Gerstenkörnern, welche das kärgliche Feuer nicht weich zu kochen vermocht hatte und Stücke von dem weichen unschlittartigen Speck, wie er in Wälschland gebräuchlich ist.

— Ich danke dir, Teresina, ich habe schon lange nicht mehr so gut gegessen, sagte Romano zu dem Mädchen. Auch meine Hämmel werden noch eine Weile an deine fette Wiese

denken, wenn sie wieder dort oben zwischen den Felsen grasen müssen. Aber es ist Mittag und ich muß mich beeilen, daß ich hinaufkomme, bevor es dunkel wird. Die Thiere wollen nicht mehr recht vorwärts. Leb wohl, Teresina! Ich weiß ganz gewiß, es vergehen nicht ein paar Tage und du hörst etwas vom Polidoro. Laß mich's nur gleich wissen auf die Baita hinauf, ich zahle gern den Botenlohn.

— O, Romano, wenn das geschieht, so komme ich selbst hinauf zu dir. Ich will gewiß beten Tag und Nacht, daß ihm nichts zustoßt. Aber, fügte das Mädchen nach einer Weile hinzu und die Thränen traten ihm auf's Neue in die Augen, er hätte es mir nie anthun sollen und so fortgehen, Niemand weiß wohin.

— Sei nur ruhig Teresina, es wird Alles besser werden, als wir denken.

Mit diesen Worten verabschiedete sich der Hirt von dem gastlichen Hause zu San Felice. Mit Mühe brachte er seine Heerde, die sich's im feuchten Grase hatte wohl sein lassen, wieder auf die Beine und ging mit ihr weiter seinem Ziele zu.

Von San Felice aus mußte er zunächst mit ihr eine große mit Maulbeerbäumen und Mais bepflanzte Hochebene durchwandern, in welcher er seinen Thieren fortwährend zu wehren hatte, links und rechts in die Wiesen und Felder hineinzuspringen und zu naschen. Dadurch wurden auch seine Gedanken ein wenig von dem Gegenstande abgelenkt, über welchen er mit der armen Teresina gesprochen hatte.

Als er den grauen Thurm im niedrigen Eichengestrüpp, den einstigen Roccolo de' Mesturi erblickte, kamen ihm jedoch wieder die Worte des Jägers in das Gedächtniß und gaben ihm ein

wenig von dem Troste, welchen er dem Mädchen gegeben hatte, ohne daran zu glauben.

Von dem steilen Pfade aus, auf welchem man gegen Pannone ansteigt, glaubt man in einem Hügellande zu gehen, über welches Reihen von weißen Schrofen emporschauen, von deren Rändern sich einzelne Fichten wie Stacheln in den blauen Himmel abheben.

Noch weit über die höchsten Ränder der Kofel, welche von da aus sichtbar sind, hatte der Hirt zu steigen, bis er in die Nähe seiner Baita kam und das alte, zertrümmerte Castell von San Felice, welches nunmehr so hoch auf dem verwitterten Felsen ragte, mußte fast unkenntlich tief unter seinen Füßen liegen, bis er die kleine Heerde unter dem schützenden Dache hatte.

Das Castell von San Felice gehörte einst den Grafen von Castellbarco, und wurde zu unbekannter Zeit zerstört. Jetzt ist es wohl in seinen Trümmern und von den dunkeln Nadelhölzern umgeben eine derjenigen Ruinen im Etschlande, welche romantisch gestimmte Gemüther vor allen andern anzuziehen vermögen. Vor Jahrhunderten war es sicherlich eine gar mächtige Veste, denn die heutige Umfassungsmauer, welche, wenn auch förmlich abgewittert und zerstört, dennoch deutlich wahrzunehmen ist, zieht sich in der Entfernung vieler hundert Schritte von den Burgtrümmern um den ganzen Kofel herum. Jetzt hat sich zwischen ihr und dem alten Castell

ein kleiner Wald von hohen Fichten angesiedelt, welcher in der umgebenden Oede viel dazu beiträgt, daß die Burg die Blicke des Vorübergehenden auf sich zieht.

Dieser schreitet auf dem Saumwege, der zu den höchsten Dörfern Chianis und Ronzo führt, zwischen Weidenbäumen und Dornhecken dahin und ist wohl erfreut, in dem unerquicklichen Einerlei von Krautäckern und Maulbeerbäumen über den fleißig aufgemauerten Terrassen einmal etwas Absonderlichem, einer Burg in schwarzem Nadelwald, zu begegnen.

Der Burg gegenüber steht neben dem steinigen Pfade ein kleines Gebäude, welches ein einziges verwettertes, schwarzes Gewölbe darstellt. Es gleicht einem großen Backofen, ist aber in der That eine alte Kapelle, aus welcher man die Heiligthümer entfernt hat und in welcher jetzt unter Brennesseln und Dornen allerlei Unrath liegt.

In dieser Hinsicht sind die Jahrhunderte besser mit der Burg verfahren, indem sie in deren Trümmern schöne, harzduftende Waldbäume entstehen ließen, während das Innere der Kapelle nur den gelblich grauen langen Nattern zum Obdach dient.

Dennoch aber schaute der Hirt, als er auf seinem Wege zwischen den beiden Mauerwerken hindurchkam, gar nicht nach dem ersteren, sondern blieb vor dem alten Gewölbe stehen, nahm seinen breitkrämpigen Hut ab und betete zu dem unbekannten Heiligen, dessen Bild einst dort gestanden haben mußte, wo jetzt der große von stachelichtem Gestrüpp überzogene Stein lag. Auch die Thiere wollten dort hinein, weil sie den kühlenden Schatten bemerkten, vermochten aber nicht, das raschelnde Dickicht zu durchbrechen

— Wenn er zurückkommt, so kommt er wegen der Teresina zurück, murmelte er vor sich hin und schritt, wie getröstet von diesem Gedanken, wieder munterer auf dem heißen Pfade weiter.

Nachdem er die beiden obersten wüsten Bergdörfer mit ihren grauen Strohdächern, kahlen Mauern und rußigen Fensteröffnungen mit seiner Heerde durchzogen hatte, gelangte er endlich am Fuße eines Hügels, auf dessen Spitze das weiße, weitglänzende Kirchlein des heiligen Antonius steht, zu einem sprudelnden Quell, dem Anfang einer jener Wildbäche, aus denen das tosende Wasser in der Kluft unter San Felice zusammengeflossen ist.

Um diesen Quell saßen im Schatten einiger Weidenbäume zwei Männer, welche den herannahenden Hirten einluden, ein wenig bei ihnen Rast zu halten.

Beim Anblick des Wiesenstreifens, auf dem die Grillen zirpten, dachte Romano, es möchte wohl auch seinen Thieren genehm sein, sich nochmals für die weiteren Beschwernisse des Weges zu stärken.

Er setzte sich neben die Männer auf einen großen Block im weißen Geröll der Quelle und ließ die Schafe nach ihrem Belieben der Kühlung und des Grases genießen, welches an dem feuchten Boden üppig gedieh.

— Wir machen es anders als du, Romano, sagte einer der beiden Männer. An einem Festtag rasten wir, und zum Rasten gibt es weit und breit keinen lustigeren Ort, als den da bei dem Wasser. Wie kommst du nur dazu, daß du gerade heute am Feiertag deine Thiere auf den Berg treibst? Hast dich gewiß in der Stadt bei einer Dirne verspätet?

— Wenn es sein Bruder Polidoro wäre, setzte der Andere hinzu, so möchte ich sagen, er sei in San Felice bei der Teresina hängen geblieben. Was macht er denn, der Polidoro? Hält er's aus in seinem Garten, wenn er das braune Gesicht von der Bergdirne nimmer sieht? Ich an seiner Stelle wüßte mir andere drunten in der Stadt, feinere, als so Eine aus den elenden Nestern da, die für nichts gut ist als für den Stall und für den Krautacker.

Der Hirt schwieg eine Weile, sichtbar betroffen und verlegen. Sodann sagte er:

— Polidoro ist nicht mehr in der Stadt. Er ist fortgegangen, kein Mensch weiß wohin.

Die Beiden antworteten nichts, sondern schauten ihn eine Weile mit offenen Augen an, wie wenn sie eine weitere Erklärung von ihm erwarteten. Nachdem der Hirt aber nichts mehr sagte, sondern den Kopf zur Erde senkte, als wollte er die Tropfen zählen, die aus dem Loche im Felsen hervorsprudelten, fuhr der erste fort:

— Nicht mehr in der Stadt? Da seh Einer den Narren! Einmal bekommt er es gut in seinem Leben, kann in der Stadt sein, braucht nicht mehr oben auf der Baita den Käskessel zu waschen und bei der Nacht auf dem Stroh zu frieren und da lauft er davon. Hat gewiß die Dirne da unten ihre Hand im Spiele.

— Die weiß nichts, entgegnete Romano, sie weint und ist gewiß unschuldig in dem Handel, darauf schwöre ich. Der Teresina dürft ihr mir nichts Unrechtes nachsagen.

— Nun, erwiederte der Mann, dann hat ihm rein der Teufel seinen Verstand verwirrt. Wenn ich nur etwas von der Gärtnerei verstünde, so ginge ich da vom Fleck weg

hinab zu seinem Herrn und böte mich an. Das Gute hat die Geschichte doch, daß ein Gescheiterer ein gutes Brod findet. Verzeih' mir, daß ich so spreche, Romano.

— Ich wünsch' dir's, daß du es bekommst, entgegnete der Hirt. Ich mag nicht weiter über die Geschichte reden, ich bin ganz traurig. Lebt wohl, ihr Männer!

So nahm er nach kurzer Rast wieder Abschied und stieg weiter hinauf über die Wiesen hin, auf welchen schon in Fülle die Herbstzeitlose stand, während unten im Etschthale, in der Nähe der Stadt, nur die dunkel gewordenen Trauben anzeigten, daß es mit dem Sommer zu Ende gehe.

Mit Wehmuth gedachte hier der Hirt der vergangenen Jahre, an welchen er oft mit seinem Bruder den gelben Weg hingegangen war, welcher dort zwischen den Fichtengruppen nach Castelano führt und über Castelano hinaus zu dem hochgelegenen See Cei, in welchem sie mit Drahtschlingen Hechte fischten.

Jetzt war das Alles wie ein Traum verschwunden und wer weiß, ob sie noch einmal in ihrem Leben zusammen den kahlen Stivo oder den weidereichen Baldo sehen würden.

Weiter oben, gegen die von Wolken durchzogene Ruine der hohen Veste Castill hin kommt man abermals über eine weite Ebene, die von Sumpfwiesen, Krautfeldern und Stümpfen verschwundener Nadelhölzer bedeckt ist. Auch beginnt hier in der kälteren Luft, auf dem von zerrissenen Wolken überlagerten Boden der Wachholderstrauch sich um die Blockmauern hinzuziehen, welche die Kohlfelder der armen Bergbewohner gegen die rauhen Jochwinde und gegen die herumziehenden Heerden schützen.

Die Gränze der Ebene ist der Rand des unteren

Stivojoches und von dort dringt der Blick zum ersten Mal hinab in's Sarcathal und zu den mächtigen Gletschern, welche sich aus dem Hintergrunde des Thales Breguzzo und anderen noch weiter gegen Norden gelegenen Thälern erheben.

Hier empfing den Hirten ein kalter Sturm, der aus jenen fernen Eiswüsten über die hohen Jöcher hinbrauste und er hielt es gerathen, sich auf einige Augenblicke hinter eine graue Sennhütte zu stellen, die mit zerschlitztem Dache und weit hervorragenden Sparren da mitten in der Jagd der vorübereilenden Wolken stand, um den Körper, der sich durch das Vorwärtstreiben der ermüdeten Thiere und das stete Hin- und Herrennen während des Ansteigens stark erhitzt hatte, allmählig an die eisige Luft zu gewöhnen, die da mit einem Mal mit einem Heere dünner Wolken über den hohen Anger dahinstürmte.

An der dem Winde entgegengesetzten Seite der verlassenen Malga *) hing eine Holztafel mit einem fast erbleichten Bilde der gnadenreichen Mutter, welche einem Kinde, das in grüner Einöde verirrt dasteht, ihre Hand reicht.

Auf dieser Tafel stand mit Bleistift eine Schrift, wie deren allenthalben auf solchen Tafeln wahrgenommen werden, weil die Vorübergehenden aus diesem oder jenem Grunde ihre Namen und auch Anderes, was ihnen eben durch den Kopf geht, dort gerne verewigen.

Diese Schrift aber, welche Romano sah, war augenscheinlich vor sehr kurzer Zeit der Tafel anvertraut worden, denn sie glänzte noch metallisch frisch.

Die Schrift bestand nur in einem einzigen Worte und dieses hieß: Polidoro.

*) Sennhütte.

Was war das für ein Polidoro? Warum hatte er einen Namen unter dieses Marienbild geschrieben?

War es der Bruder des Hirten? Das vermochte Romano sich nicht vorzustellen. Denn dieser war seit der Zeit, in welcher er unten in der Stadt im Garten des reichen Mannes arbeitete, nicht mehr auf den Berg heraufgekommen und ein Wort, welches er vor etwa zwei Jahren geschrieben haben könnte, müßten die Regenstürme der Höhe längst verwischt haben.

Aber die Buchstaben standen so frisch und glänzend da, daß man hätte meinen mögen, derjenige, der sie niedergeschrieben sei eben fortgegangen. Es war wie ein Ruf, dessen Wiederhall man noch hört wie das Gefühl in einer Hand, welche eben ein Freund gedrückt hat.

Da überkamen den armen Hirten die wunderlichsten Gedanken.

Sein Sinn erheiterte und verdüsterte sich von einem Augenblick zum andern wie die fernen Eisberge, welche bald strahlend durch die Jagd der eilenden Wolken blickten, bald in schwarzen Nebelballen verschwanden. Er war völlig verwirrt — die Nebel zogen ab und zu, er aber wandte kein Auge von der verwitterten Tafel und der frischen Spur der Menschenhand.

Endlich aber zog es ihn fort von der Hütte. Die Sonne hatte sich stark nach Westen geneigt, die tiefen Thäler verschwammen in schwarzblauer Finsterniß, so daß ihr Grund nicht mehr zu erkennen war, und die Sarca flog als eine ungeheuere goldschillernde Schlange mitten durch das Dunkel über eine nächtliche Kluft.

Das alte Schloß „Castill“, welches den Grafen von

Arco gehört, ist wohl eines der allerhöchsten im Etschlande und seinen sämmtlichen Seitenthälern. Vom Thale aus wird es ein unbewaffnetes Auge kaum mehr erkennen.

Der eisige Jochwind saust durch seinen Thurm, von dem eine Hälfte eingestürzt ist, die Alpenkühe weiden im wilden Gestrüpp, das seinen Felsen umgibt und wenn die Wolken unter ihm hinziehen, erscheint selbst der mächtige Gardasee nur mehr als eine blaue wimmelnde Tiefe, und läßt sich von der festen Niederung nicht unterscheiden. Auch der hohe Felsrücken des Monte Brione fließt von dort oben herabgesehen fast mit dem angeschwemmten Lande der Sarca zusammen.

Dort vorüber durch das Gestrüpp der wilden Rosen, an welchem jetzt die großen rothen Beeren hingen, über die Wiesen hin, auf welchen der kalten Nebel ungeachtet die Grillen sangen, führte Romano sein Weg mitten in federige Wolken hinein, die in langen zerschlitzten Reihen sich gleichzeitig mit ihm und den matten Thieren gemächlich gegen die Spitze des Monte Stivo hinauf bewegten. .

Während er mit diesen Ungethümen hinaufschritt, sah er manchmal durch die Lücken ihrer Reihen hindurch nach den fernen weißen Gletschern, um so je nach dem veränderten Anblick, welchen ihm jene boten, die Höhe abzumessen, zu welcher er sich allmählig selbst erhob.

Aber sie verschwanden stets bald wieder aus seinen Augen und die glänzendere Wolkenschicht, welche das ganze Thal der Sarca überdeckte, schien ein einziger Gletscherstrom zu sein, welcher von ihren Höhen herab auf den Gardasee und bis in die Ebenen Italiens hinaus starrte.

Viel besser erkannte er seinen Weg an dem einen und

anderen aus zusammengetragenen Steinen gebildeten Gewölbe, in welchem während des Hochsommers die Mäher das Heu bergen, welches sie von den hohen Bergleiten abgeschnitten haben.

Dann kamen auch die ersten Büsche der Legföhren, zuerst vereinzelt und dann immer mehr zusammenhängend. Jetzt wußte er, daß seine Baita nur mehr wenige hundert Schritte entfernt lag.

Die Sonne, welche dem tiefen Thale längst untergegangen war, neigte sich gegen den Rand des Monte Pichea und ihre Strahlen fielen gerade über den Rücken des Hirten her in die Dunsthaufen, welche jetzt unbeweglich vor ihm lagen. In den feuchten Ballen wölbte sich ein leichter Regenbogen über dem andern und in die Mitte dieser flimmernden Halbkreise trat nunmehr ein dunkler Mensch, dessen Umrisse nicht minder von dem wunderlichen Farbenspiel umrahmt schienen.

— Romano! rief es aus diesen Kreisen heraus.

Der Hirt schaute einen Augenblick in die Höhe, fuhr mit der Hand nach den Augen und antwortete mit einem gellenden Freudenschrei, welchen der rauschende Flügelschlag eines aus den Legföhren aufgeschreckten Wildvogels begleitete.

— Polidoro!

Während die Sonne langsam über den jenseitigen Berg hinabsank, gingen die Brüder mit einander zu ihrer Baita.

— Hätte ich einen anderen Weg eingeschlagen, als den über den Monte Baldo, sagte Polidoro, fürwahr ich wäre nicht hier. Auf dem Punkte aber, auf welchem ich nach San Felice hingesehen habe und auf den Weidenanger, wo

sie am Wasser bei dem Hanf steht, dort bin ich wieder umgekehrt. Mein Vaterland ist da bei euch, und die reichen Herren zu Roveredo mögen in ihrem Gartenhause sprechen was ihnen einfällt — jene haben noch mehr, sie können mit ihrem Geld sich überall eine Heimat machen, ich aber habe nur euch. Von mir sollt ihr nicht betrübt werden, da habt ihr mich wieder. Du sollst mich morgen der Teresina ankündigen.

— So habe ich also doch nicht umsonst gebetet! sagte Romano leise. Deine Herren, deren Gerede dich fast aus dem Land getrieben hat, werden freilich auch auf das Beten nichts halten.

— Siehst du, Bruder, ich habe fast eine Ahnung davon gehabt, daß du meinetwegen vor jedem Bildstock stehen bleibst. Darum habe ich mich unten auf der alten Tafel hingeschrieben und ich sehe, daß ich recht gethan habe. Ich meine völlig, ich bin im Himmel, weil mich im Gewissen nichts mehr drückt.

— Ich habe dich richtig drin gesehen im Himmel, erwiederte Romano lachend. Du warst in lauter Regenbogen, wie du mir gerufen hast.

— Geh, Bruder, du hast heute den Verstand verloren. Reden wir nicht mehr über das, was geschehen und vorbei ist. Machen wir jetzt ein großes Feuer an, ich hole Wasser unten bei der Quelle und plaudern wir, so lange es uns gefällt von unserm Dorfe, der Teresina und allem dem, wovon ich vor drei Tagen nichts habe wissen wollen.

Romano nahm die Wasserbutte, welche in der finsteren Baita stand, trug sie vor die Thüre, zog den kleinen Zapfen, der sie verschließt, und ließ alles alte Wasser auslaufen.

— Gerade so, sagte Polidoro, mache ich's mit meinem Kopf, das Zeug, was sie mir dort unten eingeschüttet haben, das muß Alles hinaus. Es taugt nichts für uns Bauern.

Damit nahm er die Butte und trug sie hinunter zu der Quelle zwischen den grauen Felsen, von welcher er sie bald frisch gefüllt zurück brachte. Darauf schütteten die armen Burschen ihr Maismehl in den Kessel und zündeten ein so mächtiges Feuer an, daß man vom Thale aus hätte meinen mögen, es seien Kohlenbrenner in den Legföhren. Niemand aber dort unten vermochte zu ahnen, daß der kleine rothe Stern ein Versöhnungs- und Freudenfeuer sei, daß in seinem Scheine zwei Glückliche saßen und der ferne Schimmer auch einem dritten Wesen Glück für den morgigen Tag verhieß, dessen Sonne erst viele Stunden nachher die unbeweglichen Gipfel röthete.

Das Südtiroler Paradies.

Es ist bekannt, daß die Gegend von Vezzano ab südwärts bis gegen Arco und die Ufer des Gardasee's hinab von Vielen das Paradies des Landes genannt wurde. Von diesem schönen Namen hat sich mancher Tourist anziehen lassen und ist die Straße, welche durch sie hindurchführt, zu Fuß gegangen. Das „Sarcathal" insbesondere, das heißt die Strecke des Flusses von seiner Einmündung in den See bis zum Felsenpasse „Le Sarche" wird gerne in dieser Weise durchwandert.

Unsere Reise soll uns Gelegenheit geben zu beurtheilen, ob jene Bezeichnung sich eignet für die weiten Flußthäler des an Schönheiten reichen Landes.

Ich brach an einem Herbstnachmittage von Torbole auf und ging zunächst an jenem graublauen Bache hin, der aus der Sarca abgeleitet, unter den „Laste", den grauen Felswänden, dahin fließt, um im Dorfe eine Mühle zu treiben.

Vor vielen Jahrhunderten war es der Strom selbst, welcher hier floß. Zeugen davon die Tritte, welche in den Felshang der jähen Laste gehauen sind und jetzt noch wohl, hie und da von Gras oder Gestrüpp ein wenig verdeckt, von den Vorübergehenden wahrgenommen werden. Sie dienten dazu, dem Fuße eine Stütze zu bieten, um ihn vor dem Abgleiten in den reißenden Strom zu bewahren.

Wo sind diejenigen, deren Sohlen sich einst in diese Felseindrücke einfügten?

Es war einer jener fast traurigen Herbstnachmittage, an welchen der Wind die Kehrseiten aller Blätter aufwühlt, Siroccowolken langsam über den dunkelblauen, milden Himmel ziehen, die Glocken langweilig von fernen Dörfern herhallen und alle Bergspitzen, aus den Lücken hin und her schwankender Wolken schwebend herabschauen, daß sie uns unendlich höher, fast in den Himmel gerückt, scheinen.

Der kleine Steig, der zuerst den „Laste" entlang, sodann durch die „Campagna" nach Arco führt, bietet wohl einige der am meisten bezeichnenden Veduten für die Natur dieses Landes. Die fahlen grauen Felsen, das dornige Gestrüpp, die lichten Wolken an den hohen grauen Graten — dieses allgegenwärtige blendende Grau des entblößten Gesteins und das Grün einer Ebene dazwischen, deren Fruchtbarkeit unermeßlich ist, die schwarzgrünen Flecken an den Hängen, Oasen von Oelbäumen, hie und da die lichtere Kastanie über dem dürren Felsen — neben unserem Steige das durch tausend Trichter, Röhren, Kluftungen, Spalten, Mulden ausgewaschene Gestein der Bergwand, hier rauh, dort glänzend glatt, hier eingetieft dort wulstig erhöht — das ist das bezeichnende Aussehen dieser Gegend, in welcher alles Schöne

freiwillig und unbewußt entstanden, alles Häßliche und Entstellende vom Menschen hervorgebracht worden ist.

Der Bach, welcher von Stivo gegen die Sarca herabkommt, hat sich nicht mehr einen Wall, sondern in Wirklichkeit einen Berg von Schutt aufgehäuft, auf dessen breitem Kamm er selbst, meist dürftig, gegen den Gletscherstrom hinabsickert. Ich habe auf den besten Karten seinen Namen nicht finden können, glaube aber, daß er als Beispiel der Verheerungen, die von einem winzigen Wasser, dessen Quelle keine Meile von seiner Mündung entfernt ist, in diesem entwaldeten Kalkgebirg hervorgebracht werden können, in Handbüchern der Landeskunde genannt zu werden verdiente.

Wer neben diesem Bächlein hergeht, sieht von dem Bette aus, das er sich selbst aufgebettet hat, einige Klafter tief in das Gewirre der Reben, Maulbeerbäume, Feigen, des Mais und Obstes unter der breiten Schuttmauer hinein.

Bei Bolognano beginnen auf dem Gestein des Monte Baldo die Gruppen von Kastanienbäumen, welche von hier an bis Vezzano fast an keinem Punkte aus den hervortretenden Erscheinungen der Landschaft verschwinden. Im Vergleiche zu den Wäldern dieses Baumes, welche viele Hänge an den Seeufern Oberitaliens, in der Gegend von Chiavenna und insbesondere im Mesoccothale bedecken, sind solche Baumgruppen freilich dürftig, doch erfreuen sie das Auge desjenigen, welcher eben die kahlen Felsen des Monte Baldo und die graue Steinwüste unterhalb Nago hinter sich gelassen hat. Die Einwohner von Nago fallen übrigens, nebenbei gesagt, selbst den Wälschen als arge Verwüster und Zerstörer alles Pflanzenwuchses ihrer Berge auf.

Arco ist der letzte Ort auf der ganzen Strecke bis Vezzano, an welchem auf eine Auswahl von Lebensmitteln gerechnet werden kann. Ich berührte es zu diesem Zwecke und setzte alsbald meine Reise über die Sarcabrücke hinüber nordwärts fort.

Bei dieser Gelegenheit will ich ein für alle Mal auf die Mayr'sche Karte von Tirol hinweisen, welche in den Händen Tausender von Reisenden sich befindet.

Niemand wird von einer Karte, die auf einen so geringen Maßstab zurückgeführt ist, Ausführlichkeit in Angabe der Orte und Berge verlangen. Wohl aber darf man vor den zahllosen groben Fehlern und unrichtigen Angaben warnen, welche dieser Führer enthält. So ist dort zum Beispiel die große Straße von Arco nach Dro auf das rechte, westliche Sarca-Ufer, auf welchem die Felsen des Castells und des Monte Brione lothrecht in den Fluß abfallen verlegt, während sie sich selbstverständlich stets auf dem ebenen östlichen Uferland befunden hat und befindet, noch in Arco selbst über den Fluß setzt, um ihn erst jenseits Dro wieder zu überschreiten. Von solchen unrichtigen Angaben strotzt aber die fragliche „spezielle Reise-Karte".

Von der Kastanienallee aus, welche die Straße eine Strecke weit überschattet, bietet sich abermals manch' bemerkenswerthes Bild: da ist neben der Straße der klare und rasche Mühlbach, neben ihm die Mauer der Gärten, im Garten alte Götter und Göttinen, jenseits desselben die mächtigen Felswände und hinter ihnen die Coulissen anderer hohen Gebirge. Aus dem berühmten Althammer'schen Garten schaut gar eine Villa mit silberblinkender Kuppel, an Cypressen und anderen südlichen Bäumen ist nirgends ein Mangel.

Weiterhin wendet sich die Straße mehr von der Sarca ab und man sieht nur hie und da durch die Bäume der Fruchtgärten auf den Fluß hinab.

Dagegen fluthet dieser und jener aus ihm abgeleitete Mühlbach unter den Weiden des Weges und wenn man ihn selbst auch nur aus einiger Entfernung rauschen hört und uns nur, vom Wiederhall der steilen Felsen verstärkt, der Lärm seiner Wellen in die Ohren dringt, so bemerkt man die Fruchtbarkeit, welche die von ihm abgeleiteten Wasser den Pflanzungen spenden, an der dichten Ueppigkeit derselben, deren Grün über die Mauern und ihre marmornen Portale emporragt.

Ceniga und Dro sind beides — trotz der süßen Weine, die auf ihrem Boden gedeihen — elende Dörfer voll Schmutz, zerbrochener Fensterscheiben, öder Stuben, scheuen und armen Menschen.

Gewitzigt durch frühere Erfahrungen (zu Dro hüte man sich namentlich vor dem „Albergo“ della torre) schritt ich gleichmüthig an den lockenden Schilden vorüber und stieg meine Straße weiter.

Diese zweigt sich hier von der Hauptstraße (stradone) ab und hebt sich auf das Plateau, welches die Wasserscheide zwischen Sarca und Etsch bildet.

Nicht weit von Dro entfernt bemerkt man unter das Castell von Drena bis zur Sarca hin gelagert ein ungeheueres Trümmerfeld von Blöcken, deren Tausende nicht minder groß als das Castell selbst sind.

Einen widerwärtigeren Anblick als ein solches, jeglichen Wachsthums bares, Heer von verwitterten Felsen, welches wie der Sand aus einer Streusandbüchse von den höheren Graten herabgeschüttet worden ist, kann sich die Einbildungskraft schwer vormalen.

Leider ist er in diesem Lande nicht so selten als man wünschen mag. Nicht nur über Berghänge, sondern auch über fruchtbare Hügel und Ebenen findet man dergleichen hingeschüttet. Es ist wahrscheinlich, daß in einigen Jahrtausenden ein großer Theil des Landes ähnlich aussehen wird, denn die Bäume werden allenthalben von den Jöchern entfernt und die Fluthen der Regengüsse bekommen mit jedem Menschenalter mehr ungehinderten Spielraum.

Hie und da ist zwischen den Blöcken noch etwas Boden für die Pflanzungen übrig geblieben. Dann geht der Weg zwischen den niedrigen, aus zusammengetragenen Blöcken aufgerichteten Mauern, zwischen Gestrüpp, einzelnen Oelbäumen und versickernden Wassern über spitzes Geröll weiter. Leute mit langen Flinten, die der Vogeljagd obliegen oder den Füchsen, die Trauben naschen wollen, hinter den großen, grauen Blöcken auflauern, vervollständigen die Täuschung, als ob man sich an irgend einem der verödeten Küstenstriche Dalmatiens und nicht im „Paradies" dieses „hesperischen" Landes befinde.

Drena liegt hart neben seinem Castell, welches wohl an tausend Fuß über das Thal der Sarca aufragt. Man steigt auf einem steilen von Steinen überrollten Pfade dort hinauf und sieht bald die grünen Streifen um den Fluß her verschwunden — dagegen weit und breit nichts als die kahlen Berge und das kahle graue unendliche Geröll — eine endlose Steinwelt mit wenigen grünen Büschen.

Mein Nachtlager schlug ich bei Bentivoglio in Drena auf, einem Hause, von welchem aus man einen schönen Blick über die Hochfläche dieser Terrasse genießt.

Der landschaftliche Charakter ist dort oben ein völlig

anderer geworden. Hier treten weder Steingerölle, noch Blöcke, noch nackte Felshänge mehr zu Tage. Die Hochfläche ist ein grüner Garten von Feigen- und Maulbeerbäumen von Wein und Feldfrüchten. Nur das alte Castell und die weiße Kirche heben sich aus dieser Lebensfarbe ab, nicht mehr die Ströme von Kalkgeröll wie weiter unten in der „paradiesischen" Niederung.

Auf dieser Höhe gedeihen noch alle Erzeugnisse des reiferen Landes: in meinem Schlafzimmer hängen die Stränge gelber Seide, erzeugt von den Würmern, welche mit den Blättern der Bäume vor dem Hause gefüttert worden sind — Feigen und Trauben werden auf den Tisch gestellt wie dort unten und der Wein ist nicht saurer, als in den Schenken von Dro oder Ceniga. Bei dem Worte Wein möchte ich den Reisenden ermahnen, sich stets gegenwärtig zu halten, daß er stets nur die allerschlechteste Sorte, welche aufgetrieben werden kann, vorgesetzt erhält, weil das arme Volk vor Allem wohlfeil trinken will und die Wirthe deßhalb keinen edleren Saft kaufen können. Wer sich nach diesem abscheulichen Getränk eine Vorstellung von dem Traubensaft des „Paradieses" im Allgemeinen machen wollte, würde diesem sicherlich arges Unrecht anthun.

So mild und südlich die Luft noch hier oben weht, so verirren sich doch nur selten die Stechfliegen (die Zanzale und Papatacci des Sarcathales) da herauf. Es wird dem Reisenden eine köstliche Erholung sein, ungemartert von dem höhnischen Gesumse dieser giftigen Blutsauger schlafen zu können. Auch pflegen die Leute nicht selten als Hauptvorzug dieser Mittelgebirgshöhen es zu preisen, daß sie sagen: „si dorme bene quà," man schläft gut dort oben.

Das weite runde Hochthal und die Bergseiten, welche die ansehnliche Mulde einfassen, sind zumeist mit stattlichen Kastanienbäumen bewachsen. Unter ihnen nehmen sich die engen weißen Pfade, von der Höhe herab betrachtet, die Pfade, welche sich mit ihren Windungen in den Schatten verlieren, die Rasen und die kleinen Gießbäche zwischen den Stämmen anmuthig aus.

Am nächsten Morgen ging ich unter dem milden Herbsthimmel weiter gegen Norden.

Es ist eine ächte Mittelgebirgslandschaft (paesaggio di mezza montagna). Aus der Ferne schauen die blauen Spitzen höherer und kahlerer Berge über Wolken herein, vor uns aber fließt die Rinne gar manchen Mühlbaches über die steinige Straße, an dem Wäscherinnen knieen — zieht der Nebel durch die fernen Pappeln, Buchen und Lärchen am Berghang und grünen die Wiesen unter manch triefender Felswand.

Manchmal wird auch das steinige Bachbett selbst zum Wege und man steigt darin zwischen grauen Weidenbäumen auf der einen, Reben auf der anderen Seite mühsam aufwärts.

Bei einem Kirchlein ist der Weg überwölbt und von diesem Durchgang aus sieht man das erste Mal nach Vigo hinüber, welches, wie von nun an alle Dörfer bis zum Doblinosee hinab, sich an die östliche Bergwand, an die grünen Hänge voll von Laub- und Nadelholz anlehnt.

Dieses Vigo ist ein abscheuliches Nest. Ein Genremaler stellt hier mit der treuen Wiedergabe des nächsten besten Hauses oder Hofes die durchschnittlichen Merkmale und Besonderheiten des nächsten besten wälschen Dorfes in

diesen Bergen dar: die rußigen Häuser mit ihrem Holzbalkon, der einer Hühnersteige gleicht, im Hofe einige Felsblöcke und Düngerhaufen, die Thüre von Reben überdacht, Heiligenbilder und eine schwebende Ampel an der Mauer, Mücken, die über dem Unflath des Hofes tanzen und einige Maulbeerbäume hart gegen alte Steintrümmer gedrückt.

Man meint stets, eine Mordbrennertruppe sei da vor wenigen Tagen durchgezogen.

So geht es fort durch die großen Dörfer Cavedine — der gleichnamige See liegt hinter dem kahlen Felswall im Westen, vom Dorfe aus unsichtbar — und Lasino. Der üppige Kästenwuchs nimmt mehr und mehr ab — schon zeigen sich wieder Hügel, die an den Karst erinnern — hie und da statt grüner Büsche mit irgend einem verwitterten Mauerwerk bedeckt — kleine Gegenstücke zu den Castellen, welche, wie Madruzz, das weite Thal von einem ansehnlichen Berge aus überschauen.

Lasino ist die bedeutendste*) Ansiedlung des Thales. Der Anblick von Häusern, welche eben geplündert worden zu sein scheinen, erfährt hier eine Abwechslung durch Paläste, Gewächshäuser und Seidenspinnereien, in deren Qualm eben die Haspel klapperte und wo im viereckigen Hofe hinter der Haspel die Hand der Arbeiterinnen das schwirrende Garn in den Schäffeln umrührten.

Bald erblickt man den Doblinosee und die grauen Bergwände und das grüne tiefe Thal um ihn herum von der ansehnlichen Höhe unserer Straße herab. Der Boden

---

*) Fehlt auf der Mayr'schen Karte.

ist nach allen Richtungen geborsten und aufgetrieben — gegen die Schlucht von Alle Sarche hin hat sich ein nackter Felswulst als Riegel vorgelegt, über welchen hinüber ein blendend weißer Fußsteig führt.

Unsere Straße hängt hoch über dem Doblinosee, dessen Spiegel auf gleichem Boden mit Alle Sarche liegt. Zur Tiefe stürzen unter ihr hindurch von den Hängen neben uns Gießbäche durch Nuß- und Kästenbäume. Von allen Seiten münden tief eingeschnittene Furchen und Schluchten auf die Seefläche, rothe Falten des aufgerissenen Bodens mit grünen Büschen bedeckt.

Der See selbst hat das Wesen eines in Felsen ruhenden Gewässers, dessen nächste Uferränder mit schönem Grün bedeckt sind. Rothe und graue Schrofen, Wein und Dorngestrüpp umgeben ihn.

Auf unserer Bergseite aber wird der Busch des Berges abgeschnitten. Man hat zu diesem Zwecke die sinnreiche Erfindung angebracht, daß ein starker, stramm angezogener Draht von einer der höchsten Felswände bis zur Straße herabführt. An diesen wird oben mittels eines Hakens jeder Bündel (Fascina) des leichten Strauchwerkes angehängt, der dann schwirrend am Drahte herabsteigt und unten aufschlägt, daß die Steine des Bodens davonfliegen. Es ist ein sonderbares Geräusch, welches die immer mehr und mehr der Tiefe sich nähernde Last ankündigt — der Draht bringt ein Getöse hervor, als ob in der Entfernung ein Eisenbahnzug vorüber dampfte. Auf diese Weise werden die Bäume noch als Sträucher mit ihrem Laub abgeschlagen und zu Thal befördert, der Berghang seines Bodens und seines Haltes beraubt und das Elend der kommenden Ge-

schlechter dadurch vorbereitet, daß man die heimatlichen Thäler nach und nach in eine Einöde voll Geröll und Schutthäuser verwandelt.

Das nächste Nachtlager war Vezzano, wo ich in der „Stella d' Oro" mit vieler Unbefangenheit erklecklich geprellt wurde. Es ist eines jener bekannten „Borglei" mit einer langen finstern Gasse, einem öden Platz mit einigen Kaufläden, einer „Farmacia," vor welcher die Kannegießer, insbesondere die Geistlichen mit ihren Dreimastern stehen, einem armen, neugierigen und trägen Volke.

Von Vezzano nach Trient hinab fällt zuerst abermals die Abwechslung zwischen karstähnlich verödeter und grüner Landschaft auf. Wirklich große Bilder bietet der Terlago-See tief unter der Straße und der wolkige Monte Gazza, der ihn unbeschreiblich herrlich überragt. Man vergißt über solchem Anblick die Unwirthlichkeit des Landes, welches dir, soweit das Auge über alle die Fruchtbäume und edlen Gewächse reicht, nicht einen Löffel genießbarer Suppe bietet.

An Vigolo vorüber, das seiner zweimaligen Befreiung von der asiatischen Cholera (1836 und 1851) eine Votiv-Kapelle errichtet hat, gelangt man in jene Felsengen, welche den Zugang zum großen Etschthal nur der mühsam durch sie hindurch erbauten, stellenweise durch Bollwerke gesicherten Straße erlauben.

Wo die Felsthore sich öffnen, fällt der Blick auf die alte neptunische Stadt und ihren „Dos", der sich, die Fläche des Flußthales unterbrechend, mit seinem breiten Rücken gar anmuthig über ihre Kirchen und Paläste erhebt.

An der oberen Sarca.

Gar wenige Reisende durchwandern jenes Thal, welches zwischen der Sarca-Mulde bei Stenico und dem Ufer des Gardasee's bei Riva etwa zwei deutsche Meilen weit sich durch die Kalkberge von Judicarien hindurchzieht. Schaubach sagt kurz: „Man kömmt über Balino zu dem hochgelegenen herrlichen Tennosee, in dessen Mitte eine liebliche Insel schwimmt."

Auch andere Schriftsteller erwähnen dieses Thal, welches nicht einmal außerhalb des Verkehres liegt, da die Leute, welche aus Val Rendena und der Gegend von Tione nach dem Gardasee und nach Italien trachten, es alle auf der gut erhaltenen Fahrstraße durchwandern, nur ganz oberflächlich.

Wir haben bei einer anderen Gelegenheit den Weg von Riva bis zu erwähntem Tenno- oder auch Balinosee beschrieben und einen sonnigen Apriltag geschildert, wie er

sich auf jenen Höhen im Gegensatze zu der wärmeren Niederung in kühlen Lüften und kahlen Zweigen zeigt.

Heute ist der Abend eines schwülen Septembertages und wir gehen vom See weiter gegen Norden.

Während wir aus der Glut der Gardaseeufer allmählig auf die frischen Berghalden heraufgestiegen sind, begegneten uns Schaaren von singenden Mädchen, welche mit ihren Bündeln Arbeit suchend nach Wälschland zogen und sich in ihrer Munterkeit weder durch Nachgrübeln auf das ihnen bevorstehende harte Loos noch durch den beginnenden Gewitterregen stören ließen, der klatschend auf die breiten Rebenblätter fiel und die staubigen Marmorsteine der Straße mit einem üppigeren, glänzenden Roth zu überkleiden schien.

Trotz der langen Dürre rauschte der Varrone noch immer laut genug aus seiner Schlucht herauf und der See selbst lag nunmehr türkisfarben da, die Insel nicht mehr, wie in jenen Frühlingstagen, bis über die Wurzeln ihrer Bäume hinüber mit seinem klaren Wasser bedeckend. Aber die Färbung der Abendluft und des weiten Umkreises gab ihm etwas gar Friedliches und Stätes — hier das lichte Gewässer, blau durch die tieferen Schatten der Dämmerung scheinend und in weiter Ferne die Berge des Etschlandes, noch dampfend in glutrothen Abendwolken und weiße Dünste um den Baldo jagend, den Höhen dort drüben die Vorboten des ihnen heranjagenden Wettersturmes — auf der Straße die klingelnden Heerden rennender Ziegen, die eiligen Laubschlitten, welche dem drohenden Gußregen entkommen wollen und über dem himmelfarbenen Gewässer die Einsamkeit nächtlicher Schatten, welche es selbst zu einem Eilande in Mitten der Bewegung des grünen Landes machen. Blaue

Alpenseen aber, deren Farbe selbst das Dunkel durchdringt, wirken gar wunderlich auf denjenigen ein, der in einsamer Dämmerungs- oder Nachtstunde an ihrem Strande vorübereilt.

Vom Balinosee an bewegt sich der Wanderer, bis zur Wasserscheide ansteigend, immer durch duftige Büsche, endlich durch Wälder mit hohen Tannen und Buchen vorwärts, deren dichtgedrängter Menge es Niemand ansehen will, daß eine Meile von ihnen entfernt die Berghalden dürr und von Menschenhand zerstört mit der Decke weniger versengter Büsche und Halme in den Gardasee herabfallen.

Balino ist ein rußiges Trümmernest mitten in dieser Ueppigkeit.

Von da ab aber senkt sich die Straße abermals zu sonnigeren Fluren, der Feldbau nimmt wieder die Gründe im Thale ein und die dunkeln Wälder sind an die Berghalden hingedrängt.

Fiavè liegt in Mitten solch fruchtbarer Felder, aber auch Moorgründe sind nicht entfernt, von welchen die braune Decke fleißig abgehoben wird.

Nachdem wir im stattlichen Hause des Angelo Possach dort eine angenehme Nachtrast gehalten, aus welcher uns nur die grüne Glocke des nebenan freistehenden Campanila allzufrüh weckte, betrachten wir uns zunächst diesen Hauptort*) des Thales.

Zunächst kommt der Ziegen-, sodann der Schafhirt trompetend die Dorfgasse herauf. Wie ihr Gewerbe, so unterscheidet sich auch der Ton, mit welchem sie ihre Pflegebefohlenen in den einzelnen Häusern locken, sich der vorüberziehenden Heerde anzuschließen. Klüger sind die Ziegen,

*) Fehlt auf der Mayr'schen Karte.

sie kommen schon beim ersten Lärm aus ihren Ställen hervor und manche müssen von den Bauern noch bei den Hörnern zurückgehalten werden, damit sie nicht vorzeitig auf die Gasse laufen und Unordnung hervorbringen.

In diesem Dorfe sind die Wohnhäuser und die „Masi“, das heißt diejenigen Räumlichkeiten, in welchen sich der Stall, die Tenne, die Heuschober und dergleichen befinden, von einander meist getrennt und letztere fast stets mit Stroh gedeckt.

Es sind aber auch nicht wenige Wohnhäuser mit Stroh überdacht, was denselben ein nordisches Ansehen gäbe, wenn nicht Ruß und Schmutz in ungeheuerlicher Anlagerung an den schönen Süden erinnerten. Sonst ist eigentlich von außen betrachtet, sehr wenig Südliches in diesem Dorfe. Seine „Piazza Nuova“ gleicht irgend einem Winkel des verkommensten deutschen Dorfes auf ein Haar. Der Qualm aber, der unbehindert — da die Häuser keine Kamine haben — durch fensterlose Scheiben und aus den Lucken zwischen Mauerwerk und Strohdach hervordringt, das Schimpfen und Schreien in den dunkeln Mauerhöhlen, die vielen Menschen, welche eine solche Ruine bewohnen, die Maulbeerbäume, durch deren glänzendes Laub der Rauch der Polentapfannen hindurchwirbelt — bekunden Wälschland.

Im Freien draußen sieht es ganz anders aus, als am Gardasee.

Schon steht die Herbstzeitlose auf den Wiesen, der Buchweizen (die polenta nera) blüht wie im Innthal und Klatschrosen stehen darin, und Bienen summen über den unansehnlichen Blumen hin und her. Hie und da begegnet uns irgend eine gelbgesichtige Dirne, die schwarzen Haare

mit einem Männer-Filzhut bedeckt und trägt Gras, das sie von der schönen Wiese abgeschnitten hat, in ihrer blauen Schürze.

Ein ganz ähnliches Nest ist Stumiago, wenige Schritte von Fiavè entfernt, auch Dasindo in seinem Baumschatten. In letzteren stehen die Häuser gar weit von einander getrennt, wie in einem Gebirgsdorf von Oberösterreich. Man hört überall Dreschen — mit den dünnen Stäben der Wälschen — Hühnergegacker, eintönigen Glockensingsang der zahlreichen Kirchen. Die schwüle Luft und der traurige Anblick des dürren Mais, den die Sonne versengt hat, gemahnen zunächst an das südliche Land.

Zwischen Dasindo und Comano kann man schön in das Doppelthal zurückschauen, welches hier die Felshöhen oberhalb Vigo bilden. Ein schmutziges Gewässer rinnt in tiefem Einschnitt durch den Kreide- und Lehmboden nach Norden und zwingt den Wanderer in das Geröllbett hinab und aus demselben wieder zur Höhe zu klettern. Es ist so recht ein träger, schmutziger Mittelgebirgsbach, der nicht weiß, wohin er gehen soll.

Die Höhen rings herum, die grünen Wiesenberghänge, durch dunkle Baumlinien abgetrennt, die gelben Getreidefelder und manches weiße Haus oder diese und jene Kirche darin erinnern an das Gebirge um Brixen bis nach Klausen hinab. Es ist eine Mischung von Süd und Nord in dieser Landschaft.

Jedes Dorf hatte Triumphpforten, die dem Bischof galten, der vor wenigen Tagen, um zu firmen, durchgereist war.

Man muß gestehen, daß sich diese Herren ihren Beruf leicht machen. Ihre Dienstreisen in solche Gebiete sind gar

selten und es gibt mehr als eine Person, die verheirathet ist, ehe der hochwürdige Herr Zeit gefunden hat, sie zu firmen. Wie sie sich das mit ihren Dogmen zurecht legen, ist dunkel. Auch unsere Wirthin zu Fiavè wurde früher eine christliche Ehegattin als überhaupt eine Christin, was ja bekanntlich erst mit der Firmung im Grunde definitiv geschieht.

Schon lange, ehe man die Ufer der Sarca erreicht, sieht man den raschen Gletscherstrom mühevoll in vielen Windungen aus den Bergen von Stenico hervorbrechen. Es ist aber noch ein weiter Weg dort hinab, besonders für denjenigen, der im Gewirr der sich kreuzenden Wasser schließlich jeden Pfad verloren hat und durch Gestrüpp, aus welchem in weiten rothen Blumenbeeten das europäische Cyclamen hervorduftet, aufs gerathewohl sich hindurchwindet. Die Sarca bei Comano liegt etwa sechshundert Fuß tiefer, als Fiavè.

Endlich haben wir den Ort der Felsenquelle, wo das heilkräftige Wasser in zwei Röhren „fonte di Comano“ aus dem Tertiär-Gebirge hervorsprudelt und die nach italienischen Begriffen sauberen und stattlichen Badgebäude erreicht.

Auf die Brücke haucht das graue Eiswasser des Stromes seine Grüße von den nordischen Firnfeldern des unvergänglichen Winters. Ein zugiges, langweiliges Cafe scheint der Vergnügungsmittelpunkt der Heilbedürftigen zu sein. In die schönen Wälder und Wiesen, an die wilden Stromufer geht nach wälscher Sitte kein Mensch hinaus.

Von hier bis zu dem bekannten Punkte „Alle Sarche“ strömt der Fluß, so zu sagen, in einer einzigen gewaltigen Klamm dahin.

Zuerst ist den Felshängen noch mit Mühe einiges

Wachsthum abgezwungen. In Vierecken angepflanztes Buschwerk, Wiesenstreifen und selbst Rebengärten hängen auf dem jäh zur flußdurchrauschten Tiefe geneigten Flyschfelsen.

Je mehr sich die Sarca dem Punkte nähert, an welchem ihr Lauf gegen Süden umbricht und je weiter sie aus den neueren Bildungen in das massige Jurageſtein vordringt, desto wilder wird die Klamm und desto gewaltiger das Dröhnen im Abgrund, der sich hie und da dem Blicke desjenigen, der auf dem Wege oben vorübergeht, völlig entzieht.

Die gegen Süden geneigten Felswände bieten mitunter einen absonderlichen Anblick dar. Zu oberst liegen mächtige Blöcke auf weißem Geröll, welches jeden Augenblick bereit scheint, mit seiner Felsenlast in den unsichtbaren Strom hinabzugleiten. Unterhalb dieser schwebenden Felsen und des Geröllhaufens, der sie trägt, stehen noch kümmerliche Reben im bedrohten Boden und wecken ein mitleidiges Gefühl für die armen Menschen, welche in der schwindligen Höhe und auf dem lockeren Gestein die Pflanzen pflegen.

Der Anblick jener Gegend, in welcher der Fluß nach allerlei Krümmungen endlich doch nach Süden durchbricht, kann sich an wilder Größe mit vielen berühmten Engpässen messen, welche in dunkler Tiefe ein gewaltthätiges Wasser durchrauscht.

Graue Wände, Höhlen, Wolken an den Felsgraten und über dem Abgrund schwebend, zitternde Büsche am lothrechten Hang, gegen welche es kühl heraufstäubt, die sonnigen Streiflichter, welche in die cyanblaue Nacht des Schlundes hineinfallen, Grillen, die unbesorgt in Büschen zirpen, deren Wurzel vom nächsten Regen losgewaschen werden kann und die ein Windstoß über die triefende Wand

in die Schaumtrichter des finsteren Stromes unter ihnen jagt — das feierliche Getöse in der grauen, menschenleeren Schlucht, in welcher unsere eigenen Tritte mächtig wiederhallen würden, wenn es hier nicht einen Laut nur gäbe, den, der von den uralten Wassern der Tiefe an die Mauern heraufdringt, welche von ihnen vor vielen Jahrtausenden durchrissen worden sind.

Ganz nahe an der Stelle, an welcher die entscheidende Umbiegung nach Süden und dem lauen Becken des großen Gardasee's stattfindet, ist eine Lucke in der nördlichen Felsmauer. Es hängen Wolken am Rande, aber noch über die Wolken schaut das Grün hoher Matten aus der Lucke und unter den Wolken kommt über die wulstigen Absätze des engen grünen Lückenthales ein schaumiger Bach zur Sarca herabgestürzt, dessen Wasser oben aus den Bergen um den Molvenosee zusammenrinnen. Es ist das der einzige friedliche Anblick in der starren Oede der Steinwälle, die dem Auge bis jetzt keine andere Abwechslung geboten haben, als röthlich gefärbte Flecke in den Wänden, die überall grau dastehen, wie der Schlamm, aus welchem die eine und andere derselben gebildet wurde.

An der Grenze der Bezirke Stenico und Vezzano erweitert sich die Schlucht und gestattet einen freieren Blick auf den Fluß und seine Krümmungen. An der Straße heroben fallen zumeist die Holzverwüster auf, welche auch hier in diesen engen Hohlwegen das spärliche Gestrüpp der Hänge „abschneiden", den Berg brüchig machen und es dem Geröll ermöglichen, mit den jeweiligen Gewitterregen bis auf die Straße und über diese hinweg vorzudringen. Da liegen die Stämme und Zweige, zum Fortschaffen bereit,

mit ihren grünen Blättern nunmehr an der Brustwehr der Straße und an mancher Stelle möchte es zwei sich begegnenden Wägen schwer sein, sich in Mitten dieser duftigen Schichten, welche den Weg verengen, auszuweichen. Der Hang aber, auf dem sie noch vor wenigen Stunden gegrünt hatten, liegt schwarz und aufgewühlt da und schon jetzt zieht sich ein langer Streifen von Erde und Geröll, eine Furche, in welcher die Gesträucher herabgewälzt worden sind, bis zum Wege her und zahllosen Steine, die in dieser Furche lose aufliegen, deuten auf die Wirkungen der Wasser hin, die erwartet werden können.

Etwas Unsinnigeres als den Wuchs der Bäume zu zerstören, wenn sie eben fünf oder sechs Jahre alt geworden sind, möchte wohl kaum irgendwo gefunden werden und läßt sich auch nur in den Köpfen dieses Volkes voraussetzen, dem eine barbarische Gewinnsucht und der Mangel an Natursinn seine Handlungen eingibt.

Der grüne Busch des Berges dient dazu, mit seinen Blättern die Winterzucht der Thiere zu erleichtern und mit seinem Holzwerk als sogenannte „fascina“ in die Kamine und in die Küchen zu wandern.

Für die Bedürfnisse dieses Landes mögen die „Fascine“ allerdings genügen. Ein Volk, das so wenig Bedürfniß nach der geringsten Bequemlichkeit des Lebens hat, welches Monate lang in eiskalten, kellerartig fröstelnden dunkeln Stuben ohne Sonnenlicht und ohne die künstliche Wärme der Flamme auszuhalten vermag, das sich seine Speisen im Nu über Kohlen oder über einem winzigen, qualmenden Geknister feuchter Zweiglein zuzubereiten liebt, ein solches Volk, welches von einer Gasterei oder einer gemüthlichen

Arbeitsstube so wenig Begriff hat, als von einem unverwüsteten Wald, von frischen Quellen und Buchengrün, soll immerhin seinen Baumwuchs in den Bergen büschelweise ausraufen.

Am Ausgange der Schlucht sehen wir die kleine Häusergruppe Le Sarche tief unter uns liegen. Auf einem jähen Steinpfad werden die Windungen der Straße abgeschnitten und wir gelangen hinab an die Brücke, wo die Straße von Vezzano und Trient in die unserige einmündet. Während des Hinabsteigens zeigt sich die Osthälfte des Toblinosee's mit seiner Insel, die sich (nach Schaubach) in dem einsamen Gewässer „äußerst lieblich spiegelt".

Von der Tiefe aus betrachtet erscheint der hohe Eingang droben zu der Sarcaschlucht, die wir verlassen haben, noch weit schauerlicher, als sie uns vorkam, während wir sie durchwanderten.

Von nun an geht es eben an der Sarca*) fort. Noch jetzt (Ende 1869) arbeitet man an der Wiederherstellung der Brücken, die 1866 verbrannt oder abgebrochen worden sind, um ein Vordringen des Feindes aus Giudicarien nach dem Etschland abzuhalten.

Die Landschaft ist mannichfaltig: unter dem Monte Casalo bei Pietra murata eine fast öde Haide, dann das furchtbare Trümmerfeld unter dem hochragenden Castell Drena und erst in der Nähe von Arco nimmt die Flur jenes üppige, den andalusischen Huertas gleiche Ansehen an, welches phantasiereiche Schriftsteller für ihre ganze Ausdehnung bis zum Felsenschlund Le Sarche ihr beizulegen pflegen.

*) Dialectisch: Serca.

An der Gränze.

Nichts ist absonderlicher, als die Verschiedenheit zwischen einer Sennhütte oder Alm in den Nordalpen und einer solchen auf den Gebirgen Italiens.

Die ersteren brauche ich Niemanden zu beschreiben — sie sind in zahllosen Büchern, Liedern, Reiseschilderungen, Singspielen und anderen Bühnenstücken der ganzen Welt theils in idealem Aufputz, theils auch der Wirklichkeit entsprechend dargestellt worden und selbst wenn der Biertrinker am Abende seinen Zechtisch aufsucht, wird ihm nicht selten der bunte Deckel seines Krügleins eine Scene aus jener geträumten oder wirklichen, meist aber wenig verstandenen, Welt vorführen.

Das alles aber ist in den wälschen Gebieten anders. Die Sennhütte, die Malga oder Baita, ist entweder ein gemauertes, schmutziges Haus im Styl anderer Gebäude, die im „Paese" stehen, gebaut und nur um viele Grade kothiger als diese, oder eine Höhle, eine Vertiefung unter einem her-

vorragenden Felsstück, in welcher der Hirt mit seiner kleinen Heerde haust. Ich spreche nicht von den großen Grotten, in welchen hundert Stück Schafe untergebracht werden können, weil es deren zu wenige gibt. Wo sich aber solche vorfinden, da werden sie mit Vorliebe aufgesucht und benützt.

Die Malga, zu welcher ich den Leser nunmehr führen will, ist nicht weit von der Stelle entfernt, an welcher auf der „Veroneser" Seite des Gardasee's eine weiße Säule auf einer Klippe die Gränze des Reiches und über ihr eine schwarzgelbe Tafel, die hinfällig auf dem Felsen zwischen den mageren Büschen zur Seite geneigt dasteht — als fürchtete sie über kurz oder lang umgeworfen zu werden — die Gränze Tirols anzeigen.

Beide Denkmäler sind nur zu Schiff erreichbar, da der Fels gar steil in die tiefe, himmelblaue Fluth abstürzt.

Zu jener Malga aber steigt man durch eine absonderliche Schlucht des Baldoberges empor, welche das Val Molini, zu deutsch das „Mühlthal" genannt wird.

In Deutschland würde man diese schmale Kluft, die augenscheinlich von den Bergwassern in das Jurageſtein eingerissen worden ist, ohne Weiteres eine der bedeutendsten Klammen nennen, denn die Wände ragen lothrecht wohl an tausend Fuß über den Engpaß, der an vielen Stellen nur eine oder zwei Klafter breit ist — aber das Wasser, was zu einer richtigen Klamm gehört, ist versiegt und tritt nur hie und da in kleinen lispelnden Tümpeln unter den Haufen des Flyschgerölls zum Vorschein, welche einst, als der Berg noch wald- und quellenreich war, sein mächtiger Vorfahre von ihm herabgewälzt hat. Man stelle sich die Via mala ohne triefende Felsen, ohne überhängende Lärchenstämme,

ohne schwebende Brücken, Tunnels, vor Allen aber ohne den Donner der Wasser in der Tiefe vor, in welcher selbst man hier geht und man hat die seltsame und allen Touristen, sowie ihren gedruckten Führern völlig unbekannte Schlucht des „Val Molini" am Gardasee vor Augen.

Wenn man sich ihr nähert, hört man nicht selten, vom Wiederhall des engen Tobels verstärkt, schon in der Entfernung den Gesang eines Hirten, der seine Schafe während der Hitze in den Schatten des Felspasses führte, wenn draußen das Gestein des dünn bewachsenen Bodens unter den Füßen der Thiere brennt. In der Schlucht selbst bemerkt man bald die Ueberreste jener Mühle, von welcher das Thal seinen Namen hat, nunmehr ganz in dem Geröll stecken, unter welchem der Bach selbst fast verschwunden ist. Es ist noch die deutliche Spur von der Rinne vorhanden, welche sie weiter oben aus dem Bache ableiteten, um das Gefäll für ein Treibrad zu erhalten. Jetzt ist es mit dem Wasser nahezu so spärlich bestellt, wie mit dem Sonnenschein, der nur in schmalen Streifen hereindringen kann.

Die hohe Fluth hat vor Jahrtausenden Furchen, Höhlen, Vorsprünge und Altäre aus dem bald rosenrothen, bald grasgrünen Gestein ausgewaschen, an welchem sich jetzt die Schafe reiben oder gegen welches sie, der Kühlung froh, unbeweglich ihren wolligen Kopf halten.

Durch die dämmernde Beleuchtung der schmalen Himmelslücke bringen das Grün und das Rosenroth der Wände eine gar absonderliche Wirkung auf die Augen hervor. Sie fühlen sich in die Dunkelung eines Domes versetzt.

Im Gestein liegen Quellen, die nichts sind, als tellergroße unbewegliche Tümpel, an welchen oft kein Ab- und

kein Zufluthen bemerkt wird. Und doch quillt das kalte Wasser unaufhörlich in sie ein und sickert aus ihnen wieder durch das Geröll fort. Dagegen vernimmt man hie und da, das Ohr auf die kleinen weißen Steine legend, welche die ganze Breite der Klamm ausfüllen, wohl das Flüstern des vergrabenen Baches.

An manchen Vorsprüngen der Wände ziehen sich in langen Linien, wie künstlich angebrachter Schmuck, grünes Strauchwerk und Gräserbüschel hin.

An der einen Stelle des gewundenen steilen Engpasses läßt sich der Wiederhall von Schritten und Stimmen vernehmen, an anderen schweigt er.

Die Hirten aber lagern an den runden Quellentümpeln im harten Kies oder schauen, auf den Lauf ihrer Gewehre gestützt, den Thieren zu, wie sie, kühn klimmend, von jedem erreichbaren Vorsprung der Abgründe die grünen Keime abnagen.

So steigt man gemach aus der Schlucht über die Geröllströme durch den „Col delle Saline" hinauf zu der Einsiedelei, neben welcher sich unser Malga in einer Höhle befindet.

Bei der Einsiedelei, von welcher aus der ganze, wunderherrliche See bis zu den Hügeln von Desenzano hinab überschaut wird, ist ein Gemälde angebracht, auf welchem die ehrwürdigen Brüder, die Gründer dieser Klause, in grauem härenen Gewande zu sehen sind. Ringsum ist ein Buchenhain, der einzige weit und breit im wälschen Lande.

Es stehen wohl mächtige Stämme da, aber sie erheben sich nicht aus Farrenkräutern, Moosen, hohem Gras und duf-

tigem Waldmeister, sondern aus klapperndem Geröll, welches hier, wie aller Orten, den Boden überlagert.

Etwa dreißig Schritte von dem einstigen Zufluchtsorte frommer Anachoreten, den noch jetzt ein bettelnder Waldbruder bewohnt, sieht man einen von Ruß überzogenen Felsvorsprung. Unter dem Felsen ist vor dem Eingang der kleinen Grotte eine dichte Hecke aus Flechtwerk angebracht, eine schmutzige Pallisade, aus welcher einzelne Pfähle bis zum Felsen selbst hinaufreichen, als ob sie diesen stützen wollten, in Wirklichkeit aber, um durch Anlehnung an die rauhe Gesteindecke sich selbst und dem Geflecht, aus welchem sie hervorragen, festeren Halt zu schaffen.

Um den Zaun herum breitet sich, wie man es nicht minder vor dem Eingang nordischer Alphütten sieht, ein Sumpf von thierischen Abfällen aus und die Höhle selbst duftet nach Schafen.

Eine kleine bewegliche Thüre aus Reisern von Zwergeichen führt durch den Zaun in den ersten Raum unter den überhängenden Felsen.

Gegen diese Thüre her kam an einem heißen Sommernachmittage ein grauhaariger, untersetzter Mann gestiegen, der eine schwere Kufe in der Hand trug. Ihm folgte ein großes, schwarzes Schwein hart auf den Fersen. Das Thier hielt sich bei seinem Herrn wie ein Hund.

Zu gleicher Zeit näherte von drüben, dem steilen Thale, dem „Val di San Zeno", ein Mensch der Höhle, der nicht nur, wie der Grauhaarige, barfuß ging, sondern auch mit dem allereinfachsten Kleidungsstücke bedeckt war, welches die Einbildungskraft der Bergbewohner zu erfinden vermag. Es war nicht mehr und nicht weniger als ein

grober Zwilchsack, in dessen oberes Ende er Löcher für Kopf und Arm geschnitten hatte, während das untere so hergerichtet war, daß ihm der getheilte Sack noch den obersten Theil der Schenkel bedeckte. Der ganze übrige Körper war nackt, aber von der Sonne mit der Farbe des alten braunen Filzhutes überzogen worden, den er auf dem struppigen Kopf trug. Um die Hüfte hing fest ein schmutziger Strick geschlungen.

Als die Beiden einander ansichtig wurden, stießen sie zu gleicher Zeit ein Freudengeschrei aus, daß die kahlen Berge wiederhallten.

Der Grauhaarige mit seiner schweren Kufe bedurfte längere Zeit, um heraufzukommen, als der Mann mit dem Sackrock, der aus dem untersten Grunde des Val di San Zeno fast ebenen Bodens durch die Brombeersträucher gegen die Malga gehen konnte.

„Wie geht's, Il Pajo? rief er endlich dem Grauhaarigen zu, als dieser keuchend sich ihm bis auf einige Schritte genähert hatte.

Gut, Freund Salame, weil ich mit dem Wasser da heroben bin. Es ist doch ein ärgerliches Gehen in's Mühlthal hinunter bei der Sonnenhitze. Da haben wir es bequemer gehabt, wie wir noch da drüben waren!

Mit diesen Worten zeigte er auf eine Stelle in der blendenden, jetzt eben grell von der Sonne beschienenen Kalkwand jenseits des Thales, welche einem Menschen von nicht sehr scharfen Augen wie ein überaus breiter tintenfarbiger Streifen vorgekommen wäre.

In Wirklichkeit aber befindet sich in jenem tiefschwarzen Streifen der Eingang zu einer mächtigen Grotte. Die

scharf abgegränzte Farbe entsteht durch den Schatten, welchen der überhängende Fels auf die weiße Wand wirft, denn der eigentliche Eingang ist kaum eine Klafter breit. In der trockenen Luft dieses versengten Gebirges liegen die Gränzen der Lichter hart nebeneinander.

— Warum seid ihr denn nicht drüben geblieben mit eueren Hämmeln? Mich dünkt, sie gehen ihrer alle dort hinein und wären es auch mehr als zweihundert.

Corpo della Madonna! sagte Il Pajo, indem er seine Kufe, nunmehr dicht neben seinen Freund Salame gelangt, auf den Boden stellte und das Schwein, welches mit seinem Rüssel daran zu stoßen begann, mit einem Fußtritt zurückscheuchte — wo wären mir denn die Thiere hingekommen?

Schau das Gras an, welches dort herum wachst — es ist Alles gelb wie Stroh und wenn sich meine Schafe darin wälzten, so ging von der dürren Erde der Staub auf, daß man meinen möchte, wir hätten dort ein Feuer angezündet, so steigt der Rauch in die Luft. Und dann liegt ja die Sonne, wie du siehst, den ganzen Nachmittag dort gegen die Wand an. Herüben ist es doch kühler und ich bin gern herüber gegangen, wenn es auch weiter ist zum Wasserholen.

Solchergestalt war die Begrüßung, welche ich, müde von einer Wanderung nach dem Gipfel des Monte Maggiore, der höchsten Erhebung des Baldogebirges, im Schatten eines ungeheueren Blockes neben der Malga gelagert, mit anhörte.

Il Pajo bot seinem Freunde zunächst von dem Wasser an, welches er in den Kiestümpeln geholt hatte. Dieser

trank begierig, denn auf diesem ganzen Theile des Gebirges befindet sich keine wirkliche Quelle, wenn man nicht nach der Weise der Eingeborenen einige Höhlungen, in welchen hie und da Tropfen von der Wand abtriefen und in einem sandigen Becken außerhalb der Höhlung aufgefangen werden, als solche bezeichnen will. Um aus einer derartigen Quelle aber mit der hohlen Hand oder mit einem Becher trinken zu können, muß man erst von der geschöpften Flüssigkeit langsam den mitaufgewühlten Sandschlamm sich setzen und niederschlagen lassen.

Nachdem ich sie Beide durch die geflechtene Thüre in die Grotte hatte eintreten sehen, stellte ich mich selbst vor.

Sie waren ein wenig überrascht, einen Fremden in der Nähe ihrer Hütte zu sehen, welche mit Ausnahme einiger festlicher Tage im Jahre, an welchen lombardische Wallfahrer zur Einsiedelei herauf kommen, fast niemals besucht wird. Indessen bemühte sich der Hausherr, der seinen grunzenden Begleiter vor dem Thürchen draußen gelassen hatte, den Fremdling zu bewirthen.

Er setzte mir etwas von jenem aus der Milch von Kühen, Ziegen oder Schafen bereiteten körnigeu Stoffe vor, welchen man in Süddeutschland „Topfen", in Italien Buina nennt, von welchem Worte gewiß dem einen und anderen Reisenden noch die Ohren gellen, wenn er sich an das morgentliche Geschrei der Verkäufer erinnert: Buina fresca, fresca buina, fresc—a! Ich gab ihm dafür meinen Vorrath an Brod — von Tabak aber wollte er nichts wissen, weil er noch niemals geraucht hatte.

Die Buina, welche ich nicht verzehrte, wurde wieder auf ein Weidengeflecht gelegt, welches etwa in Mannshöhe

über dem Boden befestigt war. Gerade so war die Lagerstätte beschaffen — ein Haufen Blätter auf ein freistehendes Geflecht gelegt, so wie man in den Illustrationen zu Reisen nach überseeischen Ländern die Betten der Wilden unter freistehenden Dächern abgebildet sieht.

An der grauen Wand über dem Geflecht des Lagers hing ein verwittertes Bild der heiligen Jungfrau.

Bis jetzt hatte ich mir nur denjenigen Theil der Malga betrachtet, dem der Felsen mit seinem überhängenden Vorsprung einzig und allein das Dach lieferte, während er von den andern Seiten völlig frei war. Man kann diesen also nicht eine Höhle im vollen Sinne des Wortes nennen. Wohl aber war dies der andere Theil der Hirtenbehausung. Dieser bestand aus einer wirklichen Grotte, in welche der Hirte die Milch seiner Schafe stellte. Sie war gegen den äußeren Theil durch einen Vorhang von grauer Sackleinwand abgesperrt, um die Milch gegen die Schwärme der Fliegen zu schützen, die sich draußen über dem Unflath der Malga tummelten und dem Schweine eben so treu folgten als dieses seinem Herrn.

Wir plauderten eine Weile zusammen über das Sommerleben da heroben in der Einöde, über die Wallfahrer, die zum Kirchlein des heiligen Zeno kommen und endlich über die Schicksale Salames, des Freundes unseres Wirthes. Dieser Salame war ein Mann von etwa sechzig Jahren und wohnt nun schon seit dreißig Jahren in einem Felsenloch ganz nahe an der Gränze, welches man vom See aus wohl gewahrt. Jeder, welcher den Gardasee bereist, sollte nicht vergessen, Salame in seiner Höhle aufzusuchen, welcher in seiner Weise ein nicht minder strenger Anachoret ist, als

die ersten heiligen Büßer im grauen Rocke, welche dort an der Mauer des Kirchleins abgemalt sind.

Salame lebt von einigen Ziegen. Bei der Milde des Himmels ist es allerdings keineswegs so schwer, Sommer und Winter in einer solchen Höhle auszuharren, denn während der rauhen Jahreszeit ist der Berg doch meist mild vom zurückgeworfenen Licht der Sonne beschienen, da die Buchtung gerade gegen Mittag liegt.

Ich fragte ihn, warum er Salame heiße.

Weil ich so sauer und herb bin, antwortete er, haben mir die Leute den Namen gegeben.

Kommst du nie in ein Dorf? fragte ich weiter.

O ja! Ich bin überall bekannt — in Tirol, wie in Italien da, von Riva bis Salo hinunter. Wenn ich hie und da ein Zicklein zu verkaufen habe, so komme ich unter die Leute.

Dann trinkt er so lange fort, ergänzte Il Pajo, bis er keinen Soldo mehr in seinem Beutel hat. Eher geht er nicht heim in sein Loch

Ich äußerte den Wunsch, seine Behausung zu sehen. Er willigte vergnügt ein, wenn ich ihn vorher begleiten wollte, zwei Ziegen zu suchen, welche sich seit einiger Zeit verlaufen hatten.

Il Pajo ließ es sich nicht nehmen, uns noch eine weite Strecke zu begleiten, getreulich von seinem Schweine gefolgt, das an seinem Herrn zu hängen schien, wie dasjenige des heiligen Antonius an dem vielberühmten Einsiedler. Wir stiegen wieder durch das steile Val Zenone zurück und kamen endlich auf einen schmalen Steig, der hart an einer steilen Wand in die grauen, kahlen Schrofen

führt, welche hier das Labyrinth des oberen Monte Maggiore bilden.

Ueber dem Steige war der Berg völlig grau und kahl — ein Hang — jähe „Laste“, von welchen die Sonne heiß und blendend zurückgeworfen wird — unter ihm aber braunroth, denn hier hatten die verwehten Funken eines Hirtenfeuers erst vor kurzer Zeit das kärgliche Gestrüpp verkohlt, mit welchem da die Abstürze verdeckt gewesen waren.

Hie und da sah man an Stellen, wo der Pfad bei einem aus dem kahlen Berg heraustretenden Vorsprung sich erweiterte, die zertrümmerten Reste eines Casotto, unter welchem sich vor Zeiten die Heumäher zur Nachtruhe hingelegt hatten, als der Berg noch Weidegrund war. Jetzt war das Innere eines solchen Casotto selbst der einzige Grund, auf welchem sich, von den Rissen und Bergrutschungen unbeirrt, hohes Gras angesiedelt hatte, während draußen auf dem dürren Grund dürftiges Buschwerk steht. Den Eingang hüten Disteln zwischen dem Mauerwerk der verschwundenen Thüre.

Manche Schlucht duftet von den zahllosen Himbeeren, die durch das Dorngestrüpp hindurch glänzen. Salame aber kümmerte sich nicht darum, er schätzte derlei Früchte, wie er sagte, gering, weil sie Kopfweh verursachten. Dagegen vergnügte er sich damit, von Zeit zu Zeit große Steine mit seinen bloßen Füssen über die mit Geröll bedeckten Hänge hinabzustoßen, welche polternd den mächtigen Wiederhall der Schrofen weckten.

Endlich, gerade oberhalb des ebenfalls von gräulichen Steinrissen durchzogenen Val dritta (wahrscheinlich wegen seiner Steilheit so genannt), blieb er einen Augenblick

stehen und horchte. Dort oben bei einer „Porta“, einer jener Einsenkungen in den höchsten Kalkgraten, die man in den Tauern „Thörln“ nennt, meckerte eine Ziege.

Er hieß mich ihn hier erwarten, weil ich keine Lust zeigte, mit ihm über die glänzend glatten „Laste“ der Ziege nachzuklettern. Ich zog es vielmehr vor, mich in den Schatten eines Blockes zu setzen, durch den Rahmen eines halb versengten Busches und der Blockfläche auf den indigoblauen See hinabzuschauen und mich an der Ora zu erfrischen, welche, die Seefläche tief aufwühlend, als kühler Wind selbst bis zu dieser Berghalde heraufdrang.

Nach etwa einer Stunde kehrte Salame zurück, die Ziege an einer Schnur nachführend, welche an einem von einer Gerte um den Hals des Thieres gebildeten „Halsband“ befestigt war.

Wir stiegen nunmehr das Geröll des Val dritta hinab, wobei uns die von unsern Füssen abgestoßenen Steine in mächtigen Sätzen vorausflogen.

Endlich gelangten wir abermals auf einen gelben, von Kalkstaub überlagerten Rasen und sahen bei einem schmutzigen Gemäuer Knaben Ziegen melken. Es war eine andere „Malga“.

Ein Hühnerhund kam uns entgegen und die Hirten beeilten sich, uns von ihrer Milch anzubieten.

Der Anblick ist bezeichnend: ein gemauerter „Bildstock“ auf dem dürren Boden, eine Art kleiner Kapelle — daneben Ziegen, die den Boden aufscharrten, um in der Erde Kühlung zu finden — allerlei Rauchwerk — vier ungeheuerliche, schwarze Säue lechzend und theilnahmslos in einen Knäuel regungslos zusammengelagert — dazu die weißen Segel

im tiefen See und die gleißenden Eisflächen auf dem fernen Adamello.

Weiter unten befand sich neben einer mächtigen Buche, einem Baume, den man in der allgemeinen Zerstörung stehen gelassen hatte, damit er zeitweilig dem weidenden Vieh Schatten gewähre, ein viereckiges Wasserbecken, welches längst versumpft und von allerlei Schlammbestien bewohnt war, weil der Zufluß nur tropfenweise in dasselbe einträufelte.

Ich konnte mir keine Kuh vorstellen, welche ein Gefallen darin finden mochte, sich in diesem Pfuhl zu baden. Derselbe wurde aber von Salame nicht minder als von den Hirten „Quelle" genannt. Was würden diese armen Leute sagen, wenn sie unsere nordischen Berge sähen mit den krystallklaren Wassern, den kühlunghauchenden Schluchten, den tobenden Bächen und den üppigen Weiden!

Bald darauf ruhten wir in einer Osteria zu Cassone ein wenig von unserer ermüdeten Fahrt aus.

Hier sahen wir viele Spuren des Erdbebens, welches am 23. Juli 1866 diesen Theil des Monte Baldo erschütterte und Anlaß zu den unsinnigsten Uebertreibungen gegeben hat.

In vielen Zeitungen war der Monte Baldo schon zum feuerspeienden Berge geworden und ich selbst gestehe gern, daß der Hauptgrund, welcher mich auf jenen Theil des Berges zog, die Neugierde nach jenen Veränderungen war, welche der „Ausbruch" im Berge hervorgebracht haben sollte. In Wirklichkeit aber fand ich nichts, als einige Blöcke in der Nähe des See's von einem Breccia-Felsen herabgestürzt, einige umgeworfene Oliven, an der alten Kirche der Ma-

donna von Malcesine einige Risse, ansehnliche Spaltungen in manchem von Wein und Feigen umrankten Haus und auch in unserer Osteria klaffte die Mauer an mancher Stelle.

Die Leute erzählten, daß sie in besagter Nacht eine Stunde vor Mitternacht von mächtigem Getöse geweckt worden, welches sie, weil damals in der Nähe Krieg geführt wurde, für Kanonendonner hielten. Die Einen glaubten, es sei ein Angriff an Peschiera geschehen, die Andern meinten, die Kanonen des Fort San Nicolo zwischen Torbole und Riva schössen auf den Ponal hinüber. Bald aber überzeugten sie sich, daß im Innern der Erde etwas vorgehen müsse. Doch wagte sich, obwohl die Leute die Nacht und die beiden folgenden im Freien zubrachten und der Stärkung wohl bedurften, Niemand mehr in den Keller, um Wein zu holen. Auch auf dem großen Kriegsschiff, welches den See befuhr, kurz vorher Gargnano beschossen und auf die Garibaldiner gefeuert hatte, als sie nach der Schlacht von Bececca an den Gardasee vordrangen, verspürte man die Wellenbewegung der Erde, indem in der Nacht plötzlich alle Lichter auf dem stets wachsamen und kampfbereiten Fahrzeuge durch einen Ruck ausgelöscht wurden.

Von einer Flamme aber, von Rauch, von Lava und dergleichen, was ich Alles selbst in verschiedenen Zeitschriften gelesen habe, ist glaubwürdigen Leuten nicht das Mindeste bekannt geworden. Die „vulkanischen" Erscheinungen auf dem Monte Baldo lassen sich also auf die Thatsache zurückführen, daß an benanntem Tage hier am Seeufer ein schwaches Erdbeben verspürt wurde.

Salame hatte in seiner Höhle gar nichts wahrgenommen von der Unruhe des Bodens, auf dem er schlief. Na=

türlich — er hat keine Gläser, die klirren, keine Spiegel, die herabfallen, keine Kästen, deren Holz knarren kann.

Er freute sich sehr, in dieser Osteria zu Cassone zu sitzen, weil ihm der schlechte Tiroler Wein wohlthat, den uns der Wirth vorsetzte. Auch ich ergötzte mich an der Halle, in welcher wir vor der dunkeln Küche saßen: da hingen die blauen Feigen zu den Bogen herein, der See nicht heller, als sie, lag zwischen den Zweigen und über seinem lebendigen Rauschen vergaß ich schier den todten, kahlen Berg, der von der andern Seite fast blendend herschaute. Manche Staude war von Granatäpfeln tief herabgebogen und schon drängten sich die dunkeln Beeren der Weindächer in Ueberzahl vor den hellen hervor. Manchmal dröhnte ein Schuß vom hohen Monte Castello herüber, zu dessen gnadenreicher Frau heute viele Segel über den See hin zogen.

Gegen Abend endlich erreichten wir die Grotte Salames auf einem Nachen. Er selbst ging zwar gewöhnlich auf einem Fußsteige dorthin, aber auf diesem möchten ihm wohl wenige folgen.

Das Ufer, welches wir während der Fahrt in der Entfernung weniger Klafter betrachten konnten, bietet nicht überall Raum für eine menschliche Ansiedelung. An den meisten Stellen dacht sich der dürftig bewachsene Fels so jäh zu dem grundlosen See ab, daß es eines kühnen Kopfes und sicherer Füsse bedarf, um dort stehen oder gar klettern zu können.

Wo sich der Strand ein wenig verflacht oder zwischen den Abstürzen des Monte Baldo und dem See sich ein rundliches, kleines Thal aufthut, schäumt die am weißen

Kieselstrande zerrinnende Fluth gegen ein Gerüst, auf welchem die Fischchen „Pesate“ an der Sonne getrocknet werden, gegen ein Steinkreuz, das zur Erinnerung an einen da im Sturm ertrunkenen Menschen, an eine Mühle mit grellfarbigem Heiligenbild an der weißen Wand.

Das Dasein des Mühlbaches, welcher das große Rad treibt, verräth sich auch an der nächsten Umgebung der Wiese.

Während überall unter der Hitze des Sommers alles andere Grün als das der düsteren Oelbäume längst erstorben und vergilbt ist, erhebt sich hier noch, von dem aus der Mühlrinne abgeleiteten Bächlein getränkt, das Gras in nordischer Saftfülle, von Blumen geziert und von Obstbäumen überschattet — als ob ein einziges Stück vom Zürichersee in das gewaltige Steinmosaik dieser Uferlandschaften eingefügt worden sei.

In flachen Buchten, wohin der Wind nicht dringt, stockt die Fluth, sich grünfarbig von der großen blauen Fläche abhebend. Die Pappeln, die am Strande stehen, scheinen im Abbild des See's Säulen aus Malachit. Auch die weißen Steinrisse des Berghanges setzen sich in der stillen Fluth fort und dünken uns weiße Ströme, die sich in die blendende Schale des umgestürzten Himmels hinab ergießen, dessen wenige Wolkenflocken mit jedem Ruderschlage wie Ungeheuer tief unten auf einander losstürzen.

An steileren Stellen der Ufer kommen abermals Steinbrüche, vor welchen Schiffe ihrer Last harren und gegen deren Blöcke der See, dunkler als die Oliven der Wände, anschlägt.

An einer solchen befindet sich Salames Höhle.

In diesem Augenblicke war der Ort nicht verödet wie gewöhnlich, weil eben der Berg gerade hier „abgeschnitten" wurde. Das Buschwerk hatte durch die wundersame Treibkraft, die diesem Boden und diesem Himmel eigen ist, vielleicht zum Hundertstenmal, sich wieder bis zur Höhe eines Mannes erhoben — für die Wälschen ein Hochwald.

Da standen denn nun die armen Boschieri hoch oberhalb der Höhle in einer Thalrinne, „schnitten" den Berg ab und rollten das Gestrüpp in Haufen durch die Furche herunter.

Am See unten waren ihre Weiber damit beschäftigt, aus diesen Haufen die bekannten Bündel „Fascine" zu machen, welche während des Winters in Italien von den Gastwirthen dem Reisenden zu bestimmten Preisen für den Kamin seines kalten Zimmers gegeben werden.

Aus der Grotte dieser Holzhauer stieg eben der Rauch ihrer Polenta auf und einige Ziegen, welche sie für sich am steinigten Strande halten, wurden von einem kropfigen Weibe gemolken.

Ein steiler Pfad hart über dem See führt zu Salames Grotte. Auf diesem Pfade sitzt er oft Nächte lang und singt in den See hinaus, aus welchem ihm die Fischer antworten.

Nicht selten ruft er auch von diesem Strande vorüberfahrenden Bekannten zu und bittet sie um eine Hand voll Mehl.

Aus diesem seinem Elend kann man auf das Innere der Hütte schließen. Auch hier ist der Fels von Ruß, von Spinnweben überzogen, schmutzige Kochgeschirre liegen in der Asche, der alte Holzschrank ist fast immer leer von Vor-

räthen und ein verwittertes Brett wehrt zur Noth die Winde ab, welche vom See her durch den Zwischenraum zwischen Thür und Felsdecke hereindrängen.

Hier nahm ich von Salame Abschied, der mir noch lange in den See hinaus nachschaute. Die wohlhabenden Leute aber, welche zu Schiff an diesen Felswänden vorüber kommen, bitte ich, des armen alten Einsiedlers mitleidig zu gedenken.

Am Seeufer.

Arme Berge und Thäler an der unteren Etsch, am mächtigen Gardasee! Wie dürr und sonnenversengt steht ihr da unter der Glut des Aerntemonates!

Der Unverstand hat die Wälder euerer Hänge vernichtet — es vermag sich kein Wasser mehr auf eueren erhitzten Steinhalden zu sammeln. Selbst der Kastanienbaum mit seinen köstlichen Früchten ist unter der Axt des Verderbers gefallen.

Wie ärmlich müßte sich einer euerer Ansiedler fühlen, wenn er hinüberwanderte in die wasserdurchrauschten Gefilde, die sich von der Höhe der Schweizeralpen gegen Italien hinabziehen.

Auch dort reift die Sonne köstliche Weine, auch dort prangt vor der niedrigen Bauernhütte die rothe Granate und erhebt sich die Cypresse über unabsehbaren Gärten. Aber die Berge, welche das Thal begränzen, sind nicht zerbröckelte, kahle, niedrige Schuttmauern.

An den heißesten Tagen des Sommers glitzert es noch dort oben unter den Wolken von Wasser, das über den Schiefer rieselt — vor wenigen Tagen lag ein Schneefeld an der Stelle — und auch von weiten Schneeauen oben und weit hinab, und blinken von ihnen die vielgetheilten Bäche über stäubende Tiefen nieder. Und im Thale rinnen sie beruhigt aller Orten blaugrün durch die getränkten Wiesenanger. Wenige der Kastanienbäume mit einander bilden einen Wald, wie die fabelhaften Eichen Germaniens. Ueberall wallt es, leise wie ein sinkender Schleier, oder donnernd wie ein zusammenstürzendes Gebirge von den weißen Giebeln herab.

Mächtige Farrenkräuter und undurchdringliche Büsche erheben sich über dem dichten Grasboden, vom Kastanienwald überschattet.

Im Busch aber, der hie und da euere Tiroler Berge überzieht, erheben sich Staubsäulen hinter den Füssen des Wanderers.

Wo sich da bei euch im östlichen Gebirge der Süden aufthut mit seinen Fruchtbäumen, da haben sich die Höhen schon verflacht und bilden nimmer hohe Eiswälle und unvergängliche Schneefelder die Schatzkammern des Wassers, den Schutz frischen Grüns der Niederungen. Dort drüben aber, im Westen, ragen Nord und Süd in einander hinein. Wohl hat Tirol mächtige Berge und Gletscher, große Forste und immer grüne, vom warmen Südhauch belebte Niederungen. Aber sie liegen alle durch Entfernung oder durch dazwischen geschobene Querzüge von einander getrennt und von der Herrlichkeit, welche, um ein Beispiel herbeizuziehen, das Mesoccothal zeigt, dessen Wasser zum Langen-See hinabrinnen, haben die Landschaften des Tiroler- und

Venetianer-Gebirges nicht das mindeste Vergleichbare aufzuweisen.

Wo in Tirol die weißen Stürze über alle Felsenwände herabhängen, wo es neben den Pfaden tobt, wo aus jeder Berglücke die langen Silberstreifen naher Gletscher hervorblenden, dort sind die Gründe garweit entfernt, auf denen der mächtige Nußbaum seinen Schatten über die gelbe Saat ausbreitet, wo unter glänzenden Maulbeerblättern die Rebe reift, wo der Blick, im Thale umherschweifend, vom Grün des Kastanienwaldes sich nur die Rosenbäume und die Althäen vor den weißen Häusern abheben sieht. Die Tiroler Gletscher schauen nur in Wildnisse herab und ihre Wasserstürze rinnen weithin durch kühle Fichtenwälder und feuchte Alpentriften, bis ihre grasigen Gestade von Kastanien überschattet werden.

Von diesem Mangel schneetragenden Hochgebirges, welches sich gerade über den niedrigeren Hängen erhebt, dann von der Vernichtung thau- und regenansammelnder Wälder auf ihnen rührt die Dürre her, unter welcher im südlichen Theile des Landes, wo das Hochgebirge sich ständig bis zu den italienischen Ebenen hinaus abflacht, die meisten Ansiedelungen während des Sommers leiden. Rinnt noch irgendwo in einer der Ritzen des Schiefer-, Porphyr- oder Kalkgebirges ein spärliches Wässerlein, so wird es von dem Gestein lauwarm gekocht und zur heißesten Zeit verschwindet es gar und läßt von seinem Dasein keine anderen Spuren zurück, als das Geschiebe in der Schlucht, welches von seinem trüben und mächtigen Schwall in winterlichen Regentagen herabgewälzt worden ist.

Das meiste Wasser, welches vom Schmelzen des win-

terlichen Schnees und von den Regen des Himmels abfließt, erhält sich immerhin noch im Inneren der Kalkgebirge, denn diese sind ihrer Natur nach zu Klüftungen geneigt und das Wasser, welches durch die zahllosen Ritzen des weichen Gesteines in dieselben eindringt, findet viele Gewölbe tief unter der Oberfläche des Berges versteckt Canäle, finstere Becken, gewundene Höhlungen, so daß der Sommer, welcher über der Erde liegt, keine Macht über die wohlgeborgene Fluth hat.

Diese findet, wenngleich den Augen der Menschen entzogen, ihren Weg wohl thalabwärts zu einem Fluße oder zu anderen Gewässern, aus welchen sie nach dem Meere wandern, um von ihm als Wolke wieder zurückzukehren. Hie und da tritt sie auch mitten auf dem Berge oder an seinem Fuß aus einer Felsspalte, welche sich öffnet, zu Tage, als eine Quelle eiskalten, herrlichen Wassers.

So sieht man auf dem Monte Baldo bei der Cascina ein kühles Wasser sprudeln und auf der Ostseite desselben, gegen das Etschthal zu, rinnen wohl zwanzig Wasseradern offen über die Wiesen hinweg, um nach kurzem Laufe wieder zu verschwinden.

Die meisten dieser kleinen, unterirdischen Bächlein aber rinnen tief im Inneren des Berges fort und vermengen ihr Wasser erst in der Tiefe auf dem Grund eines See's oder Flusses stets ungesehen mit den lebendigen Wellen, auf welche das Licht des Tages fällt.

Spuren von solchen Quellen werden von Fischern häufig wahrgenommen und auch denjenigen, welche im See schwimmen, fällt ihr Strudel manchmal durch die Kühlung

auf, welche sie plötzlich an einer Stelle der lauen Fluth verspüren.

Es versteht sich wohl von selbst, daß manche dieser Wasseradern, wenn auch versteckt, so nahe an der Oberfläche des Berges unter dem Schotter, unterm Kalkgeröll fließen, daß es einer geringen Mühe bedürfte, dieselben mit der Schaufel bloßzulegen und mitten in der Dürre eine befruchtende Quelle zu gewinnen. Das Entdecken derselben wird aber für Jeden, welchem nicht die Wundergabe des „Quellenfindens" verliehen worden ist, eine Gunst des Zufalles bleiben.

Freilich laufen Viele, welche am Fuße des Baldoberges über dem See Baumgärten, Wiesenanger oder Olivenhaine besitzen, auf den langgestreckten Höhenzügen umher und lauschen oft, auf den Schotter niederknieend, ob sie nicht unter ihm das fröhliche Gemurmel eines vor der Sonne beschützten Wässerleins vernähmen. Aber ihr Schweiß fällt nur auf die glühenden Steine, welche oft von der Sonne so erhitzt sind, daß es unmöglich ist, ohne Schutz die Hand auf den Boden aufzustellen, gegen welchen sie sich stützen wollen.

Nicht gering ist der Lohn, welcher diejenigen erwartet, denen es wirklich gelingt, eine Quelle zu entdecken. In kurzer Zeit wird ein üppiger Rasen mit bunten Blumen eben dort prangen, wo jetzt die Eidechse zwischen Dornen und dürren Büscheln raschelt.

Vielleicht dreht sich, von dem herabgeleiteten Quell in Bewegung gesetzt, ein triefendes Rad und mahlt gelbe Maiskörner oder den färbenden Sumach. Vielleicht auch werden die Oliven getränkt, die sicherlich im nächsten Jahre, mit verdoppelter Früchtelast beschwert, den Boden beschatten.

Und quillt dem Glücklichen gar kein anderer Genuß aus seinem Funde, als derjenige des perlenden Strudels selbst, so ist er schon zu preisen, weil er nun seinen Durst nicht mehr mit dem schalen warmen Wasser des See's oder mit dem übelriechenden des nächsten Ziehbrunnens zu löschen hat.

Wenn man diese absonderlichen Umstände erwägt, so wird man das Gespräch zweier Brüder begreifen, welche am Ufer des Sees mit heftigen Geberden hin und her gingen und von welchen schon ein Fernstehender zu sagen vermocht hätte, daß sie sich über irgend einen Gegenstand stritten.

Sie gingen in einem Baumgange auf und ab, einem tiefgrünen Gewölbe, welches die Oelbäume über ihnen bildeten. Unter den Oelbäumen zogen sich graue Felsen hin, welche die Wellen des See's, so weit sie an jene hinschlagen konnten, weißlich aufgeschlürft hatten. Auch der obere, schwärzliche Theil des Felsstrandes war hie und da von kleinen Höhlungen unterbrochen, welche seit Jahrtausenden der See ausgegraben hatte, so oft seine Fluth von einem besonders wüthenden Sturm aufgeregt war.

Von der einen Oeffnung des Gewölbes schien die tiefblaue Fläche des Wassers, von der anderen ein Theil des Strandes herein, auf welchem ein Feuer loderte.

Ueber dem Feuer stand eine Pfanne, deren Inhalt sich durch seinen brenzeligen Geruch und den seine dichten Dämpfe als Theer ankündigten, welcher da gesotten wurde. Nebenan lag Werg auf dem Boden verstreut und ein Schiff, welches halb umgestürzt auf einem seiner Ränder aufgerichtet dastand, zeigte vollends, was hier hantirt werden sollte.

Als die Beiden bei ihrem Hin- und Hergehen sich

abermals der Stelle näherten, an welcher das Feuer brannte, sagte der offenbar Aeltere zum Jüngeren:

— Und ich sage dir noch einmal, Pietro, und noch zehnmal, wenn du es hören willst, daß die Geschichte mit der Barke da durchaus nicht eilt. Du kannst sie gemächlich noch acht Tage da liegen lassen und sie dann mit Werg ausstopfen, so viel du magst. Für jetzt aber brauche ich dich dringender. Du wirst doch nicht haben wollen, daß ich mir einen Arbeiter bezahle, wenn du mir helfen kannst?

— Wenn ich dich anhören wollte, lieber Romano, antwortete der jüngere, so hätte ich das ganze Jahr nichts Anderes zu thun, als wie ein Narr auf dem Berge herumzulaufen und mit dir nach Wasser zu graben, was so tief wie ein Glockenthurm unter uns fließt.

— Du irrst dich, Bruder, erwiderte der Aeltere eifrig. Und ich sage dir, du brauchst dich jetzt gar nicht mehr auf den Boden niederzulegen, du kannst im Graben stehen bleiben und hörst das Wasser, das unten rauscht. Es ist ein ganzer Gießbach, sage ich dir.

— Am Ende gar ein unterirdischer Wasserfall, so groß wie der Ponal, unterbrach ihn Pietro lachend.

— Ja, ja, ein Torrente*), der Mühlen treiben wird. Dort bei dem großen Felsen, wo jetzt keine Gais ihr Futter findet, siehst du noch Wasser, Wiesen und Wein, soviel du willst.

— Es sind mehr als drei Monate, daß ich immerwährend höre: „Jetzt muß ich auf's Wasser kommen, ich höre es, es ist schon ganz nahe da.“ Es wird immer weiter und

*) Wildbach.

weiter gegraben, das Wasser kommt auch richtig immer näher, es lärmt und rauscht, aber du findest es nie. Bald glaubst du, es sei gerade unter dir, bald, es sei zu deiner Rechten oder Linken. Ich bleibe bei meiner Barke da, damit sie fertig ist, wenn die Trutte*) in die Sarca steigen.

— Hilf mir nur ein paar Tage lang und du wirst sehen, wir kommen auf Wasser. Schon werden die Steine, die ich mit der Schaufel herauswerfe, immer klebriger und nässer. Du meinst, du kannst das Wasser jeden Augenblick mit der Hand greifen.

— Wenn das schon so ist, entgegnete Pietro lachend, so kannst du mich für die geringe Arbeit wohl entbehren. Jetzt hast du den ganzen großen Graben seit so vielen Wochen allein gemacht und wirst leicht fertig, wenn das Wasser schon bis zu den Steinen her geht, die du in die Hand nimmst.

Nach diesen Worten fing Pietro zu pfeifen an, nahm einen Bündel Werg in die Hand und drückte ihn sorgfältig der Länge nach in eine der Ritzen des Nachens. Sodann ergriff er den schweren Pinsel, der in der Theerpfanne steckte und überstrich das Werg.

Romano betrachtete ihn noch eine Weile und ging kopfschüttelnd von dannen, indem er einige Verwünschungen über die Hartnäckigkeit des Bruders vor sich hin brummte.

Dann stieg er weiter durch die Oliven hinauf und jenseits der Oliven an den Hecken hin, bis er ein großes Trümmerfeld erreichte.

Unter einem dichten Gewirr von Brombeerstauden, an

*) Lachsforellen.

welchen jetzt halb roth, halb schwarz die Früchte hingen, lag ein mächtiger Steinhaufen. Aus diesem zog er eine Schaufel und eine Hacke hervor und stieg mit ihnen gegen einen Wall von feuchten Steinen und schwarzer Erde, der in einiger Entfernung aufgehäuft war. Der Graben, welcher sich unter diesem Walle hinzog, maß etwa dreimal die Höhe eines Mannes.

Wenn man den Graben betrachtete, konnte man wohl auf die Vermuthung kommen, daß dem jüngeren Bruder außer seiner Vorsorge für die Ausbesserung der Barke noch ein anderer Grund abgehalten haben mochte, sich an der Arbeit Romano's zu betheiligen. Es gehörte nämlich der ganze Muth und Eifer eines Menschen dazu, der ohne alle Rücksicht immerwährend ein einziges Ziel vor Augen hat, um sich in diese Grube hineinzuwagen.

Die Höhlung war weder durch Holz, noch durch irgend ein anderes Hemmniß, welches das lockere Gestein abhalten konnte, auf den schmutzigen Boden der Grube hinabzurutschen, verwahrt und man konnte in der That die Wahrscheinlichkeit nicht für gering halten, daß die Seitenwände sich bei Gelegenheit gemach zusammenschieben und den Mann auf dem Boden der Grube erdrücken würden, bevor es ihm gelänge zu entfliehen.

Romano jedoch sprang unbekümmert hinein und kniete sich sofort auf den Grund, um, das Ohr gegen die Steine angelegt, nach der Nähe des geliebten Wassers zu lauschen. Der helle Ausdruck der Freude zog sich über das Gesicht hin, welches durch seine Berührung mit der feuchten Wand sich mit einem dichten Streifen feuchter Erde bedeckt hatte. Er lächelte und schaute mit feurig gewordenen Augen in den klebrigen Grund.

Der Weise, welcher nach langem Forschen in der Tiefe die verständlichen Töne einer Quelle der Wahrheit zu vernehmen wähnt, wird nicht mächtiger von hohem Entzücken erfüllt, als der Brunnensucher Romano, welcher in der feuchten Grube kniet und das Murmeln der Welle hinter dem Stein nebenan an sein Ohr schlagen hört.

Nunmehr begann er seine Arbeit mit größerer Hast, als je zuvor.

Er ließ sich nicht Zeit, den Handgriff des Spatens oder der Schaufel zu fassen, sondern riß mit den nackten Händen an der nächsten Steinplatte, welche mit ihren spitzigen Kanten fest in die feuchte Erde und zwischen die anderen zerbröckelten Kalktrümmer eingekeilt, die ihn allein noch von der freien Welle des unterirdischen Baches zu trennen schien.

Schweißtropfen fielen auf den Stein, während Romano mit aller Gewalt seiner Arme an demselben rüttelte.

Es gelang ihm — der Stein hob sich endlich unter seiner Anstrengung — aber siehe da: es war dieselbe Täuschung, wie seit Wochen.

Unter dem Steine lag kleines Geröll. Es hielt durch den Seitendruck so fest zusammen, daß sich in ihm einige schwarze Klüfte halten konnten, durch welche man in die Höhlung unter ihm hinabzusehen vermochte. Aber dort unten rauschte es wohl wieder herauf, wie vorher, bevor der Stein weggenommen worden war, doch erreichte der Blick noch immer nicht die laute Fluth, deren Geräusch durch die Eröffnung dieser neuen Höhlung weder stärker noch schwächer vernehmlich wurde.

Diese nämliche Täuschung hatte den armen Romano

seit Wochen verfolgt. Bei den zahllosen Oeffnungen, Höhlungen, Löchern, Trichtern, Canälen, die von dem locker aufgeschichteten Gestein bis zu dem verborgenen Schacht hinführen, in welchem das Wasser thalwärts rinnt, ist es keineswegs zu verwundern, daß der Schall durch kleine Wölbungen verstärkt, sich auf die Entfernung von vielen Klaftern ebenso wahrnehmbar macht, als ob er nur durch wenige Felsstücke hindurch zum Ohre des suchenden Menschen dränge.

Wenn Romano darüber nachdachte, mußte er sich wohl gestehen, daß ihm das Geräusch des Wassers schon vor einigen Wochen, beim Beginne seiner Arbeit, fast gerade so nahe vorgekommen war, als jetzt, wo er sie mit einigen Spatenstichen zu beendigen hoffte.

Das Summen und Brausen hatte sich auf der Oberfläche des Grundes nicht minder vernehmbar gemacht, als in der Tiefe von einigen Klaftern.

Indessen wäre sicherlich auch das Ohr eines Menschen betrogen worden, welcher weniger von einer Leidenschaft erfüllt gewesen wäre, als Romano.

Es summte so deutlich, daß man hätte glauben mögen, das nächste Eindringen der Schaufel müsse die lebendige Welle zu Tage fördern. Wer aber genauer Obacht gab, dessen bemächtigte sich bald der Verdacht des Irrthums.

Denn, wo immer in dem langen Graben er lauschen wollte, zur rechten oder zur linken Seite, das Ohr aufrecht an die aufgegrabene Wand gestützt, oder knieend dasselbe auf den schlammigen Boden gelegt: überall vernahm er das nämliche Summen und Plätschern, dem Geräusche ähnlich, welches derjenige hörte, der an der verschlossenen Thüre einer Halle lauschte, worin zahlreiche Brunnen in steinerne Becken

fallen. Manchmal mochte es den Gebückten dünken, als sei dieser Schall nur die stoßweise Bewegung des eigenen Blutes, welches sich in den Kopf drängte, etwa wie das Sausen, das sich dem Ohre vernehmlich macht, wenn eine große Muschel an seine Höhlung gelegt wird.

Aber das helle Plätschern und Glucksen des Wassers unterscheidet sich zuletzt doch von jedem anderen Geräusch.

Romano arbeitete unermüdlich. Er ergriff einen Stein nach dem andern und wühlte mit den Händen die feuchte Erde weg, welche zwischen den einzelnen Platten angesammelt lag. Sie kam dem Quellensucher immer nässer und nässer vor, und auch das verheißungsvolle Geräusch glaubte er stets deutlicher zu vernehmen.

Zu seinem Unglück aber geschah es nicht selten, daß nach dem Herausziehen eines größeren Steines die Erde, welche bis dahin von ihm getragen worden war, des Haltes ledig nachrutschte und in die Grube herabrollte. Damit aber war dann immer die Arbeit verloren, welche er zuletzt verrichtet hatte. Denn die Erde und das Geröll füllten den Raum aus, welcher von ihm vorher mit den Händen gegraben worden war. Dann mußte er die Schaufel ansetzen, um es über den hohen Graben hinauszuschleudern, welcher sich allmählig rings um die Grube umher aufgehäuft hatte.

Von Zeit zu Zeit war es auch nothwendig, die ausgegrabene Wand zu betrachten, um zu beobachten, ob sich nicht irgend ein Theil derselben, ein hervorragender Stein oder ein großer Erdklumpen zum Einsturz neige. Wenn er solches wahrnahm, so verließ er die Grube und stieg zu ihrem Rande hinauf, um von oben herab mit der Schaufel

die brüchige Stelle abzuschürfen, worauf ihn wieder die Mühsal erwartete, die heruntergefallenen Stein- und Erdhaufen aus der Grube hinauszuschaffen.

Während er so hoffnungsfreudig in dem Schachte arbeitete und weder des Schweißes, noch der vielen verlorenen Mühe achtete, bemerkte er nicht, wie über ihm, auf dem Schuttwall, ein Kopf erschien, welcher sich sein Gebahren neugierig betrachtete. Dieser Kopf war der eines jungen Menschen von etwa vierundzwanzig Jahren, tiefbraun gefärbt, hager, mit knochigen Gesichtszügen, kurzem, aber struppigem Haar und einem Ausdruck von Schlauheit um die farb- und fleischlosen Lippen.

Es hatte nun schon eine geraume Weile gedauert, daß dieser Mensch in die Grube hinabschaute und Romano hatte ihn noch immer nicht bemerkt. Aus dem Zurückweichen zu welchem er sich jedesmal anschickte, so oft er aus irgend einer Bewegung Romano's schloß, daß dieser nunmehr den Kopf emporheben werde, hätte ein Beobachter auch vermuthet, daß der Mann wohl in die Grube hineinblicken und der Hantirung des Quellensuchers zuschauen, dagegen aber selbst nicht gesehen werden wolle.

Als nun Romano wiederum einmal eine Schaufel voll Erde hinauswarf, die ihm hinter einem ausgehobenen Stein her in die Grube gestürzt war, fehlte wenig, daß er das Gesicht selbst nach oben gerichtet hätte. Der junge Mann mußte das bemerkt haben, denn er trat rasch zurück.

In dem nämlichen Augenblicke aber stieß er gegen einen großen Stein, welcher locker auf dem Erdwall lag und stieß ihn unversehens in die Grube hinab, daß er gerade zu den Füssen des Quellensuchers niederstürzte.

Romano schaute erschrocken hinauf und stieß einen Schrei der Verwunderung aus.

— Corpo di dio! rief er fast beklemmt, wie ein Mensch, welcher eben einen mächtigen Schrecken überstanden hat, welcher Wind führt Euch daher, Angelo? Kommt Ihr geraden Weges zu meiner Grube, um mir die Steine auf den Kopf zu werfen, welche ich ausgrabe?

— Ich — ich — ich — stotterte der Angeredete verlegen, ich habe da oben in dem eingezäunten Garten ein paar Melonen und habe nachsehen wollen, ob sie ordentlich wachsen und ob sie mir Niemand fortgetragen hat. Da hörte ich im Graben ein Geräusch von Steinen und bin hergekommen, um zu sehen, was es da gäbe.

— Nun, da hättet Ihr Euch eher anmelden können, ehe Ihr mich so erschreckt habt. Der Stein hätte mir ja den Fuß fast abgeschlagen.

— Verzeiht, Romano, ich gehe schon herunter von dem Schutte da.

Und in Wirklichkeit zeigte sich die Gestalt Angelo's gleich darauf am Eingange des Grabens. Sein Körper war von einem Wuchse, der zu der Gestalt des Kopfes paßte: lang, hager, dürr und knochig. Dabei beugte er sich auffallend vor, während er Romano lächelnd fragte:

— Nun, wie steht's mit dem Bach, Meister, der da unten fließt? Im Dorfe sagen sie ja, es liege da ein Vermögen für Euch begraben. Denkt an mich und meine Bäume da drüben und laßt mir auch etwas zukommen von dem Wasser, wenn es einmal da hervorströmt.

Das wird schwer sein, Angelo, entgegnete Romano indem er sich den Hut vom Kopfe abnahm und den

Schweiß mit seinem Ellenbogen abwischte. So lange das Wasser nicht den Berg hinaufläuft, werdet Ihr von diesem da in Euerer Pflanzung schwerlich etwas zu sehen bekommen.

O! sagte Angelo, wie wollt Ihr es dann über jenen Bühel bis hinab zu den Oliven bringen?

Damit deutete er auf eine ansehnliche Hebung im Boden hin, welche sich zwar weiter unten am Abhang gegen den See zu vom geneigten Grunde abhob, deren Kuppe jedoch sicherlich weit höher liegen mußte, als der Punkt, an welchem die Quelle im tiefen Graben zu Tage treten konnte.

— Was ich da thue? antwortete Romano, indem er sich mit der Hand in die Haare fuhr. Ich habe wirklich auch schon oft daran gedacht. Nun, es wird mir nichts Anderes übrig bleiben, als ein paar Männer nehmen und einen Gang durch den Hügel dort graben, damit das Wasser abfließen kann.

— Da wünsch' ich Euch Geduld und langes Leben. Es wird doch wohl noch eine Weile dauern, bis Ihr auf das Wasser kommt, meint Ihr nicht?

Romano that, als ob er diese Frage des Burschen nicht mehr hörte und schaufelte fleißig in dem klirrenden Gerölle weiter.

Angelo mochte sich über ihn ärgern, denn er ging von der Grube weg, ohne gegrüßt zu haben. Der Quellensucher aber merkte trotz des Geräusches der Steine sein Fortgehen wohl und brummte ihm nach:

— Der Bursch ist nicht so übel, aber kann nicht leben, wenn er nicht Jedem, der ihm begegnet, etwas sagt, was ihm Verdruß macht. Meine Freude aber soll es sein, ihm

die Quelle zu zeigen, wenn sie einmal klar aus der Grube da herausssprudelt.

So arbeitete er unverdrossen noch eine lange Zeit fort. Es kamen stets nasse Steine und feuchte Erde zum Vorschein, auch schien das Wasser immer näher und näher zu rauschen, aber die lebendige Welle setzte noch immer verborgen ihren unterirdischen Weg zum hellen See fort.

Noch kein menschliches Auge hatte die Quelle gesehen. Wohl aber mochte hie und da ein Hirt, der auf den steilen Felsplatten des Seeufers seinen Ziegen nachkletterte, verwundert still gestanden sein, wenn er wenige Schritte von sich entfernt in der ölglatten schwarzblauen Fluth ein seltsames Auf- und Abquallen bemerkte

Bald schienen es ihm Mücken und andere Wasserthiere zu sein, die tanzend auf der Oberfläche ihre Kreisel zogen, bald mochte es ihm vorkommen, als strömten ganze Garben weißgrüner Perlen aus der Tiefe herauf.

Wer Solches bemerkte, der hatte mehr von der Quelle gesehen, als Romano, welcher jeden Augenblick dachte, er werde seine Hand in die befreite Welle tauchen können.

Angelo, welcher auf dem Berge den Quellensucher verspottet hatte, besaß ein halb zertrümmertes Häuschen und eine dürftige Wiese in der Nähe der Sarcamündung. Wenn die Quelle, nach welcher Romano forschte, nur den zehnten Theil so reich an Wasser war, als jene Wiese, so konnte man sie einen ansehnlichen Mühlbach nennen.

Die saueren Grashalme ragten vereinzelt aus einer trüben Sumpffluth hervor und von dem Heu, welches da

gewonnen wurde, hieß es in der Umgegend, es fresse die Ochsen, anstatt daß die Ochsen das Heu fräßen.

Das Häuschen war deßhalb eines der wenigen in der ganzen Gegend, welches zur Zeit des Spätsommers manchmal von Fiebern heimgesucht wurde. Sein Aussehen von innen und von außen stimmte zu dem jämmerlichen Grunde, auf dem es stand und zu der Beschäftigung seines Insassen.

Angelo war nämlich der Todtengräber des Dorfes. Die vorzüglichste Belohnung, welche ihm für dieses traurige Geschäft bewilligt war, bestand darin, daß ihm gestattet war, das Hemd, in welchem ein Mensch starb, für sich zu behalten.

Seine Wohnung hatte ein abgerissenes und verwittertes Aussehen. Außer einem Schranke, an welchem zwei fehlende Füsse durch Ziegelsteine ersetzt waren, war kein anderer Hausrath da. Das Bett bestand aus einigen Lumpen von farbigem Zeuge und lag auf dem Boden neben einer Menge von rothen Maiskolben, welche auf ihm zum Trocknen ausgebreitet worden waren.

In einer Ecke lagen auch mehrere Hemden, welche er in der letzten Zeit Verstorbenen ausgezogen hatte. Bis jetzt hatte er noch keine Zeit gefunden, dieselben zu waschen und zum Verkaufe zu bringen. In der anderen Stube des Häuschens war ebenfalls weiter nichts zu sehen, als die grauen, hie und da von Rissen durchzogenen Mauern. Auf dem Boden waren große gelbe Kürbise in einem ansehnlichen Haufen aufgeschichtet.

Angelo verschloß die Thüre zu dieser Behausung fast niemals. Welcher Dieb hätte sich auch von dem, was darin aufbewahrt war, anlocken lassen. Der Besitzer selbst betrat

sein Eigenthum nicht selten mit einem Lachen, welches des eigenen Elendes zu spotten schien.

Manchmal, wenn er am Morgen seinen Kopf aus den farbigen Lumpen erhob, schaute er eine Weile im Zimmer umher und stieß ein lautes Gelächter aus.

Heute kam Angelo gegen Abend nach Hause mit einigen Melonen beladen, welche er wirklich, wie von ihm dem Quellensucher mitgetheilt worden war, aus der kleinen Einfriedung über den Oliven geholt hatte. Diese Früchte wollte er am nächsten Morgen auf den Markt tragen, um einige Kreuzer baares Geld einzunehmen, denn es waren nunmehr schon mehrere Tage, daß er nicht eine einzige Kupfermünze mehr besaß.

Er legte die Früchte auf das morsche Fensterbrett und zündete ein Reisigbündel an, welches auf dem schwarzen Herde aufgeschichtet war. Sodann schüttete er Wasser und Maismehl in den Kessel, welcher an einer Kette darüber hing und setzte sich nachdenklich auf ein anderes Holzbündel neben dem lockeren Herde.

Während der Rauch um ihn her vom Herde zum Fenster hinauszog, überließ er sich seinen Gedanken. Die Funken knisterten, er warf in der Zerstreuung eine Hand voll Zweige nach der andern in's Feuer und es fiel ihm nicht ein, in der wallenden Flüssigkeit herumzurühren, wie es geschehen muß, wenn der Brei gerathen soll.

— Diesem Romano, dachte er, fällt doch alles Mögliche ein. Die zwei Brüder haben ein Haus mit mehr als zwanzig Miethern. Pietro besitzt ein Netz, welches seine tausend Gulden werth ist und mit dem er soviel Forellen fängt, als die anderen Fischer mit einander. Es fehlt nur

noch, daß der Narr seine Absicht durchsetzt und dort oben wirklich Wasser zum Vorschein kommt, das ihnen unten ihre Campagna tränkt. Seine Mandeln, seine Nüsse, ja sogar die Feigen sind die besten in der Gemeinde. Gerathen ihm auch die Oliven besser als den Andern, so kann man sagen, daß unser Herrgott diesen zwei Burschen nur noch eine eigene Sonne zu scheinen lassen braucht.

Er warf unmuthig abermals einen Haufen Reisig in die Glut, daß eine braune Flamme hoch aufschlug und eine mächtige Rauchwolke das Zimmer verfinsterte.

— Was war ihr Vater? fuhr er in seiner zornigen Selbstbetrachtung fort. Da, in diesem nämlichen Häuschen ist er gesessen und hat sich die Augen im Rauch abwischen müssen und war Todtengräber, wie ich, und sein Netz war vielleicht groß genug, um Pesate zu fangen.

Die Stimme der Wahrheit hätte dem Mißvergnügten sagen können, daß der Vater der beiden Jungen und diese selbst den ganzen Tag über keine müßige Stunde kannten, niemals auf dem Platze umherlungerten, in den Schenken weder spielten noch tranken und am Sonntage sich nicht einmal bei einer Mora betheiligten.

Wohl aber war bald der Eine bald der Andere draußen in der Stadt bei einem gelehrten Landwirth zu sehen, der ihnen gute Unterweisung über die Zucht der Seidenwürmer gab und bei welchem sie allerlei Kunstfertigkeit erlernten, die Bäume von schädlichem Ungeziefer zu säubern. Sie waren fast die ersten, welche im Dorfe anfingen die Oliven zu reinigen und als auch an den Seeufern die Traubenkrankheit ausbrach, ihre alten Weinstöcke nicht niederhieben, wie es die anderen Thoren machten, sondern gemach abwarteten

was zum Heile der Pflanze zu thun sei. Als endlich gegen diese verderbliche Krankheit als sicheres Gegenmittel der Schwefel bekannt wurde, wandten ihn die beiden Brüder mehrere Jahre früher an als die anderen Leute und waren ihnen so hierin, wie in dem Erträgniß anderer Pflanzungen, um mehrere Aernten voraus.

Jeden Zuwachs ihrer kleinen Einnahmen verwendeten sie zur Verbesserung und auch späterhin zur Vermehrung ihrer Grundstücke, ihrer Ackerwerkzeuge, ihrer Boote und Netze.

Dieses war der Grund, aus welchem die Söhne des alten Todtengräbers, verglichen mit den armen Leuten des Dorfes, fast als wohlhabend gelten konnten.

Angelo aber hatte immer in dem Wahne gelebt, als werde zu ihm das Glück durch dasselbe schmutzige Fenster hereinfliegen, zu welchem um ihn her der Rauch in beizenden Ballen hinauswallte.

— Die Geschichte mit der Quelle will mir nicht aus dem Sinne, fuhr er fort. Bis jetzt sind die Wiesen, welche gerade unter den Felsplatten sein gehören, im Hochsommer stets gelb geworden, wie eine Citrone, gelingt es ihm aber, das verfluchte Wasser von dort oben herab zu bringen, so watet er um dieselbe Zeit im Gras bis an die Hüften und macht seine vier Mahden im Jahr. Und es ist ein großer Fleck, den er sich so zinsbar machen kann.

Mitten in diesen Betrachtungen schlug Angelo plötzlich ein helles Gelächter auf.

— Ja, das wäre nicht übel und nach dem, was ich heute gesehen habe, ist es nicht so unmöglich, daß es geschieht. Ich wenigstens würde es mir dreimal überlegen, ehe ich mich in die Grube stellte und an der Wand herum-

schaufelte. Vielleicht komme ich eines Tags auf den Platz und die Leute sagen: „Den Romano haben sie todt aus der Grube gezogen. Die Steine sind über ihn zusammengefallen und haben ihn erdrückt.“ Dann wird es freilich heißen: „Ein Narr ist der Bursch von jeher gewesen und es ist kein Wunder, daß es ein solches Ende mit ihm genommen hat.“

Diese Voraussicht mußte den Angelo nicht wenig getröstet haben, denn er stürzte nunmehr schmunzelnd den Inhalt des Kessels auf ein schmutziges Brett. Der Polentabrei, dessen Wasser durch das Sieden verdampft war, stand fest auf dem Brette.

Angelo griff zu und brach fleißig ein Stück nach dem andern aus der mürben Halbkugel.

Während er von dieser trockenen Speise aß, schaute ein altes Weib zwischen den zerbrochenen Stäben des Fensterkreuzes herein und rief ihn bei seinen Namen.

Der Todtengräber schaute auf, verzog seinen Mund zu einem spöttischen Lächeln und sagte:

— Heute gibt es keine Polentarinden für deine Hühner, Alte! ich bin hungrig und könnte das Doppelte von dem essen, was ich da vor mir stehen habe.

— Vergiß nicht Angelo, antwortete die Alte, indem sie mit ihrem dürren Finger auf das morsche Fensterkreuz klopfte, daß es klang, als würde ein Holz auf das andere geschlagen — daß die Hühner keine Eier legen können, wenn man ihnen nichts zu fressen gibt. Ich habe dir mehr als einmal ein Ei geschenkt, wenn du mich den Kessel hast auskratzen lassen.

— Die Zeiten sind nicht immer gleich, erwiederte Angelo, indem er sich einen großen Brocken in den Mund

steckte. Schau, die Melonen, die da auf dem Brett liegen, die muß ich morgen verkaufen, wenn ich zu Abend wieder Polenta haben will.

— So schenke mir ein paar von den Kürbisen, die du auf dem Boden dort liegen hast.

— Was willst du denn mit den Kürbisen? frug Angelo verwundert. Du hast ja weder eine Kuh, noch ein Schwein zu Hause. Willst du sie vielleicht selbst essen? Dazu, mein' ich, sind deine Zähne doch nimmer schneidig genug, Alte!

— Ich will dir's sagen, wozu ich sie brauchen kann. Du weist doch, was der Romano für ein Narr ist mit seiner Colombina.

— Was soll das für eine Colombina sein? unterbrach sie hastig der Todtengräber.

— Sein einjährig Rind ist es, das schwarz und weiß gefleckte, das hält er ja gar nicht im Stall, sondern in der Stube, neben der er schläft. Was er nur im Garten oder auf dem Felde findet, das steckt er seiner Colombina zu. Eine noch größere Freude aber hat er, wenn ihr jemand Anderer etwas mitbringt, dabei das Rind lobt, wie es herangedeiht und wächst. Ich habe es schon mehrmals gethan und immer etwas dafür bekommen. Ich habe neulich durch das Fenster hineingeschaut und in seiner Schlafkammer ganze Haufen von Mandeln, großen Nüssen und getrockneten Feigen gesehen. Bringe ich seiner Colombina ein paar Kürbise, so weiß ich ganz gewiß, daß er mir davon in den Rock schüttet, soviel ich tragen kann.

— Dem Rind willst du einen Kürbis bringen? sagte Angelo.

Plötzlich stockte er in seiner Rede, er heftete seine stechenden Augen auf das alte Weib, sprang auf, deutete auf den Haufen der rundlichen Früchte und sagte vor Hast stotternd zu der Bettlerin:

— Den schönsten und größten von diesen Kürbisen sollst du haben. Wähle dir einen aus, mir selbst ist es recht, wenn sich Jemand über den Romano lustig macht, den Narren mit seiner Colombina!

Das Weib zeigte mit dem Finger auf eine große Frucht, die hart an dem Haufen auf dem Boden lag, wie ein Quader, welcher eine darüber gethürmte Last tragen soll.

— Ist dir die recht? frug Angelo, indem er den bezeichneten Kürbis emporhob.

— Ich danke dir schön, Angelo, wenn ich den da behalten darf! sagte die Alte lachend. Es ist gerade soviel wie wenn du mir einen Sack voll Mandeln geschenkt hättest.

— Warte noch ein wenig, ich will dir den Kürbis mit einem Tuch abwischen, damit du auch Ehre mit ihm aufhebst. Das Zeug liegt schon viel zu lang im Staube da herum.

Mit diesen Worten ging er mit dem Kürbis in eine Ecke der Stube, in welcher das Weib ihn nicht mehr sehen konnte. Dort langte er von einem Brette, das an der Wand angebracht war, eine Papierdüte herab und schüttete etwas von ihrem Inhalte, ein weißliches Pulver auf die linke Hand.

Angelo war in seiner Eigenschaft als Todtengräber auch Hundeeinfänger und Wasenmeister mehrerer Gemeinden am See und wenn Jemand Ratten zu vertilgen hatte, wendete er sich um Gift an den Insassen des einsamen Häuschens im Sumpfgrunde der Sarca.

In wenigen Augenblicken war mit dem Messer ein rundliches Stück aus dem Kürbis ausgeschnitten, und eine Höhlung von der Größe einer Kinderfaust im lockeren Zellgewebe der Frucht gemacht. Statt des markigen Inhaltes schüttete er das weiße Pulver aus der Düte hinein, welche bis über die Hälfte geleert wurde.

— So, Alte, da hast du deinen Kürbis. Ich wünsche dir, daß die Mandeln deinen Zähnen so wohl bekommen, wie der Kürbis der Colombina.

Die letzten Worte begleitete er mit Lachen, in welches die Alte miteinstimmte.

Am nächsten Morgen trug Angelo in der That seine Melonen nach der Stadt.

Als er schon die Hälfte des Weges zurückgelegt hatte, rief ihm einer der Fischer zu, welche unter der Straße zwischen den Felsblöcken des Ufers den dreizackigen Anker ihrer Barke ausgeworfen hatten, weil die starke Strömung *) auf dem See für die nächsten Stunden das Auslegen von Netzen unmöglich machte.

Nicht der leiseste Wind ging über die Wasserfläche hin und doch war ihre Oberfläche mit Schaum bedeckt, wie wenn ein unterirdisches Feuer unter ihr brodelte. Die müßigen Fischer schrieen Jeden an, welcher oben vorüberging und

---

*) Eine gewisse, „Corrivo“ genannte, Strömung entsteht auf dem Gardasee dadurch, daß ein lang anhaltender Wind das Wasser nach einer Richtung hin anstaut, von welcher es, wenn er sich gelegt hat, wieder zurückfließt.

so ließen sie auch den Angelo mit seinen Melonen nicht ohne Zurufe vorbei.

— Ho, rief einer, der sich mit dem Rücken an den kleinen Mast des Fahrzeuges lehnte, magst du nicht auch dort droben, wo deine Melonen wachsen, auf Wasser graben?

— Nein, antwortete der Angeredete, indem er die Gelegenheit zum Rasten benützte und seinen Korb auf die Brüstung der Straßenmauer stellte, an deren felsiger Grundlage der schaumbedeckte See heute seine Oberfläche nicht um eine Linie hin- und herrückte, das lasse ich gerne dem Narren von Romano. Im schweren Kerker plagen sich die Leute mit der Schanzarbeit in zehn Jahren nicht so viel, als der von einer Woche zur anderen.

— Per bacco, der weiß es noch nicht! riefen nunmehr die Fischer in einem Chore.

— Was soll ich nicht wissen? frug Angelo und sein braunes Gesicht erbleichte fast vor Ueberraschung.

— Er wohnt ja wie ein Reiher in seinem Sumpfhaus, sagte ein Fischer lachend, und kann nicht wissen, was das ganze Dorf weiß.

— Heute Nacht, fuhr der erste fort, ist in dem Loch, worin der Romano immer grabt, die Erde einmal ganz absonderlich feucht geworden. Das Loch ist jetzt keine Grube mehr, sondern ein Brunnentrog und das Wasser rieselt davon weg, wie nur aus irgend einer Felsspalte des Baldo. Jetzt wird bald auf den Steinen Gras wachsen und seine Oliven sind das Doppelte werth wie gestern.

— Heilige Maria! rief der Todtengräber und packte, wie von einem Schlag getroffen, den Korb mit den Händen, daß die Melonen fast in den Staub der Straße herabfielen.

— Siehst du's, sagte der Fischer, der Romano ist schier noch gescheidter, als wir alle miteinander. Jetzt hat er Wasser und der steinige Boden, auf dem die Schafe weiden, gilt so viel, als das beste Stück Gartenland.

— Ihr macht euch lustig über mich, erwiederte Angelo aufathmend, ich glaub's nicht eher, bis es meine eigenen Augen sehen.

— Was kümmert's dich? bemerkte ein Fischer höhnisch. Du hast ja dort oben herum nur einen Grund, so groß wie eine Tischplatte und die Melonen, die darauf wachsen, haben nichts lieber, als das Trockene. Für dich wäre es, glaub' ich, besser, wenn irgendwo Wein herausfließen möchte.

— Das muß ich sehen! wiederholte Angelo, während seine Augen ganz starr gegen die graue Felswand über dem Oelhain hinüber schauten. Da, nehmt die Melonen, ich trag' sie nimmer weiter. Gebt mir einen Fisch dafür, wenn ihr etwas fangt!

Ehe die Fischer ihm zu antworten vermochten, rannte er davon und eine hohe Staubsäule hob sich unter seinen Füßen, und fiel langsam auf den bleiernen See hinab.

Als er bei dem Olivengehölz ankam, bemerkte er eine Menge von Leuten, die auf den Terrassen umherstanden und das Wasser betrachteten, das lustig über die Mauern herabplätscherte.

Nunmehr war kein Zweifel mehr — Romano hatte in der That die Quelle aufgegraben, welche sich drunten am grünblauen See durch die aufsteigenden Perlen verkündigte.

Es war ein Lärmen und ein Freudenrufen, als ob

jedem Einzelnen sich ein Schatz in Gestalt der Quelle erschlossen hätte.

Angelo betrachtete sich das Schauspiel, indem er auf eine der mit stacheligem Gestrüpp bedeckten Mauern stieg, welche die Oelpflanzungen von dem trümmerbedeckten Grunde trennen, in dessen Mitte der wunderthätige Born aufgedeckt worden war.

Plötzlich fühlte er sich bei der Kniekehle berührt.

— Guten Morgen, Angelo! sagte Romano, der unbemerkt neben ihn getreten war, mit vielsagendem Lächeln. Meine Colombina läßt sich bedanken bei dir für das gezuckerte Frühstück, das du ihr durch die Alte geschickt hast. Ich hab' die Frucht zufälliger Weise aufgeschnitten.

Vor Schrecken und Ueberraschung stürzte der Todtengräber beinahe rücklings in die Dornen hinein.

— Brauchst nicht so zu erschrecken, Todtengräber! Schau, unsere liebe Frau hat's besser mit mir gemeint und mir den Quell da gespendet. Ich bin heute nicht zum Zorn aufgelegt. Da, nimm einmal den Becher da und verkoste von dem Wasser! Der Brunnen bei der Cascina ist nicht kälter!

Der Angeredete gehorchte, ohne ein Wort zu sagen, nahm den verrosteten Blechbecher, den Romano aus seiner Tasche zog, tauchte ihn in das Wasser, welches wenige Schritte bei ihm vorüberrieselte, trank und gab ihn dem Eigenthümer eben so lautlos zurück.

Dieser schaute ihn mit einem eigenthümlichen Blick an und sagte:

— Deinem Vater hat einmal der kleine Grund dort unten am See gehört, wo jetzt das Geröll liegt. Ich will

dort eine oberschlächtige Mühle bauen und sie von dem Wasser da treiben lassen. Wenn du willst, so gebe ich sie dir in Pacht. Ich meine, es soll dir da besser behagen als im Röhricht bei der Sarca. So bleibts doch in der Hausgenossenschaft. Denn ich habe nicht vergessen, daß wir einmal dort gewohnt haben, was dir jetzt so schlecht gefällt, wie's scheint.

Angelo wußte vor Verwunderung nicht, was er sagen sollte.

— Ich sehe schon, du nimmst es an! fuhr Romano lächelnd fort. Wir werden schon noch Handels einig werden. Komm' morgen zu mir, laß mich aber das Futter für die Colombina selbst herrichten, nicht wahr?

Mit diesen Worten ließ er den Menschen, der nicht wußte, wie ihm geschah, an der Mauer stehen, deren Blöcke nunmehr vom lebendigen Wasser benetzt wurden.

Während aber Romano durch die Steinhalde und das Gestrüpp von Melissen dahin schritt, sagte er vor sich hin:

Ich muß dem braven Mann Etwas zukommen lassen, sonst verzuckert er mir einmal das Wasser, wie den Kürbis!

Allerheiligen im Süden.

Am Gardasee ist das Wetter im Wesentlichen nicht von dem der Mittelmeerufer verschieden. Heitere Tage am Meeresstand leuchten auch meist dem Südabhang der Alpen heiter.

Zu dieser vorherrschenden Gleichheit in den Erscheinungen der Luft bildet aber die Wärmemenge einen sehr fühlbaren Gegensatz. Das laue dunstige Meer mit seinem süßen Hauch wirkt anders auf die Landschaften am Ufer ein, als die nach Süden auslaufenden Alpen-Thäler, aus deren Hintergrund von tief verschneiten Bergen der eisige Morgenwind in die sonnigen Ebenen hinausdringt.

Stellen wir uns einen Allerheiligentag jenseits der Apenninen am Ufer des Meeres vor.

Es ist Sommer. Die immergrünen Eichen, die Oelbäume, die Pinien an der ölglatten Fluth, sie stehen alle so unbeweglich da unter dem blendenden Licht der niedrigeren Sonne, wie die steifen, schweren Aloes und Cactus, die mit ihren langen Stacheln lichtgrün über die Mauern der

Gärten herüberragen oder als Hecken neben der Straße sich erheben.

Hie und da sieht man gelbe Blätter an Weiden, Ahornen, Ulmen, aber das Aussehen des Strandes unterscheidet sich noch immer nicht auffällig von der Pracht der vergangenen Monate.

Das Grün, vom Lichten der hohen Rohre auf den Aeckern bis zum Schwärzlichen der Cypresse, überdeckt Alles. Der nächtliche Schläfer wird noch von den Blutsaugern des Sommers, den Stechfliegen gequält.

Die Oliven färben sich allmälig röthlich im düsteren Laub der unabsehbaren Oelwälder, welche bis nahe zu den hohen Kuppen des abstürzenden Gebirges hinauf das Erdreich bedecken. Orangen und Citronen schauen schon gelblich von den Bäumen, welche meist um die Hütten armer Colonen sowohl, als auf den Terrassen verlassener Villen gepflanzt sind. Es ist eine ruhige, selige Zeit von kurzen Tagen, flammenden Abendröthen, lautlosen Nächten und rosigen Morgen auf dem Meere und in den Wipfeln der Pinien am Felsstrand.

Anders in den Thälern der Südalpen, die sich mit den See'n nach der Ebene hinaus ausbreiten.

Auch hier breitet sich der Himmel unbewölkt über die helle Erde. Aber der Wind von den Bergen, auf welchen schon lange der Winter eingekehrt ist, vereitelt bis gegen die Mittagsstunde hin an jeder Stelle, welche nicht vor ihm geschützt ist, die Wirkungen des Sonnenscheins. An Mauern, an Felshängen und anderen Hindernissen, welche sich ihm entgegenstellen, liegt der Sonnenstrahl an, wie an Maientagen, aber wenige Schritte davon entfernt fröstelt es den=

jenigen, der sich hart am bergenden Wall in jene warme Zeit versetzt fühlt. Auf einem Flächenraume von wenigen Klaftern wird der Eine sich fast über die Hitze der mittäglichen Sonne beklagen, der Andere den eisigen Wind verwünschen.

An Berghängen freilich, welche in günstiger Lage den Nordwest abhalten, wird man hievon wenig empfinden und es werden die Vormittage dort, wenn einmal die erste Morgenkälte von den Sonnenstrahlen überwunden ist, gar anmuthige Stunden bringen, voll von Glanz und Wärme. Doch wird das durch den Schatten des Nachmittages, der ihnen früh von den Bergen her einfällt, wieder ausgeglichen und vielleicht dürfte es dennoch gerathener sein, sich den frostigen Hauch des Vormittages an anderen Orten gefallen zu lassen, welche dagegen durch die warmen und stillen Stunden sonniger Nachmittage lohnen.

Die Flur grünt wohl noch, aber manches Laubgewölbe fängt an zu zerfallen und die Blätter der Reben erscheinen in manchem noch vor wenigen Tagen sommerlichen Gelände braun und dunkel, wie die längst zu neuem Wein gewordenen Trauben. In der glänzendsten Blattfülle sehen noch die Maulbeerbäume drein, an anderen gewahrt man wohl vielfältig die Anzeichen der beginnenden Zerstörung.

Einen schönen Gegensatz bildet manche weingelb gewordene Robinie zu der dunklen Farbe der Oelbäume, deren Reihen durch ihre Hecken von einander getrennt werden. Am sommerwarmen Mittag glänzen noch dieselben himmelblauen und purpurnen Lichter über dem See, wie zur Zeit der Sonnenwende, am frühen Morgen aber ist der wellenförmig aufgewühlte Boden zwischen den dürren Maisstengeln mit Reif bedeckt und nicht selten tritt der Fuß in jenen Stunden auf

winzige Flächen von knirschendem Eis, welche der Nordwind über manches Wässerlein gezogen hat.

Die Früchte der Oelbäume, welche an den Ufern des südlichen Meeres nunmehr schon sich veilchenroth färben, hängen hier noch apfelgrün an den zarten Stielen. Die Orangen oder Citronen, welche dort im freien Erdreich dem Genuße rasch entgegenreifen, werden hier nunmehr mit den Kübeln, in welche sie gepflanzt sind, gegen Mauern gestellt, von welchen Licht und Wärme abprallen, oder wenn sie als unbewegliche Nutzpflanzen in den Gärten gepflegt werden, mit einem schirmenden Dache überdeckt, welches die Wärmeausstrahlung der warmen Erde gegen den kalten Nachthimmel mäßigt.

Schon sammeln sich die Bewohner des Dorfes auf den Bänken und Schemeln, welche auf dem Herd um das Feuer herum aufgestellt sind. In dieses werden mit ihren dürren Blättern die Sträucher und Zweige geworfen, welche noch vor kurzer Zeit auf den Abhängen des Monte Baldo grünten. Von diesem schaut aus blauer Dämmerung der Schnee herab, demjenigen unbegreiflich, welcher von seiner heißen Mauer aus in die duftige und glitzernde Ferne blickt.

Viele Bäume stehen freilich entblättert da auf der Flur, aber es ist nicht die Strenge des Himmels, sondern die Hand des Menschen, welche das Laub abgestreift hat. Es ist ein seltsamer Anblick, die armen Leute zu sehen, wie sie im klaren Lichte des tiefblauen Himmels auf den Zweigen sitzen und singend die Blätter in den Sack werfen, den sie in der linken Hand halten. Im weiten sonnigen Gefilde antworten ihnen Chöre der Landleute, welche derselben Beschäftigung obliegen.

Sie wollen das Laub noch grün in die Ställe ihrer Thiere tragen, bevor es welk und diesen ungenießbar geworden ist. So wiederholt sich im späten Herbste der nämliche Anblick, welchen das Gefilde im Mai gewährt, wenn die Thalbewohner die Speise der Seidenwürmer singend von den Bäumen streifen.

Um diese Zeit gehen die Lachsforellen aus dem tiefen See in das eisige Wasser der Sarca hinauf, um dort zu laichen. Mächtige Fische von zwanzig und noch mehr Pfund Gewicht schlängeln sich zwischen den Kiesinseln des seichten Stroms aufwärts, bis dahin, wo die künstliche Wehr der großen Fischerei ihnen das weitere Vordringen nach den Flußquellen verwehrt.

Die Jagd nach den Fischen ist von klugen Gesetzen während dieser Zeit verboten, aber die Thorheit und die Armuth der Uferbewohner thun ihr Möglichstes, um das ergiebige Feld der Einkünfte zu verwüsten. Es werden, den Wächtern unsichtbar, Netze unter dem Spiegel des Wassers befestigt und in finsterer Nacht herausgezogen.

Auch die Bestechung in jeder Form wird angewandt, um Niemanden Schaden zuzufügen, als sich selbst. Stangen mit eisernen Spitzen werden nach den hilflosen Fischen geschleudert. Homer nannte die Speere Eschen und auch diese Werkzeuge einer weit weniger heroischen Hantirung heißen bei den Beutesüchtigen „Frassine“.

Es wird im ganzen Dorfe von nichts mehr gesprochen, als dem Glück oder Unglück einzelner Diebe. Während zu der Zeit, in welcher die Erbeutung der kostbaren Fische erlaubt ist, das gefangene Thier leicht um schweres Geld an die Feinschmecker der großen Städte verkauft wird, ist es

nunmehr mitunter schwierig, die Waare weiter zu befördern, und so kommt es, daß die Dorfbewohner selbst in keinem anderen Monate des Jahres so viel Fleisch der edlen Flossenträger verspeisen, als zu dieser Zeit der Verbote.

Die Vogeljagd, mittelst welcher das Volk sich eine Würze zu seiner Polenta erhascht, kann nun weder mit der Nachteule, noch mit Netzen, noch mit dem Roccolo mehr betrieben werden. Es ist die Zeit gekommen, in welcher man die Vögel einzeln mit Schroten niederschießt. Da werden denn nun, wie früher ganze Reihen von Rothkehlchen, Schwarzplättchen oder Amseln, nunmehr ein paar dieser Thiere freudig nach Hause getragen.

Fällt Schnee auf dem Gebirge und weit an den Abhängen herab, so streut man nach germanischer Sitte den Vöglein, welche hungrig ins Dorf geflogen kommen, Brodkrummen auf. Diese aber dienen nicht dazu, den Sänger der Lüfte zu ernähren, wie es wohl der alberne Deutsche beabsichtigt. Der kluge Wälsche wirft das Brod nicht umsonst hinweg, sondern tödtet die angelockten Hungrigen mit seiner Flinte.

Deutschen Lyrikern, welchen die „Sonntagsfrühe" eine ständige Aufgabe ist, empfiehlt sich zur Abwechslung der Morgen eines glänzenden Novembersonntags an diesem milden Gestade. Da schleicht irgend ein gelber, verlumpter Kerl, mit Zügen, die von der trockenen Polenta hart geworden sind, hinter der Mauer einer Pflanzung umher und späht nach den Vögelchen, welche auf den thauschillernden Zweigen sitzen.

Alles glänzt in der lichten Luft und auf der noch grünenden Erde. Die Kirchenglocken hallen überall von den Bergwänden, der See dehnt sich hin in unabsehbarer Bläue.

Der Mensch aber hüpft hinter der Wand hin und her und legt das lange Rohr seines Gewehres bald hier, bald dort auf, damit er die Sänger nicht verfehle und das Pulver nicht ohne Beute verloren gehe. Endlich — nach viertelstundenlangen Versuchen entladet sich der Schuß. Mit den Augen eines Raubthieres stiert der sonntägliche Waller in die Pflanzung hinein. Er sieht auf dem Boden etwas zappeln — flugs ist er mit einem Satze über der weißen Mauer und stürzt auf den Baum hin, auf dessen Zweig sich das Ziel befunden hat.

In der That flattern zwei verwundete Vögel auf dem Boden hin und her — es sind Schwarzplättchen. Ein anderer entkam, vielleicht mit einem Stück Blei in den Flügeln, die bald erlahmen werden. Der Mann tappt unter Fluchen lange Zeit nach den Thieren, die sich hüpfend noch zu retten suchen — endlich hat er sie erhascht — er dreht ihnen die Hälse um und zeigt sie unter Freudenrufen einem Genossen, der mit vorgestrecktem Halse sich das Alles von der Straßenmauer aus betrachtet hat.

Das ist so ein ächter wälscher Sonntagmorgen!

Ein anderer Fang, dem die Leute an den Seeufern in diesen Tagen obliegen, ist derjenige der „Sardene", einer kleinen Gattung von Salmoniern, von welcher Schaubach die wunderliche Sage anführt, sie steige aus dem Meere herauf und finde aus diesem großen See den Rückweg nicht mehr.

Wenn der purpurne Glanz des Abends auf dem ruhig gewordenen See liegt, auf dessen Fläche sich nunmehr die Ora erschöpft hat, so rudern die Schiffe in Reihen hinaus, um die während des sonnigen Tages gelegten Netze einzuziehen. Eine Stunde später tragen die Fischer ihre perl-

mutterartig glänzende Beute in Körben umher und bald schmoren die Flossenträger auf dem von Funken umknisterten Rost.

Die Zeit herbstlicher Trübe und Trauer, welche den nordischen Dichtern viel Stoff zu Betrachtungen gibt, ist in Wirklichkeit hier eine Frist der Ergötzlichkeiten. Der neue Wein, welchen der Aermste genießen kann, die Früchte des Jahres und das Feuer der Herde sind Allen willkommen nach der langen sommerlichen Arbeitszeit. Es ist, als ob das Gold der niedriger stehenden Sonne und der dunkelrothe Glanz des kühlen Abendhimmels sich im gelben und und rothen Rebensaft wiederspiegelnd verkörpert hätten. Niemals werden mehr Speisen aus dem Wasser, vom Berge, aus der Luft geholt, als in diesen Tagen.

Der Gardasee ist, wie die übrigen großen Wasserbecken der Südalpen, ein wirkliches Mittelding zwischen den Erscheinungen des Himmels und des Pflanzenwuchses am Mittelmeer und der rauheren Natur der Alpenthäler. Dieser Unterschied macht sich jetzt, wie angedeutet, vornehmlich auch durch den Gegensatz von der Wärme im Sonnenlicht und der Kälte im Schatten oder im rauhen Winde bemerklich, der auf die große Fläche des See's und die Ebenen Italiens von dem verschneiten Wall der mittleren Alpen hinabpfeift.

Aecht südlich dagegen ist die Gemüthlosigkeit des Volkes, welches von der bedeutungsvollen Feier, die in diese Tage fällt, nur Kenntniß nimmt, um sich das Almosen „der armen Seelen" zu erbetteln. Da sieht man nicht die kummervollen Gesichter, die Kränze und Lichter, die Betenden, die Thränen auf den Friedhöfen der Dörfer wie im südlichen Deutschland. Freilich wie vermöchten auch die Hinterbliebenen der Ruhestätte der Vorangegangenen sichtbar gedenken, wenn die

meisten Gräber nicht einmal durch ein Holzkreuz bezeichnet sind und das Gras Alles gleichmäßig überwuchert hat, daß die einzelnen Hügel nimmer wahrgenommen werden?

Wenn es ein zu großes Opfer ist, ein winziges Kreuz aufzupflanzen, so wird Schmuck und frommer Zierrath noch viel weniger niedergelegt werden. Es müßte denn Jemand sein, welcher ein ansehnliches Erbe hinterlassen hat — diesem muß ein Denkstein in der herkömmlichen Inschriften-Phraseologie der Italiener gesetzt werden, weil es der Neid der Uebrigen so von dem Erben verlangt. Zwischen einem deutschen Schindanger oder Krautacker und einem wälschen Dorfkirchhof ist in der That wenig äußerer Unterschied wahrzunehmen außer der eine und andere weiße Stein, der in die verlotterte Umfassungsmauer eingefügt ist. Alles Uebrige ist von Gras und Kräutern bedeckt und ohne jene paar Steine, ohne die Nähe der Kirche, käme schwerlich Niemand auf die Vermuthung, hier eine christliche Todtenstätte vor sich zu haben. Kein Besuch — keine wandelnde Menge — keine betrübten Kinder und Gatten.

Warum? Die Erbschafts-Angelegenheiten sind ja abgemacht und dem sentimentalen Theil der menschlichen Beziehungen ist hinlänglich Rechnung getragen durch die landesübliche Redensart, statt mein „verstorbener" Vater, Bruder u. s. w. mein „armer" zu sagen. Hier wächst buchstäblich dichtes Gras wie über den Hügeln der Verstorbenen so im Andenken der Menschen an diejenigen, welche in das allgemeine Sein zurückgekehrt sind. Kein Geräusch auf der Stätte, als das Geflüster des kühlen Morgenwindes in den Oliven und das Schwirren der Gräser in dem welligen Viereck.

Bei dieser Gelegenheit mag die Bemerkung angebracht

werden, daß in diesen Theilen Italiens das Volk überhaupt gar keinen Sinn für das Mitleben mit dem Jahre, seinen Festen und wechselnden Erscheinungen hat.

Vergleicht man dagegen, wie in den großen katholischen Städten des südlichen Deutschlands solche Einschnitte und bezeichnende Feste von der ganzen Bevölkerung beachtet werden, wie auch die Gleichgültigen sich von ihnen anregen lassen, wie die Religion zur Sitte geworden ist, so hat man sich abermals einen Zug jenes germanischen Wesens vergegenwärtigt, bei welchem das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit zur Erde und all ihrem Wandel unvergleichlich mächtiger geblieben ist, als bei den lateinischen Racen, welche durch den römischen Einfluß aus einem Natur= zu einem Municipal=, Stadt=, Gesellschaftsvolk umgeformt worden sind. Wer in Wien oder München am Nachmittage vor dem Osterfeste, in den letzten Stunden des Jahres, am Tage vor Pfingsten und so fort die Straßen durchwandert, der braucht keinen Blick in den Kalender geworfen zu haben, um zu erkennen, daß die um ihn her eilende Menge heute von anderen Gedanken bewegt wird, als gewöhnlich. In Rom ist Aehnliches zu finden, aber dort sieht Alles einem Theater gleich. Nur der Germane feiert sein Weihnachten und sein Ostern in Faust'scher Weise, weil wirksamer sein Jul und seine Ostara in ihm sich regt, als die umgetauften Feste mit dem christlichen Namen. Wir sind noch mehr Heiden und Bauern, als jene von Kirche und Städtewesen der alten arischen Anlage stark entfremdeten Völker.

Die „Auferstehung“ beispielsweise am Sonnabend vor Ostern ist ein Fest, zu welchem sich in den süddeutschen Städten Alt und Jung, die Menschen von jeglichem Stande

drängen. Die öde Fastenzeit ist vorüber — nebst dem freudigen Eindrucke des morgigen Frühlingsfestes wirken allerlei Genüße in Speise und Trank, die noch mit altem Opferdienst zusammenhängen. Morgen wird nicht nur zur Kirche gegangen, sondern es wird auch diese und jene Oster-Lieblingsspeise genossen, die Kinder werden auf die grüne Wiese geführt, um die Eier des Osterhasen zu suchen, die neuen Gewänder, welche für dieses Jahr bestimmt sind, werden angelegt — es ist ein Abschnitt im Leben Aller.

Von alledem hier zu Lande keine Spur. In der Kirche alte Weiber, außer ihr das nämliche gedankenlose Alltagsleben mit Polenta und Schmutz wie zuvor und wie allerzeit. Ich habe einen fünfzehnjährigen Knaben gesehen, welcher nicht wußte, in welchen Monat Weihnachten und Neujahr fallen. Derlei Gleichgiltige gäbe es auch unter den Erwachsenen sicherlich Viele, wenn nicht Zahlungs- und Markttermine mit den Festen des Jahres zusammenfielen. Das „bekränzte Jahr" und der bunte Tanz der Horen, die wechselnd Allen etwas bieten, sind dem Italiener unverständliche Dinge. Der ärmste Mensch in unserem Deutschland vermag sich irgend einer Einwirkung der Festsitten nicht zu entziehen — stumpf geht der Nobile wie der Taglöhner an solchen Marksteinen unserer Jahre und unseres Lebens vorüber.

Dem Monat November ist im Norden eine besondere Schönheit eigenthümlich, welche man vielleicht die Poesie des Nebels nennen kann. Die wunderlichen Nebel-Vormittage, gegen deren Ende hin plötzlich die Farben der sonnigen Welt wie aus dem Nichts auftauchen — die Abende, in deren Gesichtskreisen die Sonne wie ein ungeheuerlicher Wall von Kupfer versinkt — die zähen Nebel der grauen Tage endlich,

in welchem ferne Tannen wie Thürme erscheinen und der Fluß in einer formlosen Trübe verrinnen will — der der finsteren Nächte, in welchen ferne Lichter oft nur auf überraschenden Irrwegen erreicht werden — dazu die frische feuchte Luft, welche die Nerven anregt, wie Wein, die wahre Lebensluft der Jäger, denen dieser Monat der wolkigen Hochwälder und der verhüllten Fichtenwipfel der wonniglichste ist von allen Monden des Jahres — das Jagdhorn, welches mitten aus dem dunstverhüllten Alpensee von einem unsichtbaren Nachen zum Felsgestade herübertönt, das giebt den Reiz des Nebelmonats in den nordischen Thälern.

Im tieferen Süden herrscht späterhin, nach der ersten Hälfte des Monats, jene feuchte gewitterschwangere heiße Luft voll von grellen Lichtern vor, welche man kurzweg Siroccowetter nennt.

Das dunkle Meer wälzt lange Schaumreihen an das Gestade, die dumpfen undurchdringlichen Nächte werden von zahllosen Blitzen durchzuckt und das Licht des Tages scheint in der Trübung warmer Regengüsse unterzugehen.

Hier am Gardasee folgen sich meist gleichförmig heitere Tage, von den Nordwinden, wie nicht minder von der Ora durchkältet.

Es ist der klare deutsche September mit kühleren Morgen und frostigen Nächten — eine ermüdende Reihe gleichförmiger Tage ohne Wechsel, eine wenig behagliche Zwischenzeit zwischen der Wärme des Herbstes und den leichten Winterfrösten.

Wohl kommt manchmal am späten Abend eine braune

Wand langsam den See heraufgezogen, zwischen deren ausgezackten Rändern die goldenen Sterne funkeln.

Aber es ist keine jener nordischen Nebelwände, welche in einem Thale fortschreitend, bald Alles in Finsterniß einhüllen, sondern eine vorüberwandelnde Wolke, unter welcher hindurch man noch den Wiederschein der letzten Dämmerung gewahrt, welche am Himmel über den fernen Ebenen flimmert.

Es ist nicht mehr der Norden, es ist noch nicht der Süden, welcher den Gestaden das Wesentliche seiner Erscheinungen gibt.

An lauen Abenden, wenn die kühle Ora sich gelegt und der See sich beruhigt hat, sieht man wohl noch immer den einen und anderen Kahn in die Dämmerung hinaussteuern, von welchem Gesänge und Guitarrenspiel hallen, in der Ferne scheint dann manchmal über dem Wasser ein gelber Nebelstreif zu liegen, es ist aber der See selbst dort unten beim Felsen von Manerba, auf dessen stille Fläche die letzten Strahlen der Abendsonne fallen.

Auch am Mittag wimmeln noch die weißen Feuer im See wie zur Aerntezeit und noch immer erhebt sich nach dem Untergange der Sonne im fernsten Süden jene hohe purpurrothe Wand, welche an die wärmeren Himmelsstriche des Meeres gemahnt und welche von den Fischern am Ufer stets mit Vergnügen gesehen wird, denn

Rosso si sera,
Bel tempo si spera.

Das Volk aber versammelt sich Abends plaudernd um das Feuer, welches von Reisig und dürrem Rebenholz genährt wird. Während die Männer singen, ziehen die

Weiber lautlos Fäden aus dem Rocken, den sie in der linken Hand halten.

In dunkler Frühe aber, wenn der Orion noch lange funkelt, segeln die Fischer mit dem scharfen Nordwind hinaus auf die weite Fläche, um diejenigen Fische zu erbeuten, welche sich von ihren Netzen in sonnendurchschienener Fluth nicht berücken lassen.

Winterstudien.

Vetrajo! Vetrajo! (Der Glaser!) hallt es auf den Gassen, der Winterruf für manche Bewohner dieser Gegenden, denen das Fenster eine Einrichtung und eine Ausgabe ist, welche sie nur im Hinblick auf den Frost verantworten können. Der entgegengesetzte Ruf, welcher an lauen Februartagen vernommen wird: Semenze per gli orti! (Samen für den Garten) bedeutet dagegen den Frühling.

Die Sarca fließt nunmehr grün wie flüssiges Flaschenglas über ihr Schotterbett hinab. Die Kälte in den eisigen Vedretten unterbindet die kleinen Adern, welche ihr zufließen. Der Fluß, welcher in den heißen, trockenen Tagen des Juli, an welchen Wochen lang kein Wölkchen über den Himmel hinzog, hoch aufschäumend unter der Brücke seine grauen oder gelblichen Wellen hindurchdrängte fließt nun krystallklar und so seicht hinab, daß das Auge jeden einzelnen der weißen Kiesel erblickt und der Fuß ihn durchwaten kann, ohne sich über das Knie hinauf zu benetzen.

Einzelne Pfähle sind hie und da in den Grund des Flußbettes geschlagen, an welchen die hellgrüne seichte Fluth sich ohnmächtig bricht.

Diese Pfähle sind von den Fischern eingerammt worden, welchen das Recht zusteht, im Sarcaflusse selbst die Trutte zu fangen, welche mit Beginn des Winters dem Wasser entgegenstreben, um zu laichen.

Dieser Fang ist, wie sich von selbst versteht, viel leichter und ergiebiger, als derjenige im tiefen und gewaltigen See. Denn über das künstliche Wehr, welches in der Entfernung einer Viertelstunde vom See im Flusse errichtet worden ist, kommen die Fische, die der Heimat des Wassers, den Gletschern, entgegenstreben, nicht hinüber. Sie bestreben sich in thörichtem Eifer, mit ihren Mäulern hart am Flechtwerk des Wehres, vom quirlenden Schaum versteckt, anzustehen, um sich mühelos herausziehen zu lassen. Die Vortheile des Fischfangs im Sarcaflusse während der Laichzeit jener köstlichen Beute werden denn auch von allen Fischern eingesehen, besonders auch von denjenigen, welche kein Recht darauf haben. So verwechseln sie gern nächtlicher Weile im Dunkel den Fluß mit dem Seespiegel und ziehen ihre schmalen Netze durch das rinnende Wasser. Die Trutta wird nicht erbeutet wie ein anderer Fisch, dadurch, daß sie, rings vom Netze umgarnt, jählings zur Höhe gehoben wird, sondern durch ihre eigene Dummheit, mit welcher sie sich in irgend einen ins Wasser versenkten Netzlappen fest verbeißt und ihn nicht mehr losläßt, bis sie sammt diesem auf dem Trockenen liegt.

Um Unberufenen dieß einträgliche Handwerk zu legen, haben nun die Besitzer der Fischerei an vielen Stellen des

Flußbettes diese Pfähle eingeschlagen, an welchen sich die tückischer Weise gelegten Netze zerreißen würden.

Doch ist das Herausholen der Lachsforellen mit Netzen keineswegs die einzige Jagd, mit welcher die Thiere zu Anfang des Winters behelligt werden. Da schleichen zu allen Stunden auf der Brücke wie an den Ufern des Wassers nicht nur die landesüblichen zerlumpten Gestalten, sondern auch die Signori des Paese hin, um zu stehlen. Sie spähen unverdrossen Stunden lang in die klare Fluth hinein, ob sie nicht irgendwo auf dem Kiesgrunde einen der mitunter gewaltigen Fische erspähen, welche bald unbeweglich auf den Steinen liegen, bald blitzschnell im Zickzack dem Laufe des Wassers entgegenhuschen. Ist ein Fisch entdeckt, der dort unten behäbig dem Genuß des ihm entgegenströmenden Eiswassers sich hingibt, so hat der Jäger schnell seine „Frossina" zur Hand, welche er irgendwo im Erlengestrüpp versteckt hat. Diese Frossina ist ein Stecken von mehreren Klaftern Länge, welcher vorn mit einer oder mehreren eisernen Spitzen ausgerüstet wurde. Damit wird nun das Thier harpunirt und sammt dem Stock an einer daran festgebundenen Schnur langsam herausgezogen. Die auf solche Weise erbeuteten Fische erkennt man auf dem Markte leicht durch die schweren Verletzungen und die am Rücken oder Bauch herausgerissenen Fleischstücke.

Andere „Signori" schlendern mit einer Flinte auf dem Rücken an den Ufern umher und geben sich den Anschein, als huldigten sie dem beliebten Vergnügen, die kleinen Vögel von den Bäumen zu schießen, deren Zweige nun schon meist kahl über den Boden ragen. So stark auch im Uebrigen die Freude dieser Herren ist, die einheimische

Vogelwelt zu vertilgen, so kann man doch in solcher Umgebung darauf schwören, daß es dießmal nicht auf die Fittigträger der Luft, sondern auf die Fische des Wassers abgesehen ist, weil die Letzteren mehr eintragen. Ein Schrotschuß ins Wasser und das Thier ist manchmal erlegt, noch öfter aber entwischt es verwundet, um an irgend einer verborgenen Stelle zu verenden.

So schleichen und treiben diese Tagediebe, von den ersten Honoratioren des Ortes angefangen bis zum Bettler sich im Freien herum und suchen bald da bald dort irgend etwas ohne Anstrengung zu erbeuten. Mancher Reichere darunter, der in einem Jagdanzug und von einem großen Hund begleitet herumläuft, dünkt sich deßhalb ein Jäger, weil er hie und da einen Zeisig, ein Rothkelchen, eine Meise, ein Schwarzplättchen vom Baume schießt. Dem Deutschen fällt dabei sein November und sein Christmonat ein, die Zeit der Jagd in den hohen tannigen Forsten. Da hallt das Hüfthorn in die graue, stärkende Nebelluft. Durch die dichten Stämme der hohen Wölbungen hindurch nähert sich der Waidmann den Gründen, auf welchen der stolze Hirsch und das Reh sich äzen oder folgt der Meute, die den mächtigen Eber hetzt. Dunkle Tage in der dunklen Waldung — Tage der Mühen und der Freude, nebliges Mondlicht durch beschneite Fichten — fetter Schmaus und kräftiger Wein auf behaglichem Lederpolster der warmen Stube — fürwahr ein Gegensatz, wie er das deutsche und das wälsche Wesen zutreffend bezeichnen mag.

Auf dem See wird an rauhen Wintertagen weniger Leben wahrgenommen, als in der wärmeren Zeit des Jahres. Die Kälte in den Hochgebirgen, in welchen der Regen der

Niederung sich als harter Schnee aufthürmt, hält die Vorrathskammern des Wassers verschlossen und wenn die Sarca leicht durchwatet werden kann, sind der Kanal und andere Bäche die in den See fallen, zu winzigen Wasseradern verarmt. Deßhalb ist der See fast um eine Klafter in seiner Oberfläche gesunken und an den Ufern, welche sonst von den Wellen der lauen Ora überfluthet wurden, zieht sich überall der weiße Kalkgrund trocken hin.

Unbenetzten Fußes steigt man nunmehr auf manchen Felsblock, der sonst in die blaue Fluth eingesenkt dalag. Von den Oliven in „La Valle" bis zum Rande des Wassers ist jetzt eine ansehnliche Entfernung und selbst vom „Kinderfelsen" hat sich der Seespiegel fast gänzlich zurückgezogen. Auf solchen nun trocken gelegten Felsblöcken mag man anschaulich die Wirkungen der Fluth beobachten, die Kreise und Kessel, welche sie während dieses und anderer unzähliger Sommer in das Gestein gewaschen hat, und die jetzt trockenen Höhlungen in ihnen, mit röthlichem Sand ausgefüllt.

Doch solche geringe Beeinträchtigung der Wassermenge ist nicht mehr wahrnehmbar, wenn man sich auch nur wenige Schritte vom Strande entfernt hat. Noch immer wirken die Zauber der mächtigen Fläche, welche reich genug ist, um von den Launen der Wettergeister in den eisigen Bergen unabhängig die tiefen Klüfte dieses Thales zu überwallen.

Beim Beginne des Winters wird auf dem See selbst vor Allem und fast ausschließlich nach einer kleinen, dem Salmonen-Geschlechte angehörigen Gattung von Floßenträgern gefischt, welche im Munde des Volkes „Sardene" genannt werden. Auch Schaubach spricht in seiner Be-

schreibung des Gardasees von diesen Fischen und erwähnt der Meinung, dieselben kämen ursprünglich aus dem Meere und fänden nach ihren Austritt aus dem Mincio in dieses große Seebecken den Rückweg nicht mehr. Es ist aber sicher, daß diese silbern und perlmutterartig glänzenden Thiere so wenig aus dem Meere kommen wie die anderen Insassen des weiten Gewässers.

An schönen, klaren Nachmittagen, wenn die Wintersonne weingelb auf den beschneiten Höhen liegt und pfeilschnelle Bogen niedriger Wellen südwärts in den See hinausjagen, vom Nordwind getrieben, der aus der einen und anderen Schlucht herausdringt — draußen scheinen die weißen Segel dunkle Flecke im großen Glanz die fernsten Berge liegen so greifbar und körperlich da, daß wir fast das Gefühl desjenigen theilen, der, was er bis jetzt als flaches Bild gesehen, plötzlich durch ein Stereoscopglas erblickt — wenn sich um alle Gegenstände der nämliche Goldschimmer webt, wenn die seichten Tümpel der Sarcamündung, die silberhaarigen Stämme großblüthiger Disteln an ihrem Ufer und die weißen Berghöhen gleichmäßig glänzen: an solchen Nachmittagen sieht man oft irgend einen rothmützigen Fischer am Kiesstrand hin und her gehen oder einen anderen seinen Nachen aus der Perosina*) lösen. Beide haben keine andere Absicht, als auf dem Wasser zu spähen, ob sie nicht irgendwo jenes kräuselnde Gewimmel entdecken, mit welchem sich das Herannahen eines Sardene-Zuges an der Oberfläche des Wassers verkündet.

---

*) Perosina ist ein Seitenarm der Sarca, der zwischen dem Hauptfluß und dem Monte Brione in den See mündet.

Nicht minder auch kommen die Schaaren dieser Fische zur Oberfläche herauf, wenn der Wasserrand am Ufer sich nicht um die Breite einer Linie bewegt und der See wie eine Zinkplatte zwischen den Wänden liegt. Dann vernimmt man in weiter Entfernung das Geklapper und das Plätschern eines Ruders und nichts glänzt in der ganzen Stunde als hie und da ein schmutziggelbes Wiederspiel der Sonne, die von hellgrauen Dünsten fast verborgen am Himmel hängt.

Am besten pflegt die Jagd gegen Abend zu gelingen, wenn die Ora sich beschwichtigt hat und nur weit draußen im Süden noch silberflüssige Lichter auf der Oberfläche schwanken.

Die Sonne ist schon hinter das Gebirg der Ponalstraße versunken, aber das Oliveto glänzt noch hellgrün in den letzten Strahlen. Die Nachen der Fischer bewegen sich schon auf beschatteter Fluth, während manche Kähne derjenigen, die weiter draußen nach den Anzeichen der Fische spähen, sich durch geschliffenes Kupfer zu bewegen scheinen.

So lange die Ora den See in Bewegung setzt, gelingt kein Fang. Aber auch ohne Ora ist es oft unmöglich, Nachmittags zu fischen, wenn in den Morgenstunden der Nordwind das Wasser des Sees gegen Süden getrieben hat. Denn alsdann beginnt mit dem Nachlassen des Boreas das Rückströmen des Wassers, der sogenannte „Corrivo", wodurch sich die Wasserfläche wieder ins Gleichgewicht zu setzen trachtet. Der Corrivo aber ist so mächtig, daß er die Handhabung der Netze unmöglich macht.

An solchen Abenden, wenn noch das Licht nicht völlig vom See verschwunden ist und der Wiederglanz der Sonne,

der sonst auf den Wässern zittert, nicht mehr die Augen blendet, gestattet die Beleuchtung den Grund räthselhafter grünumnachteter Tiefen zu betrachten. Dort unten liegen die gefleckten Stengel abgestorbener Wasserpflanzen, einem Gewimmel von Schlangen ähnlich, die sich träg fortzuschleichen scheinen. Gegen den Strand hin ahmt der Seegrund das Aussehen der Oberfläche nach: es sind weite, langhin gedehnte Reihen niedriger Sandwellchen. Plötzlich aber schimmert es mitten aus der grasfarbenen Fluth weiß herauf: es ist eine Fläche, auf welcher der eigentliche Boden, der Kalk, nicht von Sand oder Gewächsen bedeckt worden ist.

Unter solchen Beobachtungen gelangen wir, dem Schaum der warmen Corrivo-Strömung entgegen, allmählig zu den Nachen hin, die in gemeinsamer Arbeit das Netz heraufwinden. Ist der Fang geglückt, so hängen Hunderte, ja Tausende von Fischen in den langen Netzen und die silberschuppigen Leiber glänzen in allen Farben des Regenbogens. Einige Stunden später liegen die meisten von ihnen auf dem Eisenrost über Kohlen.

Die Sardena ist eine Lieblingsspeise auch der Aermsten und es ist nicht selten gesehen worden, daß Jemand hundert Stück verzehrt hat, eine gerade nicht mäßige Mahlzeit, wenn man bedenkt daß die Sardena etwa einem kleinen Häring an Größe gleich kommt.

So ist es vorzüglich der Fang dieser Fische, welcher um diese Zeit die meisten Kähne auf den See hinauslockt. Außerdem sieht man wohl auch hie und da eine Barke, welche Rinder aus dem weidereichen Tirol in die Lombardei hinabführt, vor Allem aber Schiffe mit Reisig und finger-

dicken Zweigen beladen, den „Fascine“, welche hier zu Lande das Brennholz darstellen.

Sie kommen meist von den Abhängen des Monte Baldo und viele haben neben den abgeschnittenen Zweigen auch noch die Wurzelstöcke geladen, die sie, als die letzten Ueberreste der einstigen Laubwälder auf dem Berge, aus dem morschen Boden gegraben haben. Mit diesen kehren die „Boschieri“, die Holzknechte, zurück. Es ist ein bezeichnendes Schauspiel, eine solche Barke, vollauf angefüllt mit der Beute vom mageren Berg, am Abend heimkehren zu sehen.

Der kühle Südwind jagt von Italien herauf, zerrissene glänzende Nebelfetzen in schneller Jagd an den Bergwänden hin voransendend. Dann rückt der schwere Körper des Wolkenheeres in geschlossener Reihe hart über den Wellen in einer grauen Wand nach: der Rand dieser Mauer erreicht die Sonne und plötzlich ist das bunte Schauspiel, welches das Wasser, die Farben der Uferbäume, die Felsen, die Gärten darbieten, durchweg von einem grauen Ton überflogen, wie wenn in unserer nordischen Heimat durch die Winterfenster das Licht des Schneewetters weißlich in die Stube fällt.

Aber die Höhen der Berge glänzen noch immer im hellen Licht, der kalte Nebel wandelt nur über den See hin. Man erkennt das an dem rosigen Glanze, welcher die Wolkenwand in der Richtung färbt, in welcher sie den Monte Baldo verdeckt.

Alles zittert am Ufer vor dem kalten Wehen. Plötzlich aber zertheilt sich der Nebelwall und hinter ihm blinkt kohlenfunkelnd der rothe See und sein Glanz dringt selbst durch das fadenscheinige Segel, mit welchem das Holzschiff sich dem Nordstrande nähert.

Auf dem Lande kündigt sich der Winter vorzüglich durch den Beginn der Olivenärnte an, welche demjenigen, der durch die Mauern der Pflanzungen hingeht, sich hinlänglich in den Ohren verkündigt.

Die Männer erklettern auf Leitern, welche aus nichts Anderem bestehen, als aus einer langen Stange, durch welche kleine Querhölzer hindurchgesteckt sind, die Krone des Baumes und suchen, auf den Zweigen hinkletternd, die zwetschgenblauen, länglichten Früchte einzuraffen, so gut es eben geht.

Andere machen sich die Arbeit bequemer und bleiben auf dem Boden stehen, von welchem aus sie die Früchte mit Stangen herabschlagen. Doch ist diese Art der Aernte bei den Fleißigeren verpönt, denn mit den Früchten werden auch die Zweiglein und Triebe abgeschlagen, an welchen sie hängen.

Die Männer, welche im Wipfel der Bäume sitzen, erheitern sich die eintönige Arbeit durch Gesang oder Geschrei, dem in der Ferne andere Stimmen aus den Oelbäumen antworten.

Ist endlich die Aernte dieser Früchte vorüber, so sieht man armselige, von Hunger geplagte Gestalten, welche, wie die Aehrenleser auf den Feldern, im Grase unter den Bäumen nach Oliven suchen. Die gesammelten Früchte werden in das Tragkörbchen (Sportola) gelegt und nicht wenigen solcher Armen begegnet man auf den Wegen, die zu den Oelgärten führen.

In diesen Wintertagen benützte ich jeden sonnigen Tag, um an einem Tische im Garten zu arbeiten, welcher durch seine Mauern vor den Winden geschützt ist, die von den Bergen herab auf den See einfallen. Selbst in den

Weihnachtstagen war nicht selten die Wärme an dieser Mauer für den Sitzenden unerträglich.

So oft die Sonne scheint, athmet man, gegen den Wind geschützt, sommerliche Luft.

Der Himmel glänzt mehr im Sonnengold, als in den Tagen des Heumonates. Wenn ich so da saß im leuchtenden Garten und die grünen Oleanderbäume betrachtete und die Rebengelände, an welchen die gelben Blätter leise zitterten, den dunklen Giumella, den regungslosen See und den Himmel, Alles in tiefem Blau zerfließend — die Glocken klangen aus beglänzter Ferne und in der steten Lichtfluth wurde das Gemüth in fast wehmüthige Träumerei versenkt: da erschloß sich mir der Zauber, mit welchem sonnige Wintertage in diesem Lande erfüllt sind und ich dachte, von den blauen Blüthen und den grünen Kräutern, die zu Füßen meines Schreibtisches standen, die Betrachtung abwendend, mitleidig an die Stuben des Nordens, welche den Arbeiter in diesen Tagen gefangen halten.

Das Ticken der heimatlichen Wanduhr ersetzte mir der Ruderschlag, der zeitweilig aus dem blauen Abgrund vor der Gartenmauer sich vernehmlich machte. Manchmal erscholl auch der Gesang der Fischer herüber.

Mein Lieblingsgang blieb, wie in der vergangenen wärmeren Zeit des Jahres, der durch die Auen, in welchen Sarca und Perosina ihre Wasser mit dem See vermengen.

Auch dort waren viele von den Büschen schon gelb geworden, während das Laub der Maulbeerbäume noch in sommerlicher Frische an den Zweigen hing. Die Menschen waren dort mit verschiedener Handtirung beschäftigt. Die einen hängten ihre Netze zum Trocknen über fahle Sträucher,

die Anderen pflückten das grüne Laub von den Bäumen, den Rindern zur Nahrung. Hie und da mähte sogar noch ein Fleißiger den letzten Graswuchs des Jahres ab und ein Genosse rechte die Blätter zusammen, welche die Ora des gestrigen Tages vom Baume herabgewirbelt hatte.

Auf die schaumigen Wirbel, welche über tiefen Gumpen in der Sarca sich dort in unaufhörlichem Kreise drehen, wo der heranwallende See den Gebirgsstrom zurückstaut, schaute ich jetzt durch den gelben Rahmen dürrer Weidenblätter.

Alle Farben waren andere, als an Sommertagen. Nur die weißen Kiesbänke, welche das Wasser des Bergflusses noch weit in den See hinaus begleiten, hoben sich so grell aus dem tiefen Blau wie zu allen anderen Zeiten des wandelnden Jahres. Auf ihnen lagen die vielzackigen Anker, mit welchen sich die Fischerboote an ihrem Rand auf dem Gestein festhalten. Weiter draußen schleppten sich schwere Schiffe, mit Holzbündeln vom Baldoberge beladen, die zu beiden Seiten weit über ihren Bord hinausragen, mit Rudern mühsam durch die Fluth.

Ueber alle Beschreibung wunderlich waren die dämonischen Abende der Sommertage.

Oft senkten sich mit dem schwindenden Tage Nebelbänke auf die halbe Höhe der Gebirge. Ueber ihnen erhoben sich die Gipfel in Silberpracht. Herab aber von ihnen durch die Nebelbänke hindurch bis zu den dichteren Dünsten am Seeufer brachen ungeheuerliche Feuerbänder, brennenden Lavaströmen vergleichbar, welche von Rauch umfangenen Gipfeln herabfließen. Noch seltsamer waren zu mancher Zeit die Morgen.

Ich habe es schon früher als eine Eigenthümlichkeit des nördlichen Gardasee's bezeichnet, daß vom oberen Laufe der Sarca herab an jedem klaren Wintertage ein eisiger Nordwind über ihn dahinbraust.

Die Stärke dieses Luftstromes wird vorzüglich durch die Enge gesteigert, welche er zwischen dem Monte Brione und den Felswänden über Nago durchbrechen muß. Riva wird von den Gebirgen, welche sich nördlich im Halbkreis ausdehnen, vor diesem Unhold gehütet. Im Thale der Sarca dagegen saust er unaufhaltsam, die Wellen des Flusses überholend, gegen den See hinab.

Zu Riva bewegt sich kein Lüftchen im glanzvollen Morgen. Kein welkes Blatt fällt von den Trauerweiden und Acazien der Spaziergänge, die Müßiggänger stehen auf den Plätzen umher und freuen sich der Sonne, die einem Maientag zu leuchten scheint.

Biegt man zur nämlichen Stunde um den Monte Brione, der eine Achtelmeile vom Städtchen entfernt in den See abfällt, so befindet man sich urplötzlich mitten in den Wirbeln des kalten Stromes, welcher nur durch diesen Hügel von dem wilden und ruhigen Luftgolf über Riva getrennt wird.

Die Wirkungen des „Windes", (so nennt man den Nordsturm ausschließlich im Gegensatze zur Ora) machen sich auf der Seeoberfläche dem Auge nicht minder bemerklich als dem Ohre.

Pfeilschnell jagen die Kreiselungen der Wasseroberfläche vor dem Sturm gegen Süden und mit ihnen die Barken, deren Segel sich mächtig aufblähen, sowie sie am Strande entrollt werden. Aus der Ferne aber dringt ein furchtbares

Getöse, wie das eines Wassersturzes, ans Ufer herüber. Es ist der Aufprall des Nordwindes auf der Seefläche und der Wiederhall des Getöses aus den Schluchten des Monte Baldo.

An jeder Mauer, hinter jedem Felsen, welcher vor diesem Luftstrome Schutz gewährt, wiederholt sich die Täuschung eines Maientages, welche uns in der Bucht von Riva die milde Sonne erweckt, im fröstelnden Wirbel des Sturmes aber wird von solcher Wärme nichts mehr verspürt und nur der selige Glanz des blauen Gewässers wie des kleinsten Tümpels in den Flußauen entspricht hier unten dem allmächtigen Schimmer des Himmels.

Die armen Bauern, welche nach Riva gehen, um irgend ein Erzeugniß ihres Bodens zu verkaufen, benützen den Schutz der Wände des Monte Brione gerne, um im Sonnenscheine am warmen Felsen zu rasten. Solche Rast bietet Gelegenheit, ächt südländische Bilder zu sehen, welche unsere Einbildungskraft zum Fluge in weite Fernen, bis an die Ufer des sicilischen Meeres anregen.

Da liegt der Müde, die rothe Mütze auf dem Kopfe, neben einem entblätterten Feigenbaume, den Rücken gegen den gelben Felsen gelehnt. Der magere, mit Säcken beladene Esel ergötzt sich mittlerweile an dem Kraute großblüthiger Disteln, welche der Staub der Straße bedeckt. Zwei Klafter weiter aber rauscht und schäumt es unter der steinernen Brüstung der Straße vom See herauf, in dessen Tiefe sich die Felswand gelbgrün fortsetzt. Manchmal schaut er hinaus in die strahlenwimmelnde Fläche, aber auch das scharfe Auge des Bergkindes muß durch die emporgehobene Hand beschirmt werden, wenn es die glitzernden Wasser nicht blenden sollen.

Ein anmuthiger Gang ist auch am frühen Morgen von der Stelle an, an welcher sich jenseits der Perosina die kleine Straße nach Arco abzweigt.

Zwischen dieser kleinen Straße und den Felstrümmern und Schutthalden, die seit Jahrtausenden sich vom Monte Brione abgelöst haben, zieht sich ein Pfad hin, welcher bei der kleinen Kirche Madonna della Vittoria sich wieder mit der Straße vereinigt.

Die Schutthalden sind mit Oelbäumen bedeckt, denn andere Fruchtbäume möchten auf dem dürren Gestein nimmer gedeihen. Zur Rechten aber rieseln Wasser durch Wein- und Maisgärten.

Um die Stunde, in welcher die östliche Sonne durch das Felsenthor zwischen dem Baldo und Stivo über der Puntara und dem Castell Penede bricht, fällt ein röthlicher Schimmer auf den Schuttwall, die Oelbäume und den broncefarbenen Brione.

Ueber diesen Berg hinweg erreicht der Strahl des aufgehenden Gestirnes freilich noch früher Riva und den Kranz von weißen Ansiedelungen, welche in den Oelgärten zwischen Tenno und Arco liegen.

Im eigentlichen Sarcathale aber geht h i e r, an dem Abhang zwischen den Oelbäumen und dem Bächlein mit der Fluth, die stille Kreisel zieht, zuerst der Tag auf und es gewährt ein Vergnügen eigener Art, da im lichten Glanze zu wandeln, während der Schatten des Baldo verdunkelnd über dem See liegt, und selbst die hohe Giumella noch von keinem Strahle erreicht wird und nur hoch über ihr eine glühende Wolke mitten im Morgen-

nebel die Sonne verkündet, welche aus den fernen Gebirgen Ven etiens heraufſteigt. —

In dieſe Tage fällt auch das Feſt der heiligen Lucia, welches in mancher ſüdlichen Gegend unſeren nordiſchen Weihnachtstag vertritt, ein fröhlicher, durch Schmauſereien und Gelage gefeierter Tag, an welchem die Kinder beſchenkt werden. In größeren Städten, wie in Verona, hält man einen eigenen Markt ab, auf welchen namentlich Küchen-, Hausgeräthſchaften und Werkzeuge im Miniaturmaße für die Kleinen zu ſehen ſind. In den Dörfern aber iſt es Brauch, daß die Kinder, welche Geſchenke hoffen, am Vorabende des Feſtes einen Teller in die Häuſer der Freigebigen tragen, um ihn am nächſten Tage, mehr oder weniger gefüllt, wieder abzuholen. So iſt ſelbſt unter dieſes gemüthloſe und gegen die tiefe Bedeutung des Wandels der Jahreszeit gleichgiltige Volk eine Ahnung von jener Feſtfreude gedrungen, mit welcher man aller Orten der finſteren Tage der Sonnenwende oder auch der Geburt des Kindleins zu Bethlehem gedenkt.

Frühlingstage im Ampezzaner Gebirge.

Das Toblacher Kreuz, in Mitten der Wasserscheide zwischen dem schwarzen Meere und dem Adria, steht auf einer sanft gewölbten Fläche, die, wenn gleich nicht minder über das Meer erhaben, als die Paßhöhe des Brenner, dennoch gar nichts von der Wildheit zeigt, welche zumeist den landschaftlichen Grundzug jener Einöden darstellt, in welchen die Wetter nach verschiedenen Meeresbecken auseinander rinnen.

Dennoch aber gewahrt das Auge sehr wohl, daß von da ab nach Links und Rechts, nach Westen und Osten, sich das Thal senkt. Die Berge neben ihm ragen in der weiten Flucht der Fernsicht aus Gründen auf, die, in blauen Duft hinabgesenkt, sich dem Blick entziehen und es wird wohl der Allerungeübteste sofort erkennen, daß die Ansiedelungen des Rienz- und Drauthales um so tiefer unter ihm liegen, je weiter sie von dem merkwürdigen rothen Kreuze entfernt sind.

Es ist die Aussicht von einem Berge, dessen Gipfel von keinem Grat, keiner Spitze, sondern von einer viele hundert Klafter langen Ebene gebildet wird. Gegen Westen schließen die Tauferser Berge, gegen Osten die weißen „Unholde“ bei Lienz den Gesichtskreis und von Süden leuchtet der silberne Antelao durch Berglücken.

Von dieser unmerklich gewölbten Ebene aus, auf welcher die drei großen Straßenzüge aus Kärnthen, aus dem Eisakthale und aus dem Gebiete der Piave sich vereinigen, wollen wir nunmehr einige Wanderungen in die südlich von ihr verborgenen Thäler unternehmen, deren Berge gleich den höchsten Zinnen Tirols, dem Ortler und seinen Nachbarn, sowie der lustigen, weidegrünen Alpen um die baierischen See'n aus grellfarbigem Dolomit aufgebaut sind.

Wir wählen dazu die Zeit des Maien, welche, wie überall in unseren Landen, so nicht minder selbst in diesen einsamen Bergen vor allen anderen Zeiten hoch gepriesen werden soll, insbesondere auch vor jenen schwülen und farbenärmeren Tagen des Hochsommers oder Herbstes, die sich der Schwarm bewegungslustiger Städter erkürt. Und deren Abwesenheit ist nächst der auferstandenen Pracht der Blüthen und den Liebesrufen der Waldvögel nicht die mindeste Zierde der Berge im wunderschönen, lebensrauschenden, einsamen Mai.

Unser erster Gang sei zu dem versteckten Gewässer, welches im Volksmunde wie auf den Karten der Pragser Wildsee genannt wird.

Der gegen Süden gerichtete Nordabhang des Pusterthaler Mittelgebirges, die „sonnseitigen“ Hänge, die „Solbakken“, wie man in Norwegen sagt, tragen viele

Ansiedlungen, vereinzelte Häuser in Mitten von Aeckern und Saatfeldern oder Dörfer mit spitzdachigen Kirchthürmen. Es mag denjenigen, welche das Pusterthal besuchen, empfohlen werden, nach den Höfen emporzusteigen, die überall zwischen den Wäldern, Matten und Getreidefeldern der „sonnseitigen" Hänge liegen. Sie werden von dort fast überall nach den wilden Zacken der Dolomite im Süden hinüberschauen können. Auf unserem Hange aber kühlen den Wanderer überall Lärchenwälder und wenn von drüben her Glocken schallen, so ergötzt uns hier Finkenschlag oder der seltsame Ruf des Kukuks. Drüben sind die steinernen, hier die großen, grünen Kirchen mit den duftigen Säulen und dem durchbrochenen Gewölbe, durch welches die Unendlichkeit herabschaut, und auf deren weichem Boden die weißen Sterne in den blauen Gentianen-Kelchen uns mehr anmuthen, als diejenigen, welche gläubige Kunst auf den blauen Deckengewölben der Basiliken anbringt.

Die schlehfarbenen, schwarzblauen Schatten des Berges im Nadelwald — die harten Schneeflecke in mancher Grube, die im Lichte der Sonne dampfen — die spärlichen Ueberreste mancher Lawine mitten auf strohfarbenem Rasen, noch von den allerersten Blüthen des erwachenden Jahres, den tulpenähnlichen Kelchen der Crocus mit breitem, blauweißem Bande eingefaßt — die schillernden Thautropfen an den Nadelspitzen der mannshohen Legföhren — das eilige Wasser, von dem es überall auf dem Boden des Unterholzes flimmert — geben uns die rechte Frühlingsstimmung.

Man steigt von den reinlichen weißen Häusern Niederdorfs gar nicht weit an den südlichen Waldhängen hinan, bis man auf die von Hügeln und Wassern durchschnittene

Hochfläche gelangt, worauf das weit zerstreute Dorf Prags liegt.

Der erste Anblick dieser im frischesten Lenzgrün vor mir ausgebreiteten Mulde ist ein erfreulicher.

An schattigen, kühlen Stellen, die noch das Naß des jüngst verschwundenen Schnees befeuchtete, blühte der Seidelbast, während die sonnigeren Matten schon von rothen Primeln, Gentianen und der vanilleartig duftenden Polygale geziert waren. Die Birken glänzten meergrün, die gabeligen Eschen aber an den Holzzäunen sowie die Kirschbäume hatten die dicken Knospen noch nicht entfaltet.

Mitten auf den Wiesen stehen die hohen Gerüste, welche man im Pusterthale nach ihrer Form Harfen (auch Harpfen) nennt und welche in der heißen Zeit der Erntetage zum Trocknen des Getreides dienen.

Die durch die Wiesen hingeleiteten Bächlein, von dem bereits üppigen Grase verborgen, erkennt man aus der Ferne an dem breiten gelben Streifen von Schmalzblumen, welcher ihrem Laufe folgt.

Nach deutscher Art sind die Häuser weithin durch den grünen, wasserdurchrauschten Thalkessel verstreut. Vor den meisten derselben plätschern Brunnen kalten Wassers und nicht wenige Mühlen benützen die eilenden Bäche, die, nunmehr vom Schnee der hinteren Thalmulden übervoll gespeist, den Ausweg nach der Rienz suchen.

Ueber das Thal, in welchem die eine Abtheilung des Dorfes Altprags zwischen Wiesen und Lärchengruppen liegt, erhebt sich die hohe graue Pyramide des Dürrstein, die andere Abtheilung, „in der Schmieden" genannt, bezeichnet den Anfang der wilderen, südöstlichen Abzweigung,

deren hervorragendste Giebel, der viel zerklüftete Herstein und der spitzige Seekofel, diesseits auf Wälder und den See, jenseits auf die Weiden und bleichgrauen Schrofen von Enneberg schauen.

Die Frühlingsthätigkeit der Menschen erkennt man an so manchem kleinen Zuge, der uns unterwegs in die Augen fällt. Hier werden die Zäune zur Einfriedung der Weiden wieder aufgerichtet, die den Winter über, damit sie der Schneedruck nicht zersplittere, auf den Boden gelegt worden waren, dort ist Jung und Alt beschäftigt, „Steften", mächtige Prügel, in den kiesigen Ufergrund des Baches einzuschlagen, der, braun gefärbt, in übermächtigem Schwall daherbraust, die allerursprünglichste Form von Schutzbauten, deren Nothwendigkeit man begreift, wenn man die Fichten betrachtet, die hier und dort bis zur halben Höhe im weißen Schotter vergraben liegen und die mächtigen Geröll-lager an Orten, wo vor Jahren noch fette Wiesen waren, nunmehr nackte Kalkwüstenei, auf der ausgedörrte Stämme und zerknittertes Geäst umherliegen — hier eine stämmige Dirne, welche unter der Hausthüre Maibutter rührt, dort der Jäger, der müde von der nächtlichen Spielhahnjagd nach Hause zurückkehrt. Und neben dem Getreibe der Menschen summen die Bienen vor ihren buntbemalten Kästen und jagen die Schwalben lärmend um die braunen Holzaltanen der Häuser.

Auf dem Wege nach „Inner-Prags" und dem See durchwandert man zumeist Nadelwald, den die Sägmühlen und die Bäche verwüsten. Ueber dem Kirchlein des im wilden Thale versteckten Dorfes zieht vornehmlich der „Herstein" die Blicke auf sich, ein wohl nahezu achttausend Fuß

hoher Kamm, dessen sieben Spitzen hier fast überzuhängen scheinen über den zahllosen Wipfeln in der Tiefe. Von diesen sieben Kegeln, denen ich nicht geringe Aehnlichkeit mit den „Donnerkogeln" in der Gosau zuschreibe, sieht man am Wildsee, zur Linken, gegen Osten nur mehr einen einzigen. —

Hier ist der Frühling viel später angebrochen, als in den vorderen, sonnigeren Theilen des Thales. Die Fenster der Holzhäuser sind kleiner und von außen her nur durch einen Schacht von knapp geschichtetem Brennholz zu sehen, welches als zweite Verschalung vor der Außenseite des Hauses aufgehäuft ist.

Ueberall lärmen die Sägen, zu denen die Wasser über dem Erdboden in hölzernen Rinnen laufen und neben dem Wege liegt noch mancher abgeschälte Baumstamm, für dessen Fortschleppung der Schlittweg ein zu jähes Ende genommen hat.

So stellen die Umgebungen von Inner-Prags unter den hohen Kegeln mit ihren Wäldern und Wassern ein ächtes Stück südtirolischer Hochthal Landschaft zusammen. Es fehlt der Backofen neben dem Holzhause des Ansiedlers nicht, am klaren Bach stehen Lärchen, Fußsteige zweigen sich vom holperigen, zerkneteten Fahrweg durch die von Harzduft erfüllten Gehölze — in der Ferne nordwärts die weißen Berge des Gsieser Thales und über Allem jene satte Sommerfärbung, in welcher Wolken, Schnee, Wälder, Schatten und der tiefe Himmel selbst jedes in seinem eigenthümlichen, von den nächsten Körpern schroff geschiedenen Glanze dastehen und das Sehvermögen durch die Ueppigkeit der Tinten reizen.

Vor dem See durchschreitet man noch einen anmuthigen Anger, auf welchem hohe Lärchen vereinzelt und je durch eine ziemliche Entfernung von einander getrennt dastehen — bekanntlich einer der einladendsten Baumschläge. Dazwischen haben die Thalbewohner hie und da Haufen von Fichtenzweigen über einander gestoppelt und sie hier mit Stroh bedeckt, dort mit angelegten Stämmen beschwert, damit sie zusammenhalten. Diese Fichtenzweige sollen den Sommer über an sonnigen Stellen des Waldes austrocknen, damit sie nach einem halben Jahre geeignet seien, statt Kienspähnen zum Anzünden der winterlichen Feuer zu dienen. Endlich, nach einer starken Wegstunde von der „Schmieden", ist das nördliche Gestade des Pragser Wildsee's erreicht.

Verschiedene, und wie ich gerne zugebe, nicht wenig gewichtige Stimmen verkünden laut den Ruhm dieses stillen Gewässers und vergleichen es mit der erhabenen Oede des Berchtesgadener Obersee's. Diesen schließe ich mich nicht an.

Es verlohnt sich wohl der geringen Mühe, den Weg an sein Gestade zu machen, aber so schroff sich auch der „Seekofel" von jenseits seiner tiefgrünen Fläche erhebt, so einsam die Ufer sind und so sehr man bei der Armuth Tirols an Wasserspiegeln in Mitten seiner Berge sich jedes einzelnen derselben erfreuen soll, so wenig kommt mir der Eindruck jener Empfindung gleich, mit welcher mich der Anblick des Beckens in den Kalkwänden jenseits der übergossenen Alm mehr als einmal erfüllte. Ich möchte dagegen ein anderes Gewässer in nächster Nähe, von welchem weiter unten die Rede sein wird, dem Wanderer, dem davon wenig Rühmens gemacht wird, als ein Prachtstück von Bedeutung mit Nachdruck empfehlen.

Vom größeren Wasserstande während der verflossenen heißen Tage, die Lawinen und Wasserschwall von allen Seiten in das Becken geworfen haben, ist das Ufer noch mit Kalkschlamm und den gekrümmten Linien der Anschwemmsel aus den Bergwäldern bedeckt, worauf man die Fußspuren der Jäger und Holzarbeiter wahrnimmt, welche diese Abgeschiedenheit besuchen. Die Ufer sind hier flach und nur am felsigen Fuße der südlichen Berge, insbesondere des Seekofel, stürzt der Rand zu jäher Tiefe ab.

Im Frühjahre hat der Anblick noch manches Bunte, welches den Erscheinungen des späteren Sommers mangelt.

Vom Seekofel reicht eine ungeheuere Lawine bis in die Fluth hinab. Ihr Druck hat den Berghang so aufgeschürft, daß die Spur von langen röthlichen Schmutzstreifen bezeichnet wird, der einzigen Farbe, welche das Weiß unterbricht, denn auch die Fichten stecken auf jenem, dem Norden entgegen gewendetem Gebirge noch bis gegen die Wipfel hin in den verhärteten Wehungen.

Während wir hart am seichten Gewässer über die scharfen Uferkalksteine dahin gehen, welche im Wasser jene bekannte schwarze Färbung angenommen haben, die man am Ufer aller See'n der Kalkalpen wahrnimmt, flimmert es draußen auf der blattgrünen Seefläche von schwirrendem Südwind, der die kleinen Wellen durch das Gefunkel der mittäglichen Sonne auf dem runden Becken jagt. Ein Zucken und Blitzen — es schießt bald grün bald goldgleißend empor — ein blendendes Gewirr und Zittern mitten in dieser starren Schnee- nnd Felswelt.

Aus irgend einer Schneewehe, einem weißen Gewölbe muß ein Wasserfall zur Tiefe stürzen. Ich höre sein Ge-

summ, aber ich kann ihn nirgends erspähen. Gehen doch die Bahnen der Lawinen fast überall bis in die lärchengrüne Fluth herab. Vielleicht entströmt er jener Lawine, die dort das obere Ende des Steiges an der Wand zur Linken überlagert. Holzarbeiter haben sich vorhin auf schwerem Kahn dort hinüber gerudert und sind singend an dem jähen Ufer ausgestiegen. Jetzt klimmen sie den Pfad hinan — in kurzer Zeit werden sie das weiße Ungethüm erreicht haben. Aber es wird unserem Auge schwer sein, ihre Gestalt aus solcher Ferne zwischen den dunkeln Wipfeln zu unterscheiden, die aus der harten, zusammengepreßten Schichte ragen.

Ein einförmiges Rauschen füllt den ganzen Luftraum über dem Seebecken aus — es ist das Frühlingslied der Wasser auf den Bergen, welche erlöst werden. Und noch lange wird er dauern, dieser einförmige aber gewaltige Gesang, denn noch sind auch die sonnseitigen Wälder überall mit Schnee gesprenkelt und die meisten Berghänge sehen aus, als trügen sie nicht verschneite Fichten und Lärchen, einen Wald mit Schnee, sondern nur Schneefelder, aus denen Hölzer hervorragen, Schnee mit Wald.

An mancherlei Spuren nimmt man wahr, daß der See zeitweilig aufgestaut wurde, um durch die plötzlich in einem Rinnsal losgelassene Fluth Holzstämme und Scheiter hinabzuflößen. Die Furche dieses Triftbaches bemerkt man am Nordufer — sie war mit Geröll, verwitterten, mit Schnee untermengten Holztrümmern und morschen Balken ausgefüllt. Auch ihr ist sicherlich manch schöner Lärchenstamm zwischen den Blöcken in der schaumigen Fluth hinab-

geglitten, denn die Berghalden des Seekofel sehen verwünscht ausgebeutet über das Wasser herüber.

Dieses war der Anblick des Pragser Wildsee's an einem schönen Maientage. —

An den Bächen, die heute „gar wild thun", abwärts kehren wir zur Ausmündung des Thälchens in die breite Mulde der Rienz zurück.

Wir gehen auf Fußsteigen an dem anmuthigen kleinen Bade von Maistadt vorüber, bei welchem der Heilung Suchende am Mittag im kühlen Schatten rasten mag, welchen der südlich ansteigende Hang und der hohe Lärchenwald spenden. Gar frisch und prächtig aber wird die Landschaft vollends bei Gratsch, über welche kleine Ansiedelung wir uns dem Toblacher See und der Ampezzaner Straße nähern wollen.

Es gibt von Altprags aus mehrere Uebergänge auf die Ampezzaner Straße. Der erste, südlichste, am meisten beschwerliche, zieht sich durch die Schlucht zwischen Crepa Rossa (Rothe Wand) und Knollkopf, welche man „im Knappenfuß" nennt und mündet zwischen Schluderbach und Ospedale. Der zweite, auch von Theodor Trautwein in seinem vorzüglichen Wegweiser durch Tirol erwähnte, äußerst bequeme Weg geht durch Wald und Grasboden über den Alpengrund des „Seeland" hin und erreicht oben genannte Straße bei Schluderbach. Ein dritter Pfad führt den Wanderer gerade zur Klausbrücke, etwa halb Weges zwischen Höhlenstein und dem Toblacher See.

Wir halten uns diesmal, weil sämmtliche genannte Uebergänge an mancher Stelle wegen des noch nicht völlig

verschundenen Schnee's lästige Hindernisse darbieten, an den gemächlichsten aller Wege, den über Gratsch.

Eine reizende Landschaft in diesen Flußauen! Ueberall rauscht es in den Baumangern und jagen die milchigen Fluthen der hier vielgetheilten Rienz durch das Maigrün der Lärchen und Birken.

Ein Trunk Gerstensaft in Mitten des sprossenden und duftenden Reviers ist ein willkommenes Labsal, bevor wir die Schwellen der offenen Felsenpforten überschreiten, durch die man in engen Thälern nach Ampezzo hinüberwandert.

Wer von Gratsch nach Höhlenstein zu Fuße pilgern will, hat trotz der schmalen Schlucht, durch welche ihn sein Weg führt, an nur sehr wenigen Stellen nöthig, die staubige Landstraße zu betreten. Sonst mag er überall von den Wassern der Berge, vom Schatten der Felswände oder der Bäume aus die gewaltigen Dinge betrachten, denen er hier mit jedem Schritte näher rückt.

Unmittelbar vor Gratsch durchschreitet der Fußweg ein weißes Geröllfeld, von den westlichen Bächen aus dem durchfurchten Gebirge herabgetragen.*) Dazwischen stehen hie und da Föhren, deren Wipfel sich pinienartig zu einem Schirmdach gestaltet haben. Es ist ein Idyll, die Schafe da zu betrachten, wie sie an einem solchen Stamme sich gegen die Sonne schützen oder in langem Zuge durch das weiße Geröll hin-

*) Eben so gut hält man sich zunächst auf Grasboden in einer von grauen Zäunen gebildeten Gasse und läßt sämmtliche Bach-Auen links unter sich. Bald aber geräth man auch hier auf Schutthaufen, aus welchen Pfähle und Stämme, die Ueberreste verwüsteter Schutzbauten, hervorragen.

laufen, um irgendwo Spuren von Gras aufzusuchen, welches der Wildbach verschont hat.

Endlich verkünden große Lärchen, durch welche der dem See entströmende Bach rauscht und ein braunes Haus, die Klause, bei welcher man das Gewässer zeitweilig stauen kann, das ächte Bild eines Alpensee's.

Es ist der wenig genannte Toblacher-See, an dessen waldiges Gestade wir gelangt sind.

Dieses Gewässer in seinen dunkeln Forsten, aus denen hie und da eine weiße Geröllzunge in den flaschengrünen Spiegel vordringt — allerwärts umrauscht von unsichtbaren Bächen — hat als Hintergrund eine lange Flucht von gewaltigen Bergen, durch welche der Blick wie durch eine Coulissenreihe, die einen Säulengang vorstellt, endlich seltsamer Weise in freien Himmel trifft, als ob hier die Alpenwelt schon sich in die Ebene verlaufe und nicht noch die herrlichen Hochgebirge des Cadorischen Gebietes da wären, die noch einen Wall von Felsen und Eis zwischen hier und den Niederungen des Venediger-Landes aufthürmen.*) Mitten in den höchsten Erhebungen der Alpen ist das sicherlich ein Bild von ganz besonderer Wirkung.

Am östlichen Gestade des tiefgrünen See's geht noch der breite Ueberrest der alten „Strada di Allemagna", jetzt ein grasbewachsener, anmuthiger Weg im Forst, mit den schönsten Ausblicken auf das Gewässer. Von den hohen Giebeln und den Schneefeldern an bis zur sommerlichen Waldpracht der Ufer herab, von den glänzenden Fernen, aus welchen Cristallin den Endpfeiler der Welt darzustellen

*) Es besteht eine Lücke zwischen Cristallin und Cadin-Spitzen.

scheint, bis zum grellbunten Saum, den die Maienblumen um das zernagte Gestein am Wasser ziehen, aus dessen Ritzen die schwarze Forellenbrut pfeilschnell hin- und herschlüpft, ist es eine Scene voll Farbe, Duft und Bewegung.

Der Weg jenseits des See's, hie und da von Bächen und Schotter unterbrochen, windet sich doch immer wieder, sei es auf den grasigen Resten der alten Straße, sei es im dichten Nadelwalde, wo er sich in engen, beschatteten, weichen Pfad verwandelt, weiter. Man folge der Versuchung, von dem grünen angeschwemmten, von lebendigen Wässern durchfurchten, flachen Boden südlich des See's sich zu der oben laufenden Poststraße hinauf zu wenden, nicht eher, als bis auch von unten her der Pfad sich hebt und die enger werdende Schlucht zu diesem Ausweg drängt.

Die Straße wird endlich bei den Trümmern eines vom Bache umrauschten, nunmehr unter hohen Fichtenwipfeln versteckten Schmelzofens erreicht, in welchem vor hundert Jahren eine spärliche Ausbeute von Kupfer den läuternden Flammen anvertraut wurde. Das zerfallene und vergessene Mauerwerk in der Wildniß sieht aus wie eine Werkstätte weiser Zwerge und goldkundiger Venediger-Männlein, die weiter in's Gebirge geflohen sind, nachdem ihnen die neue Kunststraße mit ihrem Lärm nahe rückte. Der Stollen, aus welchem einst die Erze geholt wurden, ist längst vom Berge verschüttet und ein Wald grünt über den von Blöcken verrammelten und tiefem Erdreich bedeckten Eingängen. Sicherlich ein wundersamer Ort, auf welchem im anderen Lande wohl eine Blume blühte, bunter und duftiger als alle Kelche dieses Maien — die Sage oder das wundergläubige Märchen.

In geringer Entfernung hievon gelangt man zur Klausbrücke und zu der Schlucht eines westlich herabkommenden Seitenbaches. Ehe ich hievon spreche, will ich mich in die dunkle Stunde eines Herbstabendes zurückversetzen; an welchem ich vor einer Reihe von Jahren die nämliche Straße zog.

Als ich damals am See vorüberkam, dunkelte es schon in dem engen Thal. Aus der Schlucht aber, deren Pforte die Ausläufer des Birken-Kofel und des Dürenstein darstellen, drang noch ein lichter Streifen auf den See heraus — wie aus den Prunksälen eines Palastes ein streifender Schein auf den Marmor und die Fontänen im Hofe fallen mag — dort im Süden glänzte es auf rothen Zinnen und über die grauende Nacht der tiefen Tannengründe her, der vielgespaltenen lauten Wasser, der Matten, auf denen die Heerden klingend einherzogen, glomm es von den hohen Warten, als ob dort, abgeschieden von der Armuth und Mühsal der Tiefe, ein wundersames Fest vorbereitet würde.

Und, sonderbar! Nachdem auch bis dort hinauf die Nacht emporgestiegen und der rothe Schein erblaßt war, begann der Grat unter dem dunkeln Dürenstein zu lodern wie eine langhingestreckte Reihe glühender Kohlen. Es war kein Alpenfeuer, es waren nicht Sterne, die über jenen First heraufstiegen — das Feuer hatte den Fichtenwald dort oben ergriffen.

In jenem trockenen Herbste sahen die grünen Fluren des Welsberger- und Toblacher-Mittelgebirges wüst und dürr aus und im Ampezzaner-Gebirge züngelte, von Hirtenfeuern und anderen Zufällen angefacht, bald hier bald dort die Flamme im ausgetrockneten Wald.

So hielt ich also meinen Einzug durch das nächtliche

Felsenthor im Scheine der Glut, welche die Fichten der Höhe verzehrte.

Gelangt man jetzt zur nämlichen Stelle, so trifft man auf die Spuren sowohl, als auf die Folgen jenes Brandes.

Schaut man von der „Klausbrücke" rechts in die Höhe, so erblickt man braune nackte Felsen — Felsen von der Färbung, wie der Moosboden im Walde erscheint, wenn man die erloschenen Kohlen eines Hirtenfeuers von ihm wegräumt — mitten auf ihnen hie und da zweiglose Stämme von Fichten, die, aus der Entfernung der Tiefe betrachtet, winzigen Stäbchen gleichen. Das ist die Spur des Brandes.

Die Folge der Verheerung aber ist eine weit greiflichere, als jene Entblößung des Felsengerippes dort oben, welche die meisten Vorüberwandernden, wenn ihr Augenmerk nicht darauf hingelenkt wird, kaum gewahr werden.

Von dem Grunde, dessen Gestein nicht mehr durch die Wurzeln und das Unterholz des Waldes gegen die Wetter geschützt wurde — Bäume nachzupflanzen fällt niemals irgend Jemanden ein — hat sich ein weißer Schuttberg herabgewälzt und über die Straße hin vorgeschoben, auf dessen gewölbtem Rücken ein Bach in vielen Rinnen jäh zur Straße rauscht.

Hier begegnet er einem grünen Wasserbecken, dessen Entstehung uns nicht minder einen lehrreichen Einblick in das Treiben der Kräfte gewährt, als der Schuttkegel und die entblößten Felsen über ihm.

In einiger Entfernung südlich dehnt sich, halbwegs zwischen Landro und Schluderbach, der Dürensee aus, von der Straße auf einem Damme durchschnitten, stets seicht, obwohl der aus Popena Bassa herauskommende Bach, sowie

auch, je nach der Lage des von ihr aufgehäuften Schuttes, auch die Rienz, (südwärts, der Wasserscheide entgegenlaufend!) ihm ihre Wasser zuführen, für welche nirgends ein sichtbarer Abfluß vorhanden ist.

Hier aber, in geringer Entfernung von der Klausbrücke sieht man es plötzlich aus dem gewaltigen Kiesbett eines unsichtbaren Flusses hier und dort aus den weißen Steinen hervorquellen — die Adern vereinigen sich — und auf einmal rinnt in der breiten, weißen Mulde ein Bächlein, über welchem und jenseits welches das Bett völlig vertrocknet und verstaubt daliegt.

Ein noch gewaltigerer Schwall kommt aber, grünglänzend wie das Blatt des Lorbeers, urplötzlich an der Brücke zum Vorschein und diese Fluth ist es, über welche die Brücke hinführt.

Beide, hier zusammenrinnende, Gewässer stammen augenscheinlich aus dem Dürensee und haben sich bis hieher, von den links und rechts in's Thal herabreichenden Schutthalden vergraben, unter dem Kalkschotter unsichtbar hindurchgedrängt.

Krystallklar, wie durch flüssigen Edelstein, scheinen aus dem rasch strömenden Schwall die weißgrünen Steinblöcke herauf.

Nun aber hat der von den versengten Felshängen herabgesenkte Schuttberg die Brücke begraben, welche hier über das schillernde Wasser führt und dieses selbst mehr nordwärts zurückgestaut. Von der Brücke schaut nur der oberste Rand der rothen Geländer aus dem weißen, starren Steinstrom und die Telegraphenpfähle ragen mit der Hälfte ihrer Länge aus der gewaltigen Muhre hervor, ringsum vom gurgelnden, schäumenden Wasser umspült.

Die Rienz also, in Wirklichkeit hier so zu sagen zum zweiten Male geboren, strömt über die Brücke und man hat, um sie zu überschreiten, einen Nothsteg anbringen müssen, so daß man auf einer Brücke geht, unter welcher das Wasser über eine andere Brücke läuft.

Nunmehr ist den Verwüstungen Bahn gebrochen und sicherlich wird diese Stelle, an welcher von Osten her das Wasser, von Westen der einem Gletscher gleich vordringende Schutthaufen immerfort zusammenstoßen, menschlichen Armen noch manche Mühe bereiten.

Neben der alten Brücke ist auch die Mauer zu beiden Seiten vom Schuttberg zerrissen und der Fuß des Wanderers geht nahezu auf der Höhe ihrer Brüstung.

Trotzdem vermochte in der späten Stunde eines Nachmittages, als ich hier vom Geländer der Nothbrücke in die Kreisel der glatt abströmenden Fluth hinabschaute, auch über solche Stätte wilder Zerstörung und der Herrschaft sinnlos scheinender Gewalt das Wesen der Dinge einen Zug der Verklärung zu bereiten — dem Dichter gleich, in dessen Gehirn die vom blinden Verhängniß seinen Gestalten zugefügten Schicksale und Leiden einen weihevollen Schimmer erhalten, welcher auch die Zuschauer seines Spieles anglänzt, sie bewegt, und innerlich über die rohe Thätigkeit der feindlichen Mächte erhebt.

Die hohen feurigen Wolken des Abendhimmels schauten aus dem Wasserbecken, dessen Fluth gegen die Straße, das Menschenwerk, drängt und ein gekreuzigter Heiland, dessen Holzbild sich hart am Felsrande erhebt, tauchte darein, mit dem Kopfe nach der goldenen Unendlichkeit ausgestreckt, aus welcher er auf diese Welt herabgestiegen ist. Dazu rauschten

die ewigen Wasser der beschneiten Höhen und zwischen mancher Lücke ihrer Giebel hing, einem Wasserfall gleich, ein luftiges Gebilde herab, das sich aus der engen Felswelt auf steilem Pfade hinauf heben möchte in die unabsehbare Wölbung. — —

Durch stark gelichtete Wälder, die, so oft sich eine Seitenschlucht gegen das enge Hauptthal öffnet, bis hoch an die Stämme hinan von weißen Schuttwällen überdeckt sind — an Hügeln vorüber (ebenfalls durch Muhren entstanden), auf welchen sich mannshohe Legföhren (Sperchenholz) angesiedelt haben, erreicht man die kleine Häusergruppe Höhlenstein.

Sie hat ihren Namen von einer Vertiefung in der westlichen Felswand und wurde deßhalb von den Wälschen „sotto l'antro" (unter oder bei der Höhle) geheißen, woher die jetzige verunstaltete Bezeichnung Landro rührt, die in amtlichen Schriftstücken wohl, nicht aber im Munde des Bauernvolkes, den alten deutschen Namen höchst ungebührlich verdrängt hat.

Ich wundere mich nicht außerordentlich darüber, daß Feldzeugmeister Benedek kurz vor dem Kriege, welcher für ihn so verhängnißvoll wurde, mit dem wackeren Postmeister von Höhlenstein an der Ampezzaner Straße, einem Kerntiroler, über die Gränze zwischen Tirol und Venetien einen heißen Wortstreit ausfocht. Welcher Deutsche sollte es auch, wenn er in der Geographie nicht besser bewandert ist, als besagter Feldherr, so ohneweiters glauben, daß man, wären die entgegenstehenden Berge nicht, von Toblach, von der Gratsch im Pusterthale aus leicht mit einer Kanone königlich italienischen Grund und Boden zu beschießen vermag, und daß es vom ächt germanischen

Posthause zu Höhlenstein oder dem „Goldenen Löwen" in Schluderbach gar nur wenige hundert Schritte sind bis zum Gränzpfahl?

In der That, ich begreife den Herrn Feldzeugmeister. Er schalt damals den Postmeister, der im eigenen Hause aufgewachsen ist, einen unwissenden Menschen und fügte hinzu, das verstehe er besser, wo Venetien anfange, und es seien noch so und so viele Meilen bis zur Gränze, mögen die Leute, die da zu Hause wären, sagen was sie wollten. Doch aber gehörten die Felswände und Zinnen, welche der General dabei anschaute, zum Gebiete der alten Republik und heute zum Königreich — ein Gedanke, bei dem man so zornig werden möchte, wie Benedek über die geographischen Einreden des Postmeisters.

Ja, mag dem Herrn Feldzeugmeister damals eine wie immer beschaffene Karte von Italien vorgeschwebt haben, es ist eine Wahrheit — Italien erstreckt sich verwünscht weit gegen Norden. Kaum eine Meile von unserem Mauthen, Sexten, Assing — die mitten in deutscher Landschaft liegen — erhebt sich die grün-weiß-rothe Schranke, und wenn man auf der Karte die Breitegrade betrachtet, so zieht sich das Königreich gar noch über die Höhe von Sarntheim im Sarnthal, Lichtenberg bei Glurns hin und sogar über Meran hinaus ragt seine Grenze gegen Mitternacht. Ein rüstiger Fußgänger erreicht beispielsweise in vier und einem halben Tage von München aus die Pfähle bei unserem Höhlenstein.

Doch lassen wir Benedek und die Gränze und die armen „Montagnuoli" Venetiens, die sich da herüben auf deutscher Erde ihr Brot erarbeiten müssen, und schauen uns

dagegen unter den Leuten und auf den Bergen dieses wunderbaren Winkels von Tirol um.

Führe ich ja doch meine Leser nicht hieher, um ihnen eine Gränze zu zeigen, sondern weil ich sie auf eines der allerschönsten, wenn nicht das großartigste, der bewohnten Thäler des Berglandes aufmerksam machen will. Es ist ein gar trüber Pfingstsonntag, nur manchmal von goldenen Sonnenblitzen durchzittert — im erhellten Gewölke erscheint dann ober Höhlenstein an den Wänden des Schwalbenkofel den Augen des Volkes eine heilige Jungfrau über und in den Dünsten schwebend — und ein Morgengang zur Kirche nach Toblach — jenem Dorfe, bei welchem sich die Wasser der Adria und des Pontus scheiden, erregte keine Feststimmung.

In der Kirche rauschte lärmende Musik. Pomp und Trompetenschall verzückte die Bauern, welche den Handlungen des „Hochamtes" zuschauten. Ich stieg mittlerweile neben den Gräbern umher und betrachtete mir die zahlreichen, bemalten Blechtafeln, ihre Bilder und Verse. Auf der Wand einer Seitencapelle ringt der Heiland in seiner Todesangst, und die ungeübte Hand des ländlichen Künstlers läßt den weißen Mond durch die Oelbäume scheinen — ein seltsamer Gegensatz zu dem Goldgewande, in dem eben dort drinnen der Priester prangt, und zu dem Geräusch, welches die kirchlichen Ceremonien begleitet.

Nahe dem Kirchhofe befindet sich ein abgesperrter Raum, in welchem ein „lutherischer" Wanderer begraben liegt, den man vor einigen Jahren weiter unten, bei der großen Pusterthaler Straße, ermordet fand. Den Bauern, welche dem Verunglückten, der auf „geweihter" Erde keine Schlaf=

Stelle erhalten durfte, dorthin folgten, empfahl ihr Seelsorger, sie sollten Tabak rauchen bei dem Gange, und den Schulkindern, die nach Herkommen den Kopf entblößten, sie sollten sich mit ihren Mützen bedecken. Auch ein Gebahren, zu welchem der Name des bleichen Mannes, der im Oelhaine kniet, herbeigezogen wird!

Während hier so das Fest der Ausgießung des Geistes und die Herabkunft der himmlischen Flammen gefeiert ward, drängte es mich fort in den Bergwald. Statt der Orgel und der Pauken schallt die Stimme des Kukus im grünen Hag und statt des Weihrauches duften die Tannen. Auch däuchten mir die jähen Pfeiler der Dolomite, welche, halb von glänzenden Wolken versteckt, über die Erde ragen, als Altäre, die keinen Theil haben an dem Elend zu ihren Füßen. Die Kelche vieler Blumen hatten sich unter dem trüben Himmel geschlossen.

Dem „Fest der Freude" schien ein grauer Tag, einer jener Tage, welche Lenau „nachdenkliche" nannte.

Am Wegmacherhause zwischen der „Klausbrücke" und Höhlenstein stand das Weib des Wegmachers und jammerte. Es ist wahnsinnig. Ich habe es oft an der nämlichen Stelle stehen gesehen und sein Geschrei gehört. Die Furcht vor ewiger Verdammniß hat es ergriffen; es weint über die eigene „arme Seel'" und ruft fortwährend in den Wald hinaus: „O schrecklich! Ich weiß wie's um mich steht! Euch ist's verborgen!" und andere Klagen, welche die von allen Seiten her gehegte und geförderte Angst vor den „Flammen" im Jenseits auspreßt. Sind das jene „Flammen", die vor zwanzig Jahrhunderten sich herabgesenkt haben? Viele Reisende, welche das Ampezzaner Thal betreten,

haben das Weib im Vorübergehen gehört — sie werden das nächstemal ihre Schritte beschleunigen.

Im Thale von Höhlenstein weht die Luft herber als draußen in der niedrigeren und breiteren Mulde des Rienzathales.

Dort hingen die blauen Syringer-Trauben über den Gartenzaun, die gelben Berberizen blühten und die Wiesen waren so sommerlich bunt gesprenkelt, wie draußen im Flachlande. Hier dagegen glänzt die Alpenrose zwischen hohen Bergföhren, und der Hauch, der vom Cristallo-Gletscher her die buschigen Zweige derselben bewegt, fühlt sich anders an, als die staubige, dumpfe Luft dort draußen.

In den Dürensee hinein, welchen die Straße auf einem Damme durchzieht, reichen noch die Ueberreste einer Lawine. Daneben liegen die zerbröckelten Steine der Straßenbuchtung, und auf dem grünen Wasser schwimmen die Fichtenstämme, welche sie vom Bergjoche oben mit hinabgerissen hat. Auch leuchtet an vielen Stellen der Widerschein der Schneestreifen aus dem Spiegel, die noch seinen Waldrand bedecken.

Pfingsten! Es sind nunmehr Wochen vergangen, daß auch in dieses öde Thal ein gewaltiges Brausen herabkam, gleich dem einer mächtigen Windsbraut.

Im fahlen Sonnenschein des schwülen Frühlingsnachmittags donnerte es wie von einer fernen Schlacht. Zwischen den hohen Zacken des Christallo schwebten Wolken und über seinen jäh geneigten Gletscher lief es unabläßig herab wie ein stäubender Wasserfall. Ich lag zwischen den blauen Anemonen und hörte dem Donner zu. So erschütterte den uralten Kalkberg der Geist der Pfingsten.

Ich kann nicht ohne ein Gefühl, welches mit demjenigen verwandt ist, das Dichter zu Elegien anregt, des ewigen Menschenwinters und der Starrheit gedenken, welche neben solcher Rührigkeit der „todten“ Kräfte die Leute, in deren Ohren sie hallen und brausen, gefangen hält.

Da erinnere ich mich eines harmlosen Fremdlings, welcher vor kurzer Zeit im Dorfe Toblach nach dem Zwecke der vielen abgehackten saftgrünen Bäume fragte, welche an den Mauern der zahlreichen Wirthshäuser, die den Friedhof umgeben, angelehnt waren. Die Bauern beschimpften ihn und drohten ihm mit Schlägen wegen seiner Frage — der „lutherische Teufel“ in ihm hatte offenbar seine Sinne verblendet, daß er nicht erkannte, wie die Bäume einen „Umzug“ verherrlichen sollten.

Es waren fürwahr fromme Leute, die so vom heiligen Zorne erfaßt wurden — dachte ich. Aber ein Mann, der unweit jener Ansiedlung wohnt, erzählte mir eines Tages einige kleine Geschichten, welche mir die Meinung schier nahmen.

Diesem Manne ist mancher der glaubenseifrigen Bauern wegen des Wohlstandes gram, den er durch Arbeit sich errungen hat. Darum keilen sie von Zeit zu Zeit Steine in die mit vielem Aufwande hergestellten Holzrinnen, welche seinem Brunnen aus weiter Entfernung einen lauteren Bergquell zuführen; bald schlagen sie mit der Axt hinein, damit das Wasser versickere. Bei solcher Arbeit bitte ich den Wälschen, deren Weise mir nicht gefällt, manches Schlimme ab, welches ich ihnen in Gedanken zugefügt habe. Mit etwas, wovon sie nichts haben, plagen sie sich nicht und überlassen derlei „Trutz“ ihren frömmeren teutonischen Nachbarn.

Einmal wurde der Mann bei einem Spaziergange auf dem Grasanger, auf welchem seine Rinder weideten, durch den Anblick von vier derselben überrascht, welche todt auf dem Rasen lagen. Ein Bauer hatte dieselben ohne irgend welchen Grund vergiftet. Einige Jahre nachher kam eine Jesuiten-Mission ins Land, und das Strohfeuer sittlicher Läuterung, welches jeweilig nach einer solchen für einige Tage in den Köpfen der Bauern lodern soll, brannte den unbekannten Thäter so heiß, daß er hinging, um Verzeihung bat und den alten Satz: „Furcht macht Götter", in seiner Weise bethätigte.

Ich bitte den Leser um Nachsicht, daß ich ihn hier auf einen kleinen Abweg vom See, aus welchem das Bild des Gletschers schaut und den der schweigsame Wald umgibt, zu unsauberer Bekanntschaft geführt habe.

Es geht nicht anders auf Wanderungen — der Schmutz stellt sich, wenn nirgends vorhanden, in der Nähe menschlicher Wohnungen und auf den Dorfgassen ein.

Eine andere Spur menschlichen Treibens aber vermag uns nicht zu entgehen, und wenn wir, den spärlichen Rehen oder Adlern dieser Berge gleich, die ödesten Felsen und das entlegenste Dickicht aufsuchten.

Warum ist der Forst um uns so licht, warum begegnen uns auf der Straße fortwährend schwere Fuhrwerke mit den abgeschälten, dicken Stämmen?

In unseren Tagen wirken weite Fernen. Der Osten, seit Jahrhunderten verwüstet, von den Bedürfnissen der Menschen ausgesogen und des freiwilligen Pflanzenwuchses beraubt, nimmt uns den Schatten auf dieser Au, die noch vor Jahrzehnten mit dichtem Gehölze bedeckt war. Ex

oriente lux! mag hier der Galgenhumor ausrufen. Heute müßte Salomo das Holz zu seinem Tempel in unseren Thälern schlagen lassen, und das Haus Larkin und Malcolm in Venedig, zu dessen Triftstätte in Longarone es auf der Piave hinabgeschwemmt wird, lieferte es ihm mit Lloyddampfer franco Station Jaffa. Und Hiram, der phönizische Seekönig, fände nicht mehr genug Cedern des Libanons — er müßte sich an die Holzschacherer und „Forstbanken" halten, denen wir auf dem ganzen Südabhange der Alpen und darüber hinaus die Zerstörung unserer einst dichtbewachsenen Berghalden, Erdstürze, Lawinen, Jammer und Elend verdanken. Für den Canal von Suez haben allein in Kärnthen und Krain mehr stolze Baumwipfel in den ohnehin mißhandelten Wäldern fallen müssen, als sonst in Jahrzehnten zu anderem Bedürfnisse des eigenen Landes.

Dort, über dem Bache, liegt eine Lawine. Sie hat beide Thalwände im Sturze ausgefüllt, und die Wellen ziehen unter dem Gewölbe dumpfrauschend hin. Mächtige Blöcke schauen aus ihr hervor — zahlreiche Wipfel geknickter Stämme erheben sich aus der schmutzigen Schneekruste.

Man betrachte sich die graue Geröllbahn, welche sie auf ihrem Wege zum Flusse zurückgelegt hat. Dort stand einst ein hoher Fichtenwald — jetzt ist der Hang eine kahle Straße, auf welcher in jedem Winter die runden Schneethürme zu Thal stürzen, Wald und Erdreich unten forttragen, das Wasser aufstauen, Verwitterung und Zerstörung ringsum verbreiten werden. Das aber hat die „Cultur" der südlichen Länder, die seit den Tagen des Augustus keinen Wald mehr haben, die Blödheit unserer

Bauern und die öffentliche Gewalt, die dem Verderben blind gegenübersteht, gethan.

Ich hörte einmal einen Italiener sagen, man solle die Deutschen bis zum Brenner alle aus dem Lande jagen, die Wälder ausroden und sie dann, wenn sie wollten, in Gottesnamen wieder hereinlassen. Es muß einem wälschen Gemüthe freilich weh thun, an einer Reihe grüner Lärchen vorüberzugehen und dabei sich des Gedankens an die gelben „Marenghi" nicht erwehren zu können, die ihm irgend ein wohlgemästeter „Negoziante-Legnami" dafür in die Hand drückte.

Doch jener Mann hätte sich beruhigen können. Wir besorgen das Geschäft der Verwüstung selbst leidlich. Unsere Bauern in diesen Thälern liefern eine Erläuterung zur Sage vom sogenannten „schlichten und gesunden Menschen-Verstand."

Haben sie einen jähen Berghang, von welchem Wasser und Schneehaufen nunmehr, der Fesseln des Mooses, der Wurzeln, der Stämme ledig, blitzschnell das Verderben in die Tiefe tragen können, glücklich kahl abrasirt, so fällt es Keinem ein, in die Tasche zu greifen und Samen auszustreuen, damit neue Keime dem Boden entsprießen mögen — sei es auch nur zu dem Zwecke, damit ihr Nachkomme in fünfzig Jahren abermals den nämlichen, vielleicht einen viel höheren Gewinn habe, als sie selbst. Nicht einmal der Same der Legföhren, die das Erdreich an hohen Jochrändern so trefflich binden und zusammenhalten, wird eingesetzt, wenngleich dieser gar nichts, völlig gar nichts kostet.

Der Leser aber, welchem das Bewußtsein von der allweisen Fürsorge einer hohen Staatsgewalt angeboren ist, wird schüchtern fragen: „Wenn schon jenen Biederen nicht gewehrt wird, die Berge vom lebendigen Walde zu entblößen, warum zwingt sie Niemand, dieselben mit neuem Samen zu bestreuen?"

Darauf weiß ich freilich keine Antwort. Es mag wohl sein, daß dergleichen Gebot sogar irgendwo geschrieben steht — gehalten aber wird es nicht, dessen mag der schüchterne Neugierige sich vergewissert halten. In dem deutschen Dorfe Sapada (es liegt, gleich den „sieben Gemeinden" der „Cimbern", mitten unter den Wälschen, am obersten Tagliamento, und ich behalte mir vor, zu anderer Zeit etwas von diesem, in unserer Literatur völlig verschollenen, „verlassenen Brudervölklein" zu erzählen) hörte ich von den Einwohnern die königlich italienischen Guardie forestali in ihrem ungefügen Teutonisch „Waldschelchen" benamsen. (Von „Schilchen" = Sehen.) Es scheint, unsere Waldschelchen „schilchen" oder schielen in der That jedesmal daneben, wenn ein nützlicher Zwang auf das stupide Bauernvolk ausgeübt werden sollte.

Mit den Fortschritten, welche der Eisenbahnbau durch unsere Hochgebirge hin macht, ist es unzweifelhaft, daß binnen weniger Jahrzehnte unser ganzes Alpenland ebenso verwüstet, ebenso mit Muhrbrüchen und jähen Ueberschwemmungen heimgesucht sein wird, wie schon heute die südlichen Thäler, die gegen Italien hin auslaufen.

Wenigstens wird das gewiß geschehen, wenn die hohe Obrigkeit in dieser Sache, von welcher für Millionen Gesundheit und Wohlstand abhängt, nicht ebenso vielen Ernst

zeigt, wie sie es vor Zeiten bei hundert anderen, jedoch kleinlichen und läppischen Veranlassungen zur Plage der Menschheit zu thun pflegte.

Mit dem Dickicht des Hochwaldes — unsere Lyriker wissen davon zu singen, vom „dunkelen Tann", seinen klaren Wasserbecken, auf welchen die Seerose prangt, den endlosen nächtlichen Astgewölben und anderen Illustrationen zu Grimm's Märchen, von welchen ich in den Wildnissen der Gebirge niemals etwas zu entdecken vermochte — schwinden auch seine Bewohner.

Im Posthause zu Höhlenstein hängt noch das Geweih eines ansehnlichen Hirsches, den vor Zeiten die Wirthin dortselbst, unweit von der Behausung, erlegte. Heute dürfte es wohl schwer sein, in den Forsten des Ampezzaner Gebirges, in den Einöden von Enneberg oder den Alpen Auronzos ein Stück des edlen Hochwildes zu Gesicht zu bekommen. Während sonst Wölfe nicht unter die Seltenheiten gezählt wurden, darf sich jetzt der Jäger lange und mühselige Pürschfahrten nicht gereuen lassen, um ein Reh zu erbeuten. Nur die Gemse bewohnt noch zahlreich die Karfelder der Cadinspitzen und des Sorapiß, verschwindet aber zuversichtlich nach und nach vor dem Kleinhunger der Wälschen, der so wenig wie die jüngsten Stämmchen des Waldes auch trächtige Weibchen verschont. Todt und stumm muß die Natur sein! Das ist das unbewußte Losungswort dieses Volkes.

Vor einiger Zeit erzählte mir ein Thalbewohner von einer wälschen Abendmahlzeit, vor welcher er die Flucht ergriffen hatte. Es war in Val Buona, dem vielen Alpenwanderern wohlbekannten Thale, auf welches die weißen

Spitzen der Marmarole und des Corno del Doge über die Wälder hereinschauen, die einst Venedig für seine Flotten sorgsam pflegte, und die auch heute noch, trotz der Berge von Stämmen, die in jedem Frühjahre nach der Piave hinab geflößt werden, nicht so jämmerlichen Anblick darbieten, wie die dünnen Pflanzungen auf anderen Berghängen. Eine Rauchsäule zog sich weithin durch die grünen Wipfel. In einem der braunen Häuser ging es hoch her — der Spieß drehte sich und der Branntweinkrug kreiste. Am Spieße aber steckte eine Katze, die nachher mit trockener Polenta das sehnlich erwartete Leckermahl bildete. Wo ist der ärmste deutsche Bauer, der nicht bei solchem Anblicke Reißaus nimmt?

Auch die großen Adler ziehen sich immer mehr und mehr auf die Höhen zurück, welche hier durch die schroffen Abfälle des Dolomit-Kalkes mehr geschützt sind, als in den meisten anderen Gebirgen. Noch vor ein paar Jahren hatte der Schluderbacher Wirth ein gewaltiges Männlein lebendig in seinem Hause — heute aber wüßte er sicherlich kein Nest mehr im weiten Umkreise.

So schreitet die „Cultur" ausrodend fort. Schon denken die (nebenbei gesagt, namentlich zu Höhlenstein) vorzüglichen Wirthe an Fußwege, welche den Touristenschwarm auf die schroffen Zinnen des Cristallin und zu anderen Giebeln helfen sollen. Auch bemüht man sich zu Ampezzo, dem bekannten Geschmacke eines verehrlichen Publikums durch Anbringung von gelb angestrichenen Veranden und Balconen im Schweizerstyle vor den Herbergen gebührende Rechnung zu tragen. Ueberdieß hat der „deutsche Alpen-Verein" seine Pioniere im Thale, und so kann es nicht

fehlen, daß in wenigen Jahren Tausende von Vergnüglingen und Sommer-Ausflüglern den magischen Reiz der „drei Zinnen", den gelb-grünen Dürensee, die scharlachrothe Hohe Geißel und den vielzerklüfteten blauen Gletscher des Monte Cristallo im Munde führen werden. Lebt wohl dann, einsame Sommertage im Hochthale — über welches die dünnen Wolken von einem jähen Grat zum anderen wandern und die Wasser allgegenwärtig summen!

Mag dem immerso sein — ihr Pfingstfest werden auch in jener Zeit nur Wenige am Fuße dieser Berge feiern.

Ob der Maienmonat in solcher Wildniß schön sein mag?

Darauf antworte ich, daß der Frühling hier wenig gemein hat mit der Zeit, welche wir unter diesem Namen aus der Ebene kennen. In den Tagen, in welche wir seine Ankunft und sein Wirken zu setzen gewohnt sind, lagert hier unangefochten der Winter des Hochgebirges. Der Schnee, welcher draußen vor der Sonne des März weicht, blendet hier unter tiefblauem Maienhimmel. Aber um wie Vieles wunderbarer und ergreifender ist der Sieg der Wärme im harzduftenden Walde, über dessen harte Schneekrusten schon der Ruf des Kukuks herdringt — eine unfehlbare Verkündigung, daß es rasch anders werden wird im grünen Reiche!

Wir gehen in sommerlicher Hitze dahin, aber die hohen, neben der Straße aufgethürmten Schneehaufen sind erst dort etwas abgeschmolzen, wo sie von den kegelförmigen Steinen der Straße erwärmt werden. Die Wärme eines Tropenlandes vermöchte die klafterhohen Schneewehen nur allmälig zu vernichten. Auf den ersten, noch strohgelben Matten,

welche die Sonne entblößt, öffnen sich schon am nächsten Tage die lasurfarbenen Kelche der Gentianen — es ist Zeit! Draußen wogt schon Saatfeld, und die bunte Wiese und die Keime haben gar lange hier gewartet, bis die Dunkelheit der weißen Decke sich endlich lichtete. Heute der letzte, zerfließende Schnee — morgen schimmert die Frühsonne in veilchenblauem Lichte durch die Glocken der urplötzlich heraufgedrungenen Crocus. An den weiten, dunklen, feuchten Bändern, die um die Schneehaufen herum den Erdboden wie mit einem Schatten bedecken, erkennt man das stündliche Zurückweichen der weißen Kruste.

Am meisten erregt unsere Aufmerksamkeit wohl die Vertilgung der thurmhohen Lawinen durch die Kräfte des urplötzlich in aller Herrlichkeit des Lichtes über die Berge gekommenen Sommers.

Wir gehen in das Seitenthal, in dessen Hintergrund die unvergleichlichsten aller Berge, die Thürme der „Zinnen" aufragen. Von dort rauscht die Rienz durch einen Wald von Bergföhren hervor — und dort drinnen wird der neugeborne Bergstrom von mehr als einer Riesenlawine, die das ganze Thal ausfüllt, überbrückt.

Bleiben wir bei der ersten stehen. Wir wollen ihren obersten Rand nicht umklettern, weil sie zu hoch hinaufreicht, und auch nicht über ihren gewölbten Rücken steigen, weil die steile Schneedecke glatt ist.

Die schon erwärmte Erde dampft in den kühlen Morgen — von Gräsern, von Zäunen, von abgehauenen Stämmen, von erloschenen Kohlenmeilern, von überall heben sich leichte Dunstwölkchen in die Luft der Sommerfrühe, und auch von der Lawine steigen hellgraue Nebel empor.

Am Eisak reift die Kirsche heran, hier aber, neben der Lawine, welche uns mit Verdunstungskälte anfröstelt, blühen eben die Palmkätzchen und haben sich noch nicht einmal die rothen Trichter des Seidelbastes entfaltet. Wohl ist es ein gewaltiger Schneeberg, der sich da vor uns ausbreitet und den blumigen, maiduftenden Weg unterbricht, an dem wir längs des rauschenden Wassers hiehergekommen sind — aber an mancher Spur gewahren wir es wohl, daß er noch gestern mächtiger war, als heute. Wer hat die Wachholderstaude an seinem Rande mit allen Zweigen und Nadeln zu einer verfilzten, braunen, pappeartigen Scheibe zusammengedrückt, als eben er? Noch liegt sie am Boden — sie kann sich von dem Drucke, der seit dem Spätherbst ihr Stämmchen gegen die Steine preßte, seit dem gestrigen Befreiungstage noch nicht erholen. Und auf dem schmutzigen Geröll neben dem Schnee, da sproßt ja erst die bittere Kresse, welche in den Bächen der Ebene unter der Eisschicht des Januars schon ihre Blätter entfaltete.

Die Oberfläche der Lawine selbst ist schmutzig wie eine Dorfgasse, wenn sie von der Sonne einmal durchweicht wird. Die während des Sturzes mit aus dem Boden gewühlte Erde des Berghanges zerfließt mit dem Schnee-Wasser in schwärzlichen Brei. Zwei Tage später betrachten wir abermals das wuchtige Denkmal des Winters. Der Tunnel, den sich die lärmende Fluth hindurchgerissen, ist nun schon viel kürzer, ein ansehnlicher Theil seiner Wölbung ist in die Wellen gestürzt, und ein großer, entwurzelter Fichtenstamm, der vorgestern noch auf ihr lag, ist jetzt mitten in den schäumenden Bach getaucht. Ein ächter Calame!

Abermals nach einigen Tagen schauen wir durch Höhlungen, die sich in der Lawine selbst durch die zunehmende Wärme des Erdbodens gebildet haben, auf den schwarzen Grund. Ueberall ragen nunmehr die in ihr eingeschlossenen Blöcke und Baumstämme mit den triefenden Kanten aus der Hülle hervor — am nächsten Tage ziehen sich querdurch dunkle Streifen des überall hervortretenden Berghanges — der Bach rauscht jetzt durch blaue Wände, nicht mehr durch Wölbungen; und während nunmehr schon in der Entfernung weniger Klafter von ihr die Schwarzbeeren blühen und die Alpenrosen ihre purpurrothen Knospen mit jeder Stunde entfalten wollen, werden die Ränder immer dunkler, morscher und brüchiger. Dann kommt ein warmer Maien-Regen, und an der Stelle des riesigen Schneewalles erblickt man nur mehr schlammüberzogenes Geröll und zerknickte Hölzer.

So zieht der Frühling in die rauhen Thäler ein.

Höhlenstein hat von allen Ansiedelungen auf dieser Straße die schönste Lage.

Der zackige Cristallin, von welchem die gewölbte Säule des Piz Popena auf den steilen Cristallo-Gletscher abstürzt, dieser selbst und die dicken Thürme des großen Cristallo — der waldige Pian-Berg mit weitschauender Hochfläche — vor Allem aber die Ungethüme, welche aus dem wenige Schritte vom Posthause sich öffnenden Rienzthale schauen, geben der Thalmulde ein Ansehen, welches von den ersten Kennern der Alpen als ein Prachtstück gepriesen wird.

Paul Grohmann, der muthigste und einer der erfahrensten unter den Wallfahrern des Hochgebirges, meint: „Cristallo und Zinnen vereinigen sich hier, die Landschaft

von Landro zu einer der schönsten, großartigsten der Alpenwelt zu machen." *)

Wir werden aus manchem Bilde, das sich uns auf unseren Spaziergängen darstellt, die nämliche Ueberzeugung gewinnen.

Jene Ungethüme, die „drei Zinnen," deren erster Anblick selbst den erfahrenen Wanderer in hohes Erstaunen versetzen wird, stellen sich nirgends in so abenteuerlicher Gestalt dar, wie beim Posthause von Höhlenstein.

Man bedenke, daß wir auf dieser Hochfläche, auf welcher das Posthaus liegt, viertausend vierhundert Fuß über dem Meere stehen, noch einige hundert Fuß über der Toblacher-Wasserscheide zwischen Adria und schwarzem Meer. Rings um uns ist der Boden mit Legföhren, Alpenrosen-Gestrüpp und einer auserlesenen Schaar Blüthen, welche die Höhen der Alpen lieben, bedeckt. Ueber Alles das schaut aus dem Hintergrund der engen Kluft, aus welcher die „schwarze Rienz" über ihr selbst aufgehäuftes Schotterbett zu Tag tritt, ein märchenhaftes Zwillingspaar von Bergen.**)

Die „zwei" Zinnen (welches für den Beschauer von Höhlenstein aus die wichtigere Bezeichnung wäre) sind zwei Thürme, welche, die Verwitterung und das Gewirr von Zacken auf ihren Gipfeln, namentlich dem Grate des östlichen abgerechnet, eine sofort in die Augen springende Aehnlichkeit mit den Thürmen der Liebfrauenkirche zu Paris haben. Ich stelle diese Vergleichung auf, obwohl

---

*) Zeitschrift des deutschen Alpenvereins. Band I. Seite 421.

**) Die dritte der „drei Zinnen" ist viel kleiner als die beiden großen und wird hier nirgends berücksichtigt. Erst auf dem Lavaredo-Sattel oder in den oberen Rienz-Böden tritt ihre Gestalt so deutlich hervor, wie die der beiden Genossinen.

mir nichts mehr gegen das künstlerische Gewissen geht, als ein solches Riesenwerk titanischer Kräfte mit menschlicher Arbeit zusammenzustellen oder überhaupt, wie es wohl unsere Lyriker thun, nach Art der Wiesen-Teppiche, der Wolken-Vorhänge und dergleichen pfahlbürgerlichen Hirngespinnste, die Poetik mit Berg-Thürmen zu bereichern. Man soll Kleines vergleichend an Großes annähern, aber nicht umgekehrt. In vorliegendem Falle jedoch gewinnt unbedingt die sinnliche Deutlichkeit, wenn man die, von hier gesehen, glatt ansteigenden kubischen Felskolosse mit einem Körper vergleicht, dessen Aussehen Jedem bekannt ist und der Darsteller erspart sich ein ansehnliches Stück eingehenderer Beschreibung. —

Wenn ich so manchmal des Morgens unter den hohen Legföhren der Aue von Höhlenstein stand, deren bethaute Zweige in Regenbogentropfen funkelten und die weißen Wolken betrachtete, die um die „Zinnen" zogen, hie und da ein durchschimmerndes Stück der rothen Wände hoch oben durch den Himmel tragend, während auf dem breiten, ebenen Schemel, von welchem sie sich erheben, die dünnen Morgennebel als goldflüssige Flammen um sie herumzüngelten — da fiel mir der weltweise Hegel ein, welcher von seiner Stube in Berlin aus „das Naturschöne" läugnete. Mit welcher verschrobenen, ihm nicht minder wie mir unverständlichen Rede hätte mich wohl der Mystagog abgespeist, wenn ich denselben, plötzlich hieher entrückt, an meiner Seite über seinen trockenen Satz zur Verantwortung gezogen hätte?

Ein wohlthuendes Gefühl erregte dagegen die Erinnerung an den großen Dichter des optimistischen Idealismus, welchem, als er die herrlichen Worte niederschrieb, die hier folgen, eine Gestaltung in seiner Einbildungskraft vorgeschwebt haben

muß, die hier von der „rohen Natur" als triumphirende Verkörperung des kühnen Poeten-Traumes in Stein und Eis für Aeonen dauerhaft aufgebaut worden ist:

Zwei Zinken ragen in's Blaue der Luft,
Hoch über der Menschen Geschlechter,
D'rauf tanzen, umschleiert mit goldenem Duft,
Die Wolken, die himmlischen Töchter.
Sie halten dort oben den einsamen Reih'n,
Da stellt sich kein Zeuge, kein irdischer ein.

Eine der bequemsten Uebersichten über das ganze Wunderreich dieser Kalkgebirge gewinnt man auf der kleinen Hochfläche des Monte Piano, welcher durch die Schlucht des „Misureinbaches" vom Cristallin getrennt ist. Sein steiler Absturz auf das Hochthal von Höhlenstein ist Oesterreich verblieben, die östlichen, mit Gras und Wald bewachsenen Hänge gehören dem Königreiche.

Wir beschreiben einen Gang zu dieser anmuthigen Höhe, welche sich um mehrere hundert Fuß höher als Simplon, Mont Cenis, Julier und Gotthard, nämlich 7200 Wiener-Fuß über das Meer erhebt am Morgen eines sommerwarmen Maientages.

Außerhalb des Gasthauses „zum Schluderbacher", in dem der Gemeinde Toblach gehörigen Nadelwalde, ziehen sich die breiten Geröllhaufen hin, welche die Zuflüsse des Baches aus den Schluchten des Cristallin herabwälzen und in deren Mitte das meist dürftige Gewässer mit seinen glasklaren Wellen um die größeren Blöcke plätschert, die Fracht der Hochfluthen, welche nach jedem sommerlichen Gewitterschwall weiter hinab geflößt und verkleinert werden.

Unter diesen Steinen steht der Pfahl, welcher die

Gränze bedeutet — eine Gränze, wie sie willkürlicher und unverständlicher kaum ersonnen werden kann.

Der leicht erkenntliche Weg — auf eine geraume Strecke hin benützt man den auf der nördlichen Thalseite zur Misurina führenden Fahrweg — setzt sich jenseits der großen Schotterflächen wieder fort. Auf ihm gelangt man durch Lärchen- und Fichtenwald, aus dem hie und da eine Zirbe ihre adeligere Gestalt erhebt, von Zeit zu Zeit auch durch schöne Rasenflächen, auf deren bethautem Mattgrün unsere Fersen dunkle Spuren zurücklassen, zu einem Moorboden, den so genannten Paludette piccole, zum Unterschiede von dem großen Torflager, in dessen Mitte der trübe Misurinasee als Lacke eines früheren größeren Gewässers übrig geblieben ist, mit diesem Namen bezeichnet.

Schon bis dorthin ergötzt uns das eine und andere Schauspiel der umgebenden Bergwelt durch den lichtblauen Glanz des Frühmorgens im Walde hindurch: der plumpe Steinwürfel der Popena Alta, mit ihren steilen und schroffen Kanten, eine ächte Dolomiten-Gestalt, die große Schneerinne des Cadin del Neve, die vielen Zacken des Cadin San Lucan — das Cadin-Gebirge überhaupt, eine zersägte, von Steintrümmern und Schneefeldern bedeckte, von Staffeln und Klammen durchbrochene Felswildniß — der spitzige Antelao mit seinem verschneiten Gletscher und der unförmliche Col del Fuoco — endlich auch der breit vereiste Sorapiß, unter dessen krystallener, nunmehr noch verhüllter Decke beim Waldhüter-Haus im Tannenwalde von Val Buona ein mächtiger Wassersturz zu Tag donnert.

Das Alles schaut auf unseren gemächlichen, weichen Moosweg durch die grünen Wipfel her und je nach wenigen

Schritten bergan geht uns immer wieder ein neues, unverhofftes Schaustück aus diesem Winkel der Berge auf, der an wirklichen, Stein gewordenen Phantasmen mehr birgt, als die berühmteren Theile der Alpen — ein Wirrsal von Träumen aus der Erdbildungsgeschichte, eine Offenbarung des „blitzenden Verheerens", welches seit Tausenden von Jahrtausenden durch Feuer und Wasser geübt wurde. —

Der Monte Piano ist bekanntlich eine jener Höhen, welche von unseren Bergsteigern mit herablassendem Lächeln als „Damenberge" bezeichnet werden. Dieser, in den Veröffentlichungen der verschiedenen Alpenvereine und Touristen-Clubs bereits heimisch gewordene Ausdruck will zunächst sagen, daß auch für den schwachen Theil des Menschengeschlechtes von einem solchen Berge keine absonderlichen Beschwerlichkeiten oder Hemmnisse zu besorgen seien. Man könnte an dem Worte nergeln, weil in jüngster Zeit auch die schwierigsten Hochgipfel unserer Alpen von zarten Füßen betreten worden sind — indeß nehmen wir es in Pausch und Bogen an und erklären in Uebereinstimmung mit den muthigen Erklimmern der Dolomit-Spitzen den Monte Piano in der That für einen „Damenberg."

Wir steigen aus dem warmen Mai allmählich in den April und endlich in den März hinauf.

Von den Rasen weg, auf denen die hellrothe Mehl-Primel und die stiellose, indigoblaue Gentiane zu Sträußen vereinigt in ihrer bunten Pracht prunken, ist es nicht gar weit zu dem fahlen, kaum erst vom Schnee entblößten Boden, auf welchem noch Crocus und Seidelbast blühen und von diesem wieder zu den weichen Schneefeldern, an deren Rand

sich kein anderes Grün entfaltet, als das der Rhododendron, der immergrünen Alpensträucher.

Nicht minder auffallend, als die Oberfläche des Berges, verändert sich vor unseren Augen das weite Rund.

Ueber dem prächtigen, grünen Boden der großen Alpe Rimbianco, deren graue Hütten in einem geschlossenen Kreise neben einander stehen, erhebt sich der verschneite Lavaredo-Sattel und hinter ihm ein Heer weißer Rücken, Maraja die Schaf-Alpe, die hohe Cesta-Gruppe — doch wer zählt die verwitterten Grate oder wem mag es Vergnügen machen, ihre Namen zu hören? Am gewaltigsten aber erscheint Antelao und die Fels-Drillinge, denen der Volksmund den Namen der „drei Schuster“ gegeben hat.

Und zwischen allen diesen Giebeln sieht man auf die hohen Uebergänge hin, welche die Thäler zu ihren Füßen mit einander verbinden.

Man weiß, daß es vergebliches Bemühen ist, eine Aussicht zu schildern. —

Hier in dem Gestrüpp der Legföhren, aus denen hie und da noch abgestorbene Bäume mit ihren kahlen, grauen Stämmen hervorragen, rieselt es salzig über Steine und modernde Aeste. Es ist eine jener versteckten Salzstellen, welche gleichwohl von zahmen und wilden Thieren aus weiter Entfernung her aufgesucht werden. Hier findet der Hirt das entlaufene Rind und lauert der Jäger auf die Gemse.

Zwischen dem Wurzelwerk bemerkt man wohl die Losung des Spielhahnwildes, das in den Schneewehen des Winters unter den buschigen Aesten Schutz sucht. Gegenwärtig vernimmt man nur das Gekrächze der „Zirmgratschen“, der Heher, welche die Nüsse der Zirben lieben. Auch liegen an

vielen Stellen zerpflückte Zirbenzapfen auf dem Boden, deren Nüsse im vorigen Herbste sich da arme italienische Knechte oder Hirten an einem Feuer zubereitet haben.

Während wir so von manchem Anblick angeregt werden, der lehrreich ist für das Leben und Treiben auf den Höhen, überrascht unser Auge urplötzlich der Großglockner, durch eine Lücke des Gebirges schauend. Gar seltsam steht er da in dem bräunlichen Duft der Ferne, welcher an den heitersten Tagen den Blick von einer Höhe zur andern verschleiert.

Bald erscheint auch die spitze Pyramide des Venedigers — dann tauchen die lang hingestreckten Wälle der Tauern auf, deren oberer, weißer Theil Sommergewölk, der untere blauer Stahl zu sein scheint. Der kahle Dürenstein jenseits Höhlenstein spaltet die Zillerthaler-Ferner von den westlichen Tauern und im Süden blinkt eine Zinke der Marmolata.

Mit diesem Blicke scheiden wir von den Dolomiten und den anderen Bergen dieses südlichen Landes. —

Druck der Dr. Wild'schen Buchdruckerei (Gebr. Parcus) in München.

In unserm Verlage sind ferner erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

Noë, Heinrich, baierisches Seebuch. Naturansichten und Lebensbilder von den baierischen Hochlandseen. 1865. Preis Thlr. 1. 24 gr. = fl. 3. —

Augsburger Allgemeine Zeitung. Der Verfasser dieses umfangreichen Buches ist schwer in den Rubriken unterzubringen, welche sich für unsere Reiseliteratur aufstellen lassen. In welcher Eigenschaft wandert er? Das ist nicht leicht zu sagen. Bald haben wir den Poeten, Novellisten, bald den Linguisten, Naturforscher vor uns; bald zeigt er sich eisig verschlossen, bald tändelnd und in warmer Empfindung. Skepsis und überwallendes Gefühl drängen sich, oft nur durch wenige Sätze unterbrochen. Der Inhalt ist durch den Titel klar bezeichnet. Ansichten der Natur und des Lebens sind es, die der Verfasser von fast allen baierischen Seen bringt. Deuten jene auf ein mächtiges lyrisches Element, so erkennen wir in den letzteren, meist vortrefflich gelungenen Genrebildern, eine noch mehr hervorragende Begabung des Erzählens. Hier, in der Darstellung der Phänomene des Lebens und ihrer Entwicklung, mit dem Hintergrund einer magisch mitwirkenden Natur, vermuthen wir den wahren Platz Noë's in der Literatur. Schlägt er diesen Weg ein, wird er sicherlich noch gar viel von sich reden machen — wie eben alles aus einer tiefen individuellen Anlage Geschöpfte von sich reden macht und die Bewunderung der Menschen erregt, denen in der Dürre der Phrasenherrschaft das Ursprüngliche, gewaltig Hervorsprudelnde so überaus wohlthut. Hier weicht in der That alles von der betretenen Straße ab: das Wissen, der Styl, die Scenen. Dabei erscheint das Vorgetragene in einer humoristischen Natürlichkeit, daß wir erst hinterher durch Nachdenken gewahr werden, „wie anders sich in diesem Kopf die Welt macht." Weiß der Verfasser auch im Hochgebirge gut Bescheid, so scheint uns doch seine eigentliche Heimath, die Lieblingssphäre seiner Einbildungskraft, in dem grünen Alpenrand zu liegen, „wo die Ewigkeit schneeglänzender Höhen in die gedrückte Welt schaut." Das Vorland, die Hochmoore, die Wälder, über denen blaue Kuppen vorblinken, das vielgestaltige Terrassenland vor den Alpen, das ist der Boden, auf welchem er sich mit ganzer Seele niederläßt und in dessen Beschreibung seine Sprache fast immer den Schwung zu wahrhaft classischer Vollendung nimmt. Wie der ahnungsreiche Duft der fernen blauen Höhen liegt ein unbeschreiblicher Zauber über diesem Theil seines Werkes. Von besonderer Anziehungskraft werden im Seebuch die erzählenden

Partien, namentlich die Wildschützengeschichten von Tegern- und Walchensee sein. Wenn jenem Buch die Erklärung einer Menge von Ortsnamen, von Sendling und Habern bei München bis zum stillen Walchensee, mit Recht als wissenschaftliches Verdienst angerechnet werden muß, so bewegen wir uns dagegen an den „Seen" mit größerm Genuß in der phantasiereichen allseitigen Schilderung unserer heimischen Natur und unseres wackern Volkes. Dieses aber kann stolz darauf sein, daß es, von Westenrieder bis Noë, eine schöne Reihe von Werken aufzählen kann, welche sein Land der Neugierde, dem Genuß, der Bewunderung der gebildeten Welt aufgeschlossen haben. Es wird unter den deutschen Ländern wohl keines geben, an welches sich solche Kräfte gemacht, und dessen Leben bis in winzige Dinge herab sie mit solcher vollendeten Kunst und Thatkraft dargestellt hätten. Deutschland leidet überhaupt noch Mangel an wirklich edel und geschmackvoll ausgeführten Werken, welche ihm seinen eignen unendlichen Reichthum klar machen. Von vortrefflichen Schriften über Griechenland, Italien, Spanien wimmelt es. Aber für jede Bereicherung dieses Schriftenthums, welches uns selbst uns näher bringt, müssen wir dankbar sein, und zehnfach dankbar, wenn der ästhetische Gehalt derselben zugleich von der Art ist, daß er, wie es hier unzweifelhaft geschieht, dem Geist und Verstand des Urhebers seine ehrenvolle Stellung in der Nationalliteratur sichert.

Grenzboten. Der Verfasser hat ein sehr hübsches Talent für die Schilderung von Land und Leuten, einen gesunden Humor, gute Kenntniß seines Gegenstandes und die Gabe, die Sprache des Volkes getreu zu reflectiren. Er hat endlich den großen Vorzug, daß er verschmäht, nicht selbst Gesehenes und Untersuchtes zu geben. Seine Mittheilungen sind darum besonders in Betreff von Sitte und Sage des Volkes durchaus neu und frisch, und somit auch Freunden von anziehenden Bildern aus dem baierischen Gebirge zur Berücksichtigung aufs Wärmste zu empfehlen.

Blätter f. lit. Unterhaltung. ... Aber nicht nur Fürsten und Könige reiche Lords und große Kaufherren verleben die heißen Julitage in jenen Alpenregionen, auch Künstler und Schriftsteller besuchen sie alljährlich und veröffentlichen ihre Erlebnisse durch Wort und Bild. Und Heinrich Noë — ein Baier, aber mit voller Seele ein Teutscher — hat sie nicht etwa flüchtig bereist, sondern monatelang dort gewohnt und in Tegernsee das vorliegende „baierische Seebuch" (Nr. 1) geschrieben. Es ist daher unter allen andern am besten befähigt, eine ausführliche und wahrheitsgetreue Monographie jener großartigen Gebirgsregion zu geben. In der That kann man dasselbe nicht nur den Touristen,

sondern auch allen denjenigen empfehlen, welche sich für Länder- und Völkerkunde interessiren. In keinem Erdtheile haben sich am Fuße einer Gebirgsregion so viele Seen gebildet, wie hier in den baierischen Alpen zu finden sind. Der Verfasser nennt uns gegen zwanzig, beschreibt aber nur die merkwürdigern, größern, welche einen meilenweiten Umfang haben, wie der Tegernsee, Achensee, Walchensee, Kochelsee, Chiemsee, Starnbergersee, Eibsee, Hintersee, Königssee und Schliersee. Von den andern gibt er nur einige Notizen, schildert uns aber die baierischen und tiroler Alpen mit ihren hohen und merkwürdig gestalteten Spitzen, Rücken und die zu ihnen führenden Wege, Stege, die tiefen Thäler und furchtbaren Abgründe, die Bewohner und ihr mühevolles Leben; dabei ergötzt er sich auch an den herrlichen Aussichten und spricht mit Entzücken von der schönen Alpenflora und dem eigenthümlichen Thierleben. Noch poesiereicher wird die Flora und das Leben in den großen Thälern am Fuße der Alpen.

Noë, Heinrich, österreichisches Seebuch. Darstellungen aus dem Leben an den Seeufern des Salzkammergutes. 1867. Preis Thlr. 1. 18 gr. = fl. 2. 42.

Dr. **Ant. v. Ruthner** (Jahrbuch des österr. Alpenvereins.) Die Vorzüge, welche die vorstehende Kritik des „baierischen Seebuches" aus der Allg. Ztg. demselben zuerkennt, finden wir auch im „österreichischen Seebuch" wieder, und sie machen es zu einer höchst interessanten Lectüre. Vielseitig gebildet, geistreich, mit einer poetischen, doch niemals süßlichen Anschauung der Natur im Großen und Ganzen wie im Detail und mit der Gabe scharfer Beurtheilung gesellschaftlicher Zustände, endlich mit der glücklichsten Anlage das trefflich Aufgefaßte auf die anziehendste Art zu schildern ausgestattet, bietet uns der Verfasser zahlreiche ausgezeichnete Genrestücke. Doch nicht ausschließend nur Genrebilder! denn manche landschaftliche Studie nimmt größere Umrisse an, manche Erzählung aus dem Volksleben hat einen ernsteren Hintergrund und betrifft ernstere Verhältnisse, in welch' letzterer Beziehung wir blos auf die Mittheilung über die Schwärmersecte der Pöschlianer (S. 138 u. s. f.) hindeuten wollen. Immer aber, mag das Leben der Natur oder des Volkes im Großen oder Kleinen die Aufgabe bilden, überrascht uns der gelungene Lokalton der Darstellung und insbesondere tritt, sobald uns der Verfasser Dorfgeschichten oder Sagen vorführt, sein ganz eminentes Erzählertalent zu Tage. Scenen landschaftlichen Skizzen kommt außerdem noch zu Gute, daß sie großentheils jener Jahreszeit entnommen sind, in welcher

der Städter in der Regel dem Gebirge fern bleibt, weßhalb sie durch Neuheit und Eigenthümlichkeit fesseln.

Wiener Wanderer. Der Verfasser hat den richtigsten Blick für landschaftliche Reize, und was noch mehr gilt, in virtuoser Weise das Talent, das Gesehene zu reproduziren, daß es lebendig vor unseren Augen steht. Dabei kommt ihm noch ein liebenswürdiger Humor zu Statten. Die herrlichen Wasserspiegel unseres Oberlandes haben an ihm einen Schilderer gefunden, wie wir ihn nicht besser und geistreicher wünschen können; wer mit seinem Buche als Begleiter an ihnen wandert, der lernt erst alle ihre geheimen Zauber kennen und genießen.

Neue freie Presse (bei der gleichzeitigen Besprechung von Steub's „Herbsttage in Tirol"). Wem der Zufall nach Steub's Schilderungen Noë's „österreichisches Seebuch" in die Hand spielt, der macht eine ganz eigenthümliche Empfindung durch. Es ist, als ob man plötzlich aus den regelmäßigen, geraden und staubigen Straßen Münchens in den Hochwald versetzt würde, wo tausend Lichter durch die Zweige zittern, die uns harzduftend die Schulter streifen. Steub ist ein vernünftiger Mann, Noë ist Poet. Durch alle seine Schilderungen geht eine dichterische Ader, und doch weiß er den größten Realismus damit zu vereinen; ja, wir kennen kaum einen Zweiten, der Bauern und Holzknechte so treu nach der Natur gezeichnet hätte. Seine ganze Darstellungsweise ist eben originell, so originell wie die Beleuchtung, in welcher er uns die Seen des Salzkammergutes zeigt. Ein anderer Tourist hätte ihre Ufer im Sonnenlichte des Sommers besucht und geschildert: das war Noë zu gewöhnlich. Er führt uns im Herbstnebel, im eisigen Wintersturm durch die Gegenden, die er beschreibt. Aber gerade diese ungewohnte Scenerie verleiht seinem Buche einen eigenthümlichen Reiz. Alle Anderen, die vor ihm über das Salzkammergut geschrieben, sahen und beobachteten es nur in der Salontoilette des Sommers; er überrascht die Natur im Winter-Negligé und beschreibt sie mit der Anschaulichkeit und Lebendigkeit des Dichters, mit dem Farbensinne des Malers. Seine Schilderung des Schafberges und der elektrischen Phänomene dort oben ist gleich manchen anderen Partien des Buches ein kleines Meisterstück. Auf seinem Gebiete ist Noë eine merkwürdige Specialität, ein Sonntagskind, das dort Schätze zu heben weiß, wo andere Sterbliche nur werthloses Geröll entdecken.

Blätter für lit. Unterhaltung. Als der Verfasser in seinem „baierischen Seebuch" die Natur und das Menschenleben der baierischen Voralpen in reizenden Bildern vorführte, da riefen ihm

wohlmeinende Stimmen zu, auf diesem Wege fortzuschreiten und aus seiner Mappe, welche vielfache Alpenwanderungen gefüllt hatten neue Skizzen zu veröffentlichen. Diesem Rathe ist er nun gefolgt, er hat im „österreichischen Seebuch" die Reize des Salzkammergutes geschildert. Im Preise der deutschen Alpenwelt wetteifert Noë mit Ludwig Steub; während diesen aber ein geheimer Zug des Herzens über den Brenner nach dem sonnigen, wein- und burgenreichen Geländen des Etschthales führt, weilt Noë mit Vorliebe unter den dunkeln Tannen der norischen Berge, wandert in klingender Winternacht über verschneite Joche, schaut den Nebelmassen zu, welche auf dem Eise der Seen liegen und macht seine ethnographischen Studien in den ärmlichen Blockhäusern der Holzknechte und in raucherfüllten, übelduftenden Bauernstuben. Es scheint uns aber, als ob es nicht blos der Reiz der Neuheit gewesen, was den Verfasser bewogen hat, in den sieben sogenannten todten Monaten auf den von der Touristenwelt verlassenen Pfaden an den salzburger Seen zu wandern; Noë liebt die Einsamkeit, weil seinem Gemüth ein schwermüthiger Zug eigen ist, welcher ihn auch in sonniger Frühlingslandschaft zu allerhand trübsinniger Metaphysik verleiten wird. Mancher solcher ernster Gedanken flattern denn auch durch sein Buch; sie erschrecken uns aber nicht, denn sie harmoniren mit der Stimmung der uns vorgeführten Landschaftsbilder und stammen doch nie aus weichlicher Gesinnung, sondern aus tiefem Mannesernst. Nicht weniger als 17 Seen des Salzkammergutes schildern die 452 Seiten des österreichischen Seebuchs, und auch dem König der baierischen Seen, dem Königssee, spenden sie ihren Gruß. In seinen Worten liegt prächtige Melodie und dichterischer Schwung. Auch schön und eigenthümlich ist Noë's Stil, wenn er sich in ruhiger Schilderung ergeht und das Gegenständliche, weniger das Empfundene darstellt; und doch durchdringt auch den beschreibenden Theil seines Buches der warme Hauch eines tiefen Naturgefühls. Selbst der beste Kenner des Salzkammergutes wird über den wunderbaren Schmelz der Farben staunen, welchen der Verfasser seinen Bildern zu verleihen gewußt hat, und vielleicht kopfschüttelnd dessen Phantasie bewundern, welche an Dingen, die er selbst theilnamlos betrachtet hat, bewundernswerthe Reize entdeckte. Noë überrascht durch den derben Realismus und den köstlichen Humor, mit dem er in den Geschichten von dem Hallstädtersee und den steirischen Wildschützen das wiedererzählt, was er in den Hütten der Holzknechte und in raucherfüllten Wirthshausstuben vernommen hat.

Globus. Diese „Darstellungen aus dem Leben an den Seeufern des Salzkammergutes" werden allen Reisenden, welche jene

Gegenden besuchen, in hohem Grade willkommen sein. Herr Noë kennt dieselben wie wenige; er ist mit der Natur der Alpen und ihrer Bewohner auf das Innigste vertraut; er hat eine scharf ausgeprägte Gabe der Beobachtung; er empfindet zugleich tief und fein, und seine Schilderungen sind zumeist ungemein plastisch. Für Alle, die das reizende Salzkammergut besuchen wollen, ist das Buch Noë's eine schöne Gabe, für welche sie dem Verfasser danken werden. Er gibt ihnen so zu sagen Fleisch und Blut; er ergänzt die Reisehandbücher, die ja doch nur mehr ein bloßes Geripp oder Fachwerk geben und geben wollen. Er seinerseits bringt volles Leben hinein, und dabei bietet er viel Neues und Ueberraschendes.

Oesterr. Gartenlaube. Der glänzende Erfolg seines ersten literarischen Auftretens, die Liebe zur Sache und die vollständige Beherrschung des Stoffes haben ohne Zweifel Noë bewogen, seinem bairischen Seebuche ein österreichisches folgen zu lassen; dieselben schönen Vorzüge, welche jenes auszeichnen, treten auch in diesem zu Tage; volle Kenntniß von Land und Leuten, reizende Naturschilderungen, vollendete Detailmalerei vereinigen sich in seltener Weise mit der getreuesten Auffassung und Wiedergabe des Volkslebens. Wir lesen in seinem Seebuche nicht nur die Geschichten von dem Leben und Treiben der Jäger und Fischer, der Holzknechte, Sennen und Sennerinnen des Salzkammergutes, wir leben sie alle mit, wir sehen sie vor unseren Augen sich zutragen, wir sehen die handelnden Personen in ihren Licht- unn Schattenseiten vor uns sich entwickeln und entfalten, erscheinen und abtreten. Ein tiefer, gesunder Humor, ein echter, tüchtiger Realismus durchwebt Noë's Schilderungen und was ihnen doppeltes Interesse verleiht, ist der Umstand, daß er das Land, das er zum Vorwurfe seiner Darstellungen gemacht hat, im Winterkleide porträtirt, daß es somit in einer Toilette sich uns darbietet, in der es wohl nur wenige Touristen kennen zu lernen werden Gelegenheit gehabt haben.

Noë, Heinr., Brennerbuch. Naturansichten und Lebensbilder aus Tirol, insbesondere aus der Umgebung der Brennerbahn. 1869.

Preis Thlr. 1. 18 gr. = fl. 2. 42 kr.

Romanzeitung. Das ist ein Buch, an dem man eine reine Freude hat; es erfrischt und erquickt, als ob man selber in der kräftigen, würzigen Bergluft durch die Gebirge wanderte. Noë ist frei von der Ueberschwänglichkeit der Touristen, die selbst in iden übersteigentsten Phrasen ihrem Entzücken nicht genug thun können. Bei ihm spiegelt sich die Landschaft mit ihren Bewohnern. in einem tief poetischen Gemüth mit naturwahren Farben wieder

Und er schildert die Bergwelt nicht nur in der Pracht des Sommers, sondern auch in den Herbstnebeln und in ihrem Wintergewande, wann der Schnee unter den Füßen des Wanderers knirscht und die Sterne in der Nacht wie Diamanten und Smaragde mit kaltem Glanze funkeln. Ein etwas schwermüthiger Zug des Verfassers erklärt es, warum er Tirol zu den Zeiten mit Vorliebe durchwandert, wo es frei von den Schwärmen städtischer Vergnüglinge ist. Doch hat seine Melancholie nichts Weichliches, sie ist mit einem köstlichen Humor gepaart, welcher der Bitterkeit gegenüber dem Klatsch, der Ueberhebung der Halbbildung, der Selbstgefälligkeit der Hohlheit städtischen Wesens die Spitze abbricht und welcher ihm bei Zeichnung der ländlichen Hütten und der Figuren auf der Landstraße die Hand führt, während die herrliche Natur die leisen melancholischen Schatten sonnig auflöst. Dieselbe Meisterschaft wie in der Naturschilderung beweist er in seinen Genrebildern. Sie sind kulturhistorisch vertieft, denn er sieht an den Erscheinungen, welche ihm die Wanderschaft wechselnd vorüberführt, was tausend anderen Augen ahnungslos verborgen bleibt, und so zeichnet er in scheinbar flüchtigen, aber stets originellen Strichen das sociale Leben des Volks, dessen Arbeiten, Denken und Empfinden in prächtigen realistischen Figuren.

Allgem. Zeitung. Das Buch empfiehlt sich unseres Dafürhaltens vorzüglich zur Lectüre vor und nach der Reise. Ein Fremdenführer ist es nicht: dagegen wird es jedem den Genuß gewähren zu sehen: wie sich ein vorzüglich ausgerüsteter Kopf Dinge zurecht gelegt hat, die ihm selbst vor die Augen treten sollen, oder davor getreten sind. Man macht, so zu sagen, in solcher Begleitung die Reise zweimal. Es bestätigt sich, wie wir schließlich bemerken wollen, eben auch durch dieses Buch wieder der alte Erfahrungssatz, daß alle die Schöpfungen vorzüglich ausfallen, zu welchen sich nur *ein* Mensch eignet, eben dieses Individuum und kein anderes. Bei diesem Autor stimmt alles vorzüglich zusammen: seine persönliche Eigenthümlichkeit, die überall hinter den Zeilen hervortritt, sein Bildungsgang, seine Weltauffassung und — endlich seine Thätigkeit. Er ist kein Darsteller von Ferienreisen — sein Leben geht ihm inmitten der vielgestaltigen Natur hin, die er mit hingebendem Eifer und rastloser Thätigkeit dem Verständniß der großen Menge näher rücken will. Etwas von der persönlichen Rücksichtslosigkeit und der freiwilligen Sonderstellung, die den Verfasser offenbar als Menschen kennzeichnen, ist seinem Buch zu gut gekommen, und hebt es sichtbar aus der Fluth gleichnamiger Erzeugnisse hervor.

Westermann's Monatshefte. Von Heinrich *Noë*, dem Verfasser des baierischen und österreichischen Seebuches, ist jetzt auch ein:

„**Brennerbuch**" erschienen, welches Naturansichten und Lebensbilder aus Tirol, besonders aus der Umgebung der Brennerbahn, giebt, und in seinen geistreichen Schilderungen die Mitte hält zwischen den trockenen Nachweisungen des gewöhnlichen Reisehandbuches und den oft unzuverlässigen Ergießungen schwärmender Touristen. In neun Capiteln zeigt der Verfasser die Hauptgegenden Tirols und indem er sie in verschiedenen Jahreszeiten vorführt, giebt er dem Ganzen ein sehr lebendiges Gepräge. Namentlich ist die winterliche Eisenbahnfahrt über den Brenner anschaulich dargestellt und man erhält einen Begriff von der kolossalen Schwierigkeit dieses jetzt so viel besprochenen Unternehmens. In der That ist dies Buch ein beredter Reisegefährte, welcher seine Erfahrungen in anziehender Weise mittheilt.

Ueber Land und Meer. Für alle Freunde des schönen und interessanten Tirol eine willkommene Gabe. Der Verfasser kennt Land und Leute aus seinem mehrjährigen Aufenthalte in den tiroler Bergen und hat das Herz und die Feder dazu, das Erlebte und Erschaute freundlich wiederzuspiegeln. Insbesondere schildert er die Brennerbahn und ihre Umgebungen.

Edelweiß. Es ist kein unbekannter Schriftsteller, der uns in diesem Buche entgegentritt, einem guten Freunde, den wir wieder zu begrüßen uns freuen, begegnen wir zum dritten und hoffentlich nicht zum letzten Male auf demselben und Jedem, der es einmal kennen gelernt, so theuern unvergeßlichen Gebiet der Hochgebirgswelt. Und Vorzüge, welche Noë's baierisches und östreichisches Seebuch in so hohem Grade auszeichnen, finden wir in seinem Brennerbuch wieder in gleicher Vollendung. Treue, eingehende Schilderung, reizende Detailmalerei der Naturobjecte, liebevolles Sichhingeben an Einzelheiten, die nur dem Auge des reisenden Poeten — der ein Dichter ist, wenn er auch nicht Verse macht — sich darbieten und ein offenes Herz für die Eigenthümlichkeiten des Volkes, das auch in voller Wahrheit und mit warmem Antheile an seinen Leiden und Freuden geschildert wird. Das Brennerbuch führt uns von Baiern über Kufstein in Tirol ein, beschreibt Kufsteins Umgebung, den mächtigen, zerrissenen Kalkgebirgsstock des hohen Kaiser, führt uns durch das Innthal bis und über Innsbruck hinaus und durch das Lechthal wieder gegen Bayern zurück. Von Tirols Hauptstadt aber reisen wir mit dem Verfasser auf der Straße und auf der Bahn über den Brenner bis Bozen und lernen auch die Seitenthäler, die hier in die Hauptthäler münden, kennen, und schließlich schildert er uns mit glühenden Farben die wunderbaren Reize des Etschlandes um Bozen und Meran, wo sich die Vegetation des Südens in so entzückender Weise wie kaum ander=

wärts wieder, mit dem Schnee und Eise der ewigen Gletscher paart. Nach einem Blicke in die östlichen Thäler kehren wir über Finstermünz und durch das Obe.innthal nach Innsbruck zurück. Es ist somit ein großes und dabei herrliches Stück Tirol, das wir in diesem Buche Noë's kennen gelernt. Ein Reisehandbuch ist es nicht, und soll es nach der Absicht des Verfassers auch nicht sein, aber Jeder, den „Land und Leute“ unserer Alpen anziehen, wird es, wenn er auch Tirol nicht kennt, mit Vergnügen und Nutzen lesen; wer aber dieses Land besucht, mag es vorher eifrig studiren, er wird dann Vieles mit anderem, offenerem, klarerem Blicke sehen; daß er es dann wieder liest, wenn er vom Hochlande heimgekehrt, soll uns keine Sorge sein.

Allgem. Familien-Zeitung. Jedes neue Buch dieses frischen, kernhaft tüchtigen, scharf beobachtenden nnd für jeden Eindruck empfänglichen Schriftstellers muthet uns an, wie ein heißer Quell auf einer heißen, ermüdenden Wanderung. Der Verfasser des baierischen und österreichischen Seebuchs versteht die Alpenwelt wie kaum Einer, denn er faßt die Natur im Ganzen und das Naturschöne mit der Empfänglichkeit einer Dichterseele auf und weiß den hingenommenen Eindruck mit dem ganzen Zauber lyrischer Empfindung und gehobener Ausdrucksweise zu umkleiden, während er sich für Auffassung und anschauliche Schilderung des Einzelnen und Besondern in Natur und Menschenleben die feinste Beobachtung und humanste Empfindung angeeignet hat und in deren Wiedergabe stets das richtige Wort findet. Hierfür zeugt wiederum am schlagendsten das vorliegende köstliche Reisebuch aus und über Tirol, das er von Brannenburg bis hinunter an die grüne reißende Etsch schildert, da die Brennerbahn hinfort eine vorzugsweise Heerstraße der Touristen werden wird. Wer Tirol bereisen will, für den ist dieses „Brennerbuch“ ebenso nützliche Vorstudie als Reiseführer; für den Heimgekehrten ein Mittel, um seine Erinnerungen zu fixiren, seine Beobachtungen zu vervollständigen, denn kaum ein Anderer versteht es in solch eminenten Grade wie Noë, ein frisch frappantes Bild von den Besonderheiten des Menschenlebens auf einem bestimmten begrenzten Fleck Erde und von der Wechselwirkung zwischen Natur und Menschenleben innerhalb eines solchen Rahmens zu entwerfen. Wir begrüßen in dem Buche eine der originellsten und werthvollsten Leistungen der Reiseliteratur.

N. Nachrichten. Der in seinem Gebiete bestens autorisirte Verfasser hat mehrere Jahre in Tirol zugebracht und vermag dem Leser das zu bieten, was weder in einem gewöhnlichen Reisehandbuche noch in den Herzensergießungen fahrender Belletristiker ge-

sucht werden wird. Er hat erfahren, daß flüchtige Betrachtung ohne Beihilfe weder in die bedeutungsvolleren Züge einer Landschaft noch in das Wesentliche menschlichen Treibens einführt. In Beides muß sich der Fremdling einleben, wozu nicht Jedem Zeit und Mittel zu Gebote stehen. Ein Buch, welches sich Aufgaben setzt, die nach der einen Seite in das Gebiet ästhetischer Naturbetrachtung, nach der anderen in das der Volkskunde eingreift, wird demnach ebenso erwünscht sein, als ein beredter Reisegefährte, welcher seine bezüglichen Erfahrungen gerne mittheilt. Die Brennerbahn ist einer der ersten Anziehungspunkte für die gesammte Reisewelt geworden. In wenigen Stunden gelangen wir auf diesem Schienenweg in Länder, die sich durch die Beschaffenheit der Luft des Bodens, der Menschen wesentlich unterscheiden. Der Verfasser erzählt, was er über alle diese Dinge zu berichten weiß und folgt dabei dem Laufe der berühmten Schienenstraße, ohne sich eine kleine Abschweifung nach links oder rechts zu versagen, wenn er sich bewußt ist, davon Lehrreiches mitzubringen. Auf diese Weise läßt sich das gut ausgestattete Buch, dessen Darstellungsweise eine ebenso klare als anziehende ist, wohl vor, während und nach der Fahrt lesen.

Allgemeiner literarischer Anzeiger für das evangelische Deutschland. Ein gutes Reisehandbuch für Touristen; zugleich eine ansprechende Lectüre. Der Verf. versteht es, durch gute Naturschilderung und interessante Episoden aus dem Volksleben seine Leser zu fesseln.

Europa. Der Verf. macht nicht erst seit heute den kundigen und liebenswürdigen Ceremonienmeister der Alpen, der den eintretenden Gästen Alles vorstellt, mit dem bekannt zu werden was der Mühe lohnt. Er hat früher ein baierisches und ein österreichisches Seebuch erscheinen lassen. In diesem nach einem größeren Plane ausgeführten Buche berücksichtigt er besonders die Gegenden, die der Reisende von der Brennerbahn aus leicht erreichen kann, und läßt Land und Leute, die im Leben ja zu einander gehören, auch in der Schilderung bei einander. Keines der vielen Landschaftsbilder, die sein Buch mit einem gemeinsamen Rahmen umfaßt, entbehrt der belebenden Staffage.

11/2000